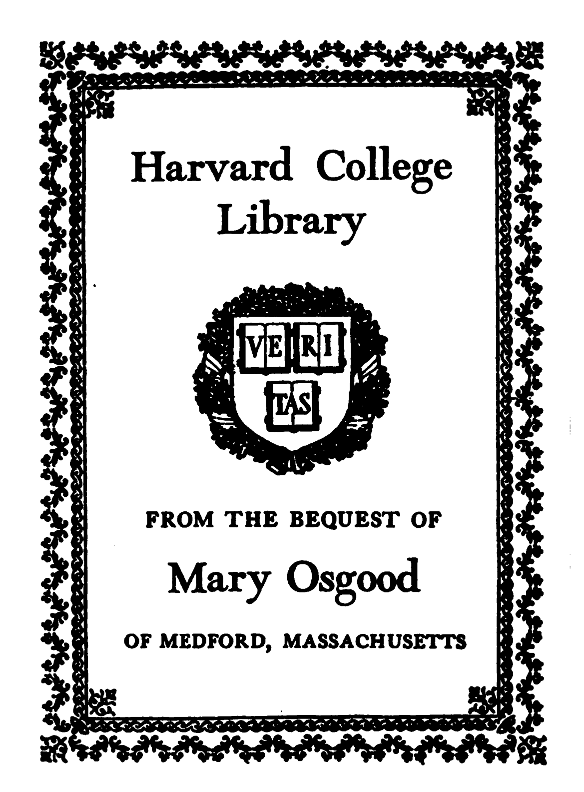
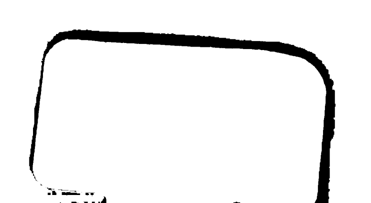
SCHMIDT
HEINRICH LEOPOLD WAGNER


Harvard College
Library
VE RI
TAS
FROM THE BEQUEST OF
Mary Osgood
OF MEDFORD, MASSACHUSETTS



HEINRICH LEOPOLD WAGNER

GOETHES JUGENDGENOSSE.

VON

ERICH SCHMIDT.

ZWEITE VÖLLIG UMGEARBEITETE AUFLAGE.

JENA,

VERLAG VON ED. FROMMANN.

1879.

Mary Osgood fund.

WILHELM SCHERER

ZUGEEIGNET.

Vorrede.

Bei der Ausarbeitung dieser zweiten Auflage habe ich die erste nur als vorläufige Skizze betrachtet und mich bestrebt, durch Vervollständigung des Materiales und verweilende Ausführung der 1875 im Drang äusserer Anlässe nur eilig angedeuteten Momente ein neues und, so weit das erreichbar ist, abschliessendes Buch zu liefern.

Ich darf es aussprechen, dass die Monographie schon in ihrer unvollkommeneren Gestalt im einzelnen aufklärend für den behandelten Goethianer selbst, und des weiteren, namentlich durch die Zerlegung der „Kindermörderinn“, welche neben der Prometheusfrage den Kern dieser Untersuchungen bildet, anregend auf manche inzwischen erschienene Beiträge zur Geschichte des Sturmes und Dranges gewirkt hat, und hoffen, dass nunmehr meine rückständige Schuld abbezahlt ist. Für einige allgemeine und besondere Erörterungen verweise ich jetzt auf meine Schrift „Lenz und Klinger. Zwei Dichter der Geniezeit“ (Berlin, Weidmann) von diesem Jahre.

Den Vorwurf, es geschehe neuerdings in der Würdigung kleiner Geister und geringer Erzeugnisse des guten zu viel, vermag ich nicht ganz zu entkräften. Denn zu andächtig wird oft hier eine Winkelblattrecension, da eine ärmliche Reimerei, dort eine nichtige Lebensnachricht hervorgezogen und — darin liegt der Hauptfehler; wer wollte Genauigkeit im kleinsten verdammen? — in dieselbe helle Beleuchtung gerückt, wie die grossen Erscheinungen und Entscheidungen des Lebens und Schaffens. Man möchte rufen: dein Sieb hat

zu grosse Löcher! Nur die Zellen und Fasern sollen mikroskopisch abgebildet werden, welche die Erkenntnis der Structur des Organismus erweitern und vertiefen. In einzelnen Fällen übertreiben wir den Kleinkram vielleicht nur deshalb, um den nachstoppelnden Aehrenlesern auch das nicht übrig zu lassen, was wir eigentlich verschmähen. Schwierig ist immer die Frage, wie ungedruckte Briefe, Gedichte u. dgl. zu behandeln seien. Soll man alles drucken? Wie viel Spreu kann da mitgehen. Was soll man weglassen? Eine anscheinend werthlose Kleinigkeit kann einem anderen wichtig sein oder durch irgend eine spätere Kunde einmal in einem ungeahnten Zusammenhange Bedeutung erhalten. Freilich gibt es in den litterarhistorischen Herbarien vieles, dem eine solche Rolle von vorn herein nie zufallen kann.

Jedenfalls muss die Darstellung Männern dritten und vierten Ranges gegenüber ein anderes Verfahren der Auswahl einschlagen, als für einen Führer geistiger Bewegungen. Ich sage ausdrücklich: die Darstellung, die zusammenfassende Monographie. Wer über Goethe schreibt, weiss, dass er auf einer wolgepflegten Strasse wandelt und viele nach ihm desselben Weges ziehen werden, dass die Probleme einer ansehnlichen Zahl ausgezeichneter Mitforscher näher vertraut sind, dass er allein nicht entfernt im Stande ist, das ganze Dasein und Wirken des Einzigen zu überschauen, geschweige denn alle zusammentreffenden Umstände bis ins kleinste zu durchdringen. Leichter fällt dem Beobachter der geringeren Erscheinung Ueberblick und Einblick, aber er steht einsamer und muss daher nicht nur in einer umfassenden, unergiebigeren Arbeit vereinigen, was dort allmählich und durch Theilung geleistet wird, sondern auch in weiterem Masse nachweisen, woher ihm dies und das gekommen ist, Urkunden, Zeugnisse, Proben zur Ergänzung und Prüfung seiner zumeist auf engen, unbetretenen Pfaden gewonnenen Ergebnisse vorlegen.

Mein kundiger Beurtheiler in der *Revue critique*, Hr. Fécamp, hat mit Recht gerügt, dass deutsche Litterarhistoriker sich oft darauf beschränken, Stoff anzusammeln, statt zu ver-

arbeiten. Ich hoffe, dass die Darstellung jetzt glatter, die Anordnung klarer geworden ist. Uebrigens habe ich alle Ursache, von den „Recensenten" besser zu denken, als mein Held, der Verfasser der Prometheusfarce. Bemerkungen v. Beaulieu-Marconnays, Düntzers, Fécamps, Mühls, Julian Schmidts, Schölls, Uhdes u. a. sind dankbar benutzt worden. Erfreulich war mir auch das Interesse eines Dramatikers, A. Lindners.

Wagners Leben hat ein neues Ansehen gewonnen, da es mir glückte, den Nachlass seines Gönners Ring und darin eine stattliche Anzahl Wagnerscher Briefe, leider grösstentheils aus der Saarbrücker Zeit, zu finden. Sie in der ersten Beilage abzudrucken, war schlechterdings unmöglich.

Den Rahmen dieser Monographie nicht zu sprengen, habe ich es mir versagt, von Wagners zwei Hauptdramen ausgehend allgemeiner sowol die allmähliche Entadelung, als die allmähliche Abschwächung der Motive und Figuren in der grossen bürgerlichen Gattung nachzuweisen; wie die Vornehmheit der „Emilia Galotti" verloren geht, besonders aber, wie immer mehr die larmoyante Manier durchdringt. Wagners Abschwächung „Evchen Humbrecht" ist ein Zeichen der Zeit. Moores „Spieler" war eine Tragödie, Saurin gab ihr einen rührseligen Ausgang, Ifflands „Spieler" ist dann von vorn herein Rührstück. Oder die Abschwächung im Thema der unstandesgemässen Liebe, der Verführung u. s. w. bis Iffland und Kotzebue. Der Weg von der „Emilia Galotti" zur „Elise von Valberg" ist auch gar weit; er führt über Sprickmann, Möller u. s. w. Das Rohe der Wagnerschen Richtung schwindet, aber auch die Schneidigkeit. Die alte Inconsequenz Weisses allüberall. Dies umfassend seit Lillo darzustellen oder auchnur in den Hauptpunkten anzudeuten, gieng nicht an.

Es erübrigt, denen auch hier zu danken, welche meine Arbeit durch Mittheilung seltener Ausgaben, ungedruckter Briefe oder Gedichte, durch Geschenke und durch Nachweise freundlichst gefördert haben. Zuerst den Herren Weinhold, S. Hirzel, Schnorr von Carolsfeld und Kestner, R. M. Werner, v. Maltzahn und Weisstein. Dass mir die beiden letzteren

im vergangenen Jahre ihre Sammlungen und ihr Wissen erschlossen, verpflichtet mich um so mehr, als es manchmal gewiss nicht ohne innere Kämpfe geschah. Ferner den Herren Bernays, Henning, L. Hirzel, Köhler, Kriegk, Laubmann, Redlich, Rieger, Seuffert, Simrock, Weigand. Manchen erreicht mein Dank nicht mehr. Auch die Bibliotheken zu Berlin, Darmstadt, Frankfurt a. M., Gotha, München, Schulpforte, Strassburg und Weimar haben mich liberal unterstützt. Der kleine Aerger über schnödes Schweigen ist schnell verschwunden gegen die dauernde Freude gemeinsamer Arbeit.

Strassburg i. E., im September 1878.

Erich Schmidt.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis einiger Abkürzungen.

N: meine „Nachträge zu H. L. Wagner“ Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 19, 372 ff.

Anz: „Anzeiger“ derselben Zs.

Archiv: „Archiv für Litteraturgeschichte“ von Schnorr v. Carolsfeld.

F g A: „Frankfurter gelehrte Anzeigen“ 1772 ff.

A d d M: „Almanach der deutschen Musen“ Leipzig, die Jahrgänge 1774 ff.

D j G: „Der junge Goethe“ von S. Hirzel und Bernays 1875.

Loeper: v. Loepers Commentar zu „Dichtung und Wahrheit“ (D u W Hempelsche Ausg. 21 ff.

Appell: „Werther und seine Zeit“ von J. W. Appell 2. A. 1865.

Werner: „Ludwig Philipp Hahn“ von Richard Maria Werner (Quellen und Forschungen XXII) 1877.

D. Chr.: Schubarts „Deutsche Chronik“ 1774 ff.

Berichtigungen.

S. 32 Z. 21 lies „Peitsche“ statt „Pritsche“.
„ 40 „ 22 ist Donnheuser oder Donnheusser das richtige?
„ 68 „ 5 v. u. lies „die“ statt „das“.
„ 117 „ 14 v. u. „Duschs“ einzuschieben.

Einleitung.

Wagner gehört zu dem rheinischen Dichterkreise der Geniezeit, welcher der Fahne Goethes folgend vorzugsweise das Drama pflegte, und theilt als ein minder origineller Kopf alle die allgemeinen Kennzeichen der Partei. Wenn eine auch nur lose Vereinigung gleichaltriger und gleichgestimmter Genossen denselben poetischen Zielen nachstrebt, ergibt sich, so verschieden der innere Gehalt nach der grösseren oder geringeren Begabung auch ausfallen mag, immer eine unverkennbare Familienähnlichkeit in der äusseren Erscheinung der einzelnen Schöpfungen. Die anakreontischen Tändeleien gleichen sich wie ein Sperling dem anderen. Auch den Gedichten der Musenalmanache kann leicht eine falsche Taufe zu Theil werden. Motive und Gestalten werden typisch; nicht nur, dass bei allen die volksmässige, mundartlich gefärbte Sprache, von dem Gegner als Sachsenhäuser Deutsch verspottet, sich vereinigt mit der Sucht nach den leidenschaftlichsten, derbsten, naturwüchsigsten Ausdrücken, auch neu erfundene Worte und Wendungen bürgern sich sofort als Gemeingut ein. Die Geschichte des Stiles wird einmal diese neue Geniesprache einer genauen Analyse von Jahr zu Jahr, von Dichter zu Dichter, von Drama zu Drama unterwerfen müssen. So wird „Kerl" plötzlich ein Lieblingswort, so „Drahtpuppe", „Schneckengang", „Schnellkraft" u. s. w.

Ich will wenigstens eine interessante Phrase auf ihrer Wanderung verfolgen. Sie begleitet meist die Katastrophe des Dramas und hängt deutlich mit der in so lebhafte Aufnahme

gekommenen Balladenpoesie zusammen. Göttingen ist auch der Ausgangspunkt:

In Leisewitzs „Julius von Tarent“ schliesst die 7. Scene des fünften Actes: „Ein Lied will ich aus dem ganzen Jammer machen und das soll mir Blanca um Mitternacht singen“. Unabhängig wol sagt Klingers Franz (Das leidende Weib 5, 2) zum Gesandten: „Nimm deine Kinder und wir gehn heischen. Wollen betteln, deine Geschichte erzählen“. In „Sturm und Drang“ (4, 5) ruft Wild: „Balladen will ich drüber absingen in Londens Strassen sobald die Mordgeschichte zu Ende ist.“ Bei Möller („Wikinson und Wandrop“ 1779 S. 40) sagt Wikinson zu seiner Frau: „Nähe Dir einen Sack, das schimmlichte Bettlerbrod drin zu sammeln ... Lern ein Lied auswendig, — nur eine hübsche drolligte Melodie. — So ein Voudewill. Deine Tochter kann die Laute dazu schlagen — und Georg wird dich secundiren. — Aber nur was schnackisches — Geh an die Tafeln der Wollüstlinge; — Deine Tochter ist hübsch“. Der ärmliche Dichter zieht den Satz nach Kräften in die Breite; in Hahns „Robert von Hohenecken“ 1, 7 (S. 19) wird nach Franzens Tod ein „Singetanz“ improvisiert; noch weiter ab liegt eine von Werner angeführte Stelle des „Karl von Adelsberg“ 2, 2, wo mehr ein Mordgeschichtenbild vorschwebt. Schillers Musicus Miller aber poltert in der Eingangsscene des letzten Actes: „ich setze die Geschichte deines Grams auf die Laute, singe dann ein Lied von der Tochter, die, ihren Vater zu ehren, ihr Herz zerriss — wir betteln mit der Ballade von Thür zu Thür und das Almosen wird köstlich schmecken von den Händen der Weinenden.“ Noch Otto Ludwigs Erbförster ruft (5, 8): „kauft euch eine Leierorgel. Damit zieht auf den Märkten umher und singt von dem alten Mordkerl, der sein Kind erschoss.“ Ich darf diese Stelle heranziehen, weil der Eisfelder Dramatiker vieles aus dem Sturm und Drang gelesen hat. Dagegen glaube ich dem Fabulisten Falk nicht, dass Goethe unter den Bedrohungen der napoleonischen Fremdherrschaft wie ein Held der Geniedramen declamiert habe: „ich will ums Brod singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen.“

Ein anderes Beispiel. Schon Hoffmannswaldau sinnt in einem der Begräbnisgedichte (S. 13 f.):

Vielleicht ist dieses Bein und jenes Rückengrad
Von des Arminius und grossen Carles Leibe.

Wenn jetzt solche Grübeleien häufig erscheinen, so gehn sie offenbar auf Hamlets berühmte Kirchhofsgedanken zurück. Leisewitzs Julius reflectiert: „Zuletzt besucht ich noch die Gruft meiner Väter; ein wahres Bild des Standes der Fürsten dacht ich, als ich die silbernen Särge und die verrotteten Fahnen sah! — Bei ihnen ist alles so, wie in jedem anderen Stande, die Flitter ausgenommen, die sie allem, was sie angeht, anhängen. Die Hand voll Staub in diesem Sarge, ehemals der grosse Theodorich, liebte den Schädel in jenem, einst die schöne Agnese.“ Vgl. Höltys „Todtengräberlied“ (Halm S. 178 f.). An Schubarts „Fürstengruft“ ist auch entfernter zu denken. In Schillers Jugenddialog „Der Spaziergang unter den Linden“ (2, 349) philosophiert Wollmar: „Dachtest du je, dass dieses unendliche Rund das Grabmahl deiner Ahnen ist, dass dir die Winde .... vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius in die Nase blasen?“

Ophelia kehrt im „Julius von Tarent“ als Blanca wieder (5, 3 f.) Den Eingang des Hamlet hat Hahn in der ersten Scene seines „Aufruhrs“, Leisewitz in einem, später verworfenen, Auftritt (5, 1), Ramond in der *Guerre d'Alsace* nachgeahmt. Wahnsinnsscenen wurden fast obligat. Die Balconscene aus „Romeo und Julie“ copiert Klinger ohne Bedenken sowol in dem stofflich verwandten „Sturm und Drang“ (5, 7 f.), als im „leidenden Weib“ (3, 3 f.). Auch wird Franz von seiner Geliebten Julie Romeo genannt, wie Lenzens Läuffer von Gustchen. Ebenso entlehnt er im „Otto“, abgesehen von der Anregung durch den Götz, seine stärksten Wirkungen aus dem Lear. Und wie viel liesse sich nicht in dieser Richtung noch anführen!

In einer langen Reihe rücken die feindlichen Brüder Leisewitzs, Goethes, Schillers, vor allem Klingers auf[2]). Das Nachleben und die Wandlung anderer Gestalten werden wir später verfolgen.

Gerade in einer Zeit, wo neue Vorbilder aufleuchten und ein fieberhafter Eifer, manchmal auch nur eine künstliche Modesucht die jungen Dichter in diese neue Richtung hineintreibt, wo keiner zurückbleiben will und in drängender Schaffelust alle wetteifern und sich zu übertrumpfen suchen, wo viele unter einander befreundet und neben einander ähnliche Stoffe bearbeiten, muss wenigstens eine gewisse äusserliche Gleichmässigkeit leicht eintreten. Deshalb die vielen Verwechslungen [3]). Die Leser, an der Schale haftend, erkannten nur die Partei, aber das Urtheil über die Individuen schwankte.

Seit diesen Tagen lebt Wagner, sonst vergessen, nur noch in der traurigen Gestalt eines Plagiarius fort. Hier soll ihm gegeben werden, was sein ist [1]). Muss er auch manche Anleihe wieder zurück bezahlen, ganz ausgebeutelt wird er doch nicht. Einen Theil der Aufmerksamkeit, die ihm gegönnt wird, verdankt er seiner Stellung zu Goethe, den er eine Zeit lang als Trabant umkreiste, den andern darf er seiner eigenen Thätigkeit zu Gute rechnen. Wir stehen bei diesen Betrachtungen nicht auf der Höhe, wo das Auge frei und weit ausblickt und frische Bergluft uns umweht, sondern auf einem mässigen Hügel, dürfen aber dann und wann zu den grossen Gipfeln emporblicken. Dass die Menge der Wanderer lieber stracks auf diese selbst lossteuert, wird ihr niemand verdenken.

I. Leben.

1.

Heinrich Leopold Wagner ist ein Strassburger[4]). Aber es ist wichtig, dass die Familie nicht zu den alteingesessenen und darum fest eingewurzelten Häusern gehört, denn schon früh zeigt unser Dichter die ausgesprochenste Abneigung gegen Stadt und Land seiner Geburt. Der im neunundachtzigsten Lebensjahre verschiedene Urgrossvater, zuletzt Pfarrer in Waldenheim bei Brumath, stammte aus Augsburg. Er hatte in Strassburg studiert und verpflanzte die Familie ins Hanauer Ländle. Von seinen zahlreichen Söhnen ist der älteste als Feldscheer in Ungarn verschollen; der zweite wurde Pastor in Hinterpommern, andere machten als Kaufleute in Stettin und Danzig ihr Glück, der dritte war Kapitän in preussischen Diensten, zwei erlangten das Bürgerrecht in Strassburg.

Der jüngste, Herr Johannes Wagner, wirkte als Pfarrer in Hörth zwischen Strassburg und Bischweiler, einem Dorfe, das gleichfalls der Hochfürstlich Hessen Hanau Lichtenberger Herrschaft angehörte. Auch von diesem Pfarrhause gilt Logaus Wort: „Viel Bücher, viel Kinder, viel selten viel Rinder.“ Sein zehnter Sohn Heinrich Leopold ist der Vater des Dichters. Wann er sich als Handelsmann und Bürger in Strassburg niederliess, steht dahin. Hier hat auch ein älterer Bruder Christian Daniel, der schon früh „der Schreiberey ergeben“ war, sein Leben als „lediger Scribent“ beschlossen. Heinrich Leopold heiratete am 25. Mai 1746 Jungfer Katharine Salome, eine Tochter des Kaufmanns Steinbach. Am 19. Februar 1747 gieng aus dieser Ehe ein Sohn hervor, der die Vornamen des

Vaters erhielt. Ihm gilt diese Schrift. — Weiter blieben vier Schwestern und ein Bruder Johann Friederich (geb. am 6. Juli 1757) am Leben. Eine der Schwestern scheint später längere Zeit in Frankfurt bei unserem Helden gelebt zu haben; oder waren es nur ausgedehntere Besuche? Sie war mit Agnes Klinger befreundet, die in einem Briefe auch des jüngeren Bruders als eines lang aufgeschossenen Burschen gedenkt. Lassen die Namen der „Pfettern“ und „Göttel“ Wagners immerhin auf ein gewisses Ansehen schliessen, so kann es doch um das Vermögen nicht zum besten bestellt gewesen sein. Zu den Grosshändlern gehörte der alte nicht trotz dem Titel eines *conseiller de commerce de S. A. S. Mgr. le Landgrave de Hesse Darmstadt.* Auch das Erbtheil an Bildung, das der Pastorssohn mit bekommen hatte, darf nicht hoch angeschlagen werden, denn er unterschreibt sich bei der Taufe auf gut ditsch: „Heinrich Leobold Wagner als Vatter.“ Sie wohnten an der kleinen Metzig.

Ohne Zweifel besuchte Wagner die niederen und höheren Schulen seiner Vaterstadt. Eine innige Freundschaft verband ihn als Knaben und Jüngling mit Bernhard Friedrich von Türckheim. Als dieser am 25. August 1778 Lili Schönemann heimführte, fand sich auch der alte Strassburger Kamerade mit einer herzlich gemeinten und übel gereimten Glückwunschepistel [5]) ein, die uns zeigt, welche frohen, ungetrübten Stunden seine Kindheit in dem Türckheimschen Hause und auf dem nahen Landgute gefeiert hatte. „Gleich einer alles beglückenden Fee“ vertheilte die anmuthige Herrin leckere Früchte, mit denen die Knaben zu ihren Bleisoldaten zurücksprangen, um Preussen, Franzosen, Panduren und Kosacken gegen einander aufzufahren, eine Schlacht von Minden im kleinen zu schlagen und mit Schwerin Prag zu bestürmen. Auch im Elsass wählten sich spielende Kinder einen Lieblingshelden: Friedrich den Grossen!

Dieselben schlicht und ansprechend vorgetragenen Erinnerungen an ein Jugendparadies, das ihm, der im Leben wenig Glück fand, doppelt reizvoll erscheinen musste, erzählen uns auch von einem Liebhabertheater mit classischem Re-

pertoire, das seinen Schwerpunkt in der *haute tragédie*, in Cinna, Mahomet u. s. w. hatte. Die französische Litteratur drängte schon damals im Elsass die deutsche stark zurück. Spach hat gezeigt, wie gerade in der Zeit von Wagners Jugend der Umschwung sich immer rascher und vollständiger vollzog. In dem litterarisch strebsamen jungen Strassburger mussten sich eine französische und eine deutsche Richtung auseinander setzen und er entschied sich alsbald für die, welche ihm als die vaterländische galt. Strassburg war nicht der Ort, Dichter gross zu ziehen. Man wende hier nicht Goethes hinreissende Selbstbefreiung ein — aus dem mittleren Bürgerthum konnte sich nur mühsam, immer bestritten und benörgelt, kämpfend und geärgert, ein Dichter emporringen.

Wie erschien denn Goethe, dessen empfängliche Seele all das Grosse und Schöne in Strassburg und Umgebung so begierig einsog, der hier den Grund zu seinem Universalismus legte, in dem hier eine neue Kunstanschauung, Kunstübung und Deutschheit emergierten, der junge Goethe mit einem Wort, dem Strassburger Publikum im grossen? *Homme de génie, à ce qu'on dit, mais d'une suffisance insupportable*, dieses Urtheil Pfeffels lautet noch nicht so übel, denn es erkennt das siegend und siegesgewiss auftretende junge Genie, wenn auch unwillig, an. Aber er gilt für sittenlos, für irreligiös und für einen gefährlichen Revolutionär, in dessen Kopf es nicht ganz richtig ist. Das sind Urtheile aus der Menge, nicht von gebildeten feinen Franzosen und Halbfranzosen, noch von jenen trefflichen und unvergesslichen deutschen Kreisen, in welchen Goethe sich bewegte. Wagners Stand war ein ganz anderer und misslicherer. „Erst ein Glied der Strassburger, dann der Frankfurter Gesellschaft" sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit. Man darf das nicht zu stark betonen. So wenig für das Jahr 1771 von einer Intimität zwischen Goethe und Lenz die Rede sein kann, so wenig hat die jedenfalls vorhandene Bekanntschaft mit Wagner zu einem wirklich engeren Verkehr geführt. Salzmanns „gelehrte Uebungsgesellschaft" oder „Gesellschaft der schönen Wissenschaften" stand damals nicht in der Blüthe, die sie 1775 besonders

durch Lenzens Bemühungen für die deutsche Sprache erreichte. Wenn aber Wagner 1773 von einer Vereinigung schreibt, für die er kleine deutsche und französische Impromptus mit vielen localen satirischen Anspielungen abfasse, so ist allerdings an den befreundeten Salzmannschen Kreis zu denken. 1776 kehrt er als ein alter Bekannter in denselben zurück.

Wenn Jung-Stilling in seiner Autobiographie (Werke I, 342) schildert, wie er zum ersten Mal an den berühmten Mittagstisch bei den Jungfern Lauth in der Krämergasse tritt, und, nachdem er Goethe, Waldberg, Melzer, Lerse genannt hat, fortfährt: „Noch einer fand sich ein, der sich neben Goethe hinsetzte, von diesem will ich nichts mehr sagen, als dass er — ein guter Rabe mit Pfauenfedern war“, so kann ich diese Stelle nur auf den Verfasser der „Kindermörderinn“ beziehen. Wahrscheinlich nicht auf diese selbst, nur darauf, dass Wagner, der in Goethes Kreise für nicht sehr bedeutend galt, gern mit fremdem Kalbe pflügte. Zu Meyer kann nur die Rathlosigkeit greifen. Aber Wagner wird wol bei den Seinen gegessen haben? Der Einwurf ist platt, jedoch berechtigt. Ein ständiger Tischgenosse war er gewiss nicht, aber er mag sich wol manchmal „eingefunden“ haben, und schliesslich darf man Jung-Stilling die oft geübte freiere Gestaltung auch hier nicht absprechen. Wagners Eltern lebten damals noch; die Mutter starb, 53 Jahre alt, am 29. September 1776; vor dem Vater, dessen Todestag die hiesigen Sterberegister nicht überliefern.

Wagner gehörte, wie Goethe, der juristischen Facultät seiner Heimatsuniversität an. In der Matrikel habe ich seinen Namen nicht gefunden [6]). Wurde das Rechtsstudium in Strassburg damals überhaupt leicht und bequem gehandhabt, was namentlich viele Ausländer und Adelige anlockte, so brachte Wagner dem ohne innere Neigung gewählten Berufe gewiss auch wenig Eifer entgegen. Später noch nennt er sich nur mit Achselzucken einen Advocaten und witzelt über den „Schneckengang der Madam Justitia.“ Im Jahre 1772 scheinen sich die Vermögensverhältnisse der Familie erheblich verschlechtert zu haben. Er spricht Anfang Januar von „ver-

schiedenen Familiengeschäften, die ihm den Kopf verwirrten.“ Mit dem durch diese Zustände gegebenen Gebot, sich bald ganz auf eigene Füsse zu stellen, wuchs das Verlangen, dem leidigen Strassburg möglichst schnell den Rücken zuzukehren. Wie so manche unbemittelte Dichter der Zeit schaute der junge Candidat nach einer Stelle als Hofmeister oder Reisebegleiter aus.

Eben damals trug er sich auch mit dem Gedanken, eine Sammlung seiner kleineren Dichtungen herauszugeben. Die Erfahrungen, die er bei dieser Gelegenheit machte, waren nicht geeignet, ihn fester an Strassburg zu ketten. Man hat wol von elsässischem Puritanismus gesprochen. Vor der französischen Leichtfertigkeit, die neben der alten festen Ehrbarkeit des eingeborenen Bürgerthums in die Höhe schoss, hatten sich diese zähen Alemannen ängstlich in ihre vier Pfähle zurückgezogen und gegen das ihrem Wesen so fremde bewegliche und frivole Treiben eine unentwegte schwerfällige Moral als Riegel vorgeschoben. Früh gibt es vermittelnde Mischungen: der Actuar Salzmann ist zugleich Moralist, Sokrates, Popularphilosoph und ein gebildeter Mann von Welt, der junge Leute, junge Dichter besonders, liebenswürdig zu nehmen weiss. Allmählich wurden die besten Männer, die in früheren Jahren noch energisch das Deutschthum verfochten, wie der treffliche Blessig, zu behutsamen Leisetretern. Zu keiner Zeit war peinliche Sittenstrenge der Lyrik hold; weder im sechzehnten und siebzehnten, noch im achtzehnten Jahrhundert, so oft religiöses Vorurtheil und philiströse Bedenklichkeit gegen die erotischen Elemente des Liedes zu Felde zog. Junge Anakreontiker, welche die Sinnlichkeit zum Ausdruck gelangen liessen, hatten im Strassburger Bürgerthum keine Anerkennung zu hoffen. Natürlich verweigerte der Censor Brackenhofer die Erlaubnis zum Druck der Sammlung: vieles war ihm zu frei, hier fürchtete er den Bannstrahl der Theologen, da witterte er Pasquille und dort fand er das Frauenzimmer beleidigt.

„Nun soll sich Einer unterstehen und mir die Sitten der Strassburger verdächtig machen wollen! wie ich ihn führen

will! wie unschuldig, wie rein, wie untadelhaft muss nicht die Stadt seyn, in der man ein Lied von einem Kuss, und einem Mädchenbusen schon unter die Zoten zählet! Die Lacedämonier durften nur verstohlener Weise ihre Weiber besuchen, dennoch — das Gleichniss wäre zu lang." So schreibt Wagner am 3. November 1772 ärgerlich an Hofrath Ring in Karlsruhe, einen geborenen Strassburger, der noch rege briefliche Verbindungen mit der Vaterstadt unterhielt, gern den Mäcen spielte und durch seinen Freund, den Theologen Stoeber auf Wagner aufmerksam geworden war. Dichtertalent und den Beruf, Strassburg Ehre zu machen, hatte diesem sogar der Censor freigebig zugestanden.

Die erste Empfehlung Stoebers, der demnach Wagner nicht für einen Spiessgesellen des von ihm so schnöde[7]) beurtheilten Goethe halten konnte, ist vom 7. August 1772. Die ansehnliche Gestalt und wolgeschliffenen Manieren seines Schützlings rühmend nennt er ihn „in der französischen Sprache, in der Philosophie und in *Humanioribus* wie in den Theilen der *Jurisprudenz* sehr wohl bewandert" und später, nachdem auch Ring sich beifällig geäussert, gar einen neuen und kunstgelehrten Dichter, einen echten Sohn der Kalliope. In den ersten Septembertagen stellte sich Wagner als Ueberbringer eines Stoeberschen Briefes persönlich in Karlsruhe vor, um alsbald mit dem munteren, vielseitig gebildeten, hilfsbereiten Hofmann eine intime Verbindung zu schliessen, als deren Denkmal uns zahlreiche Briefe erhalten sind. Ring hat am 18. April 1775 zum letzten Mal an Wagner geschrieben, denn als ihm danach Wagner die Sünde der Prometheusfarce beichtete, wollte der höfische Verehrer Wielands mit dem gefährlichen Flibustier nichts mehr zu thun haben. Ein Annäherungsversuch im folgenden Sommer blieb fruchtlos. Im Frühjahr 1778 ist Ring an Wagner vorbeigegangen.

Jetzt aber setzte er sofort den Rector Schlegel zu Heilbronn in Bewegung und es schien, als sollte Wagner Ende 1772 den sehr günstigen Posten eines Hofmeisters bei dem jungen Grafen von Löwenstein-Wertheim erhalten. Freie Station, zweihundert Thaler und der Rathstitel — was wollte er

mehr? Schliesslich wünschte jedoch der Graf für den leichtsinnigen Sohn einen reiferen Erzieher und keinen Franzosen — eine Bezeichnung der Elsässer, dieser „nur entrissenen halben Deutschen" welche Schlegel entschieden ablehnt —, um so mehr als die Erkundigungen in Strassburg das üble Urtheil ergeben hatten: „sein moralischer Character soll gar nicht gut beschrieben worden seyn." — Auch an seinen vielvermögenden Freund und Landsmann, den Dichter von Nicolay in Petersburg scheint sich Ring gewandt zu haben, denn dieser schreibt in einem französischen Briefchen vom 18. October, er sei ganz entzückt von den Mittheilungen über Wagner und erbitte sich bei nächster Gelegenheit *quelques échantillons de sa plume;* aber was halfen solche zierliche Floskeln?

So griff Wagner in den ersten Tagen des Jahres 1773 anderwärts zu. „Ich werde zwar die Vortheile hier nicht finden, die ich gewünscht habe, allein was würd ich nicht annehmen um aus Strassburg zu kommen?" Er ist fortan im Elsass nicht mehr sesshaft geworden, abgesehen von einem längeren Besuche 1776. Das erwähnte Gedicht an Türckheim enthält die Verse:

Mich hiess indess mein guter Genius —
Für den ich endlich immer am Schluss
Von jedem Akt ihn doch erkennen muss —
In frühster Jugend schon nach Teutschland wandern.

2. Saarbrücken.

Am 17. Februar zog Wagner fröhlichen Herzens nach Saarbrücken, um seine Stelle als Erzieher der Knaben des Präsidenten von Günderrode anzutreten. Schon in der zweiten Woche musste er leider den Tod des Gönners beklagen, dem er sein Glück verdankte und auf dessen Freundschaft er schon vorher stolz war. Er widmete ihm einen panegyrischen Nachruf. Hier verschlingen sich viele Fäden! Frau von Günderrode war eine geborene von Stalburg aus Frankfurt, Goethe hatte auf jener denkwürdigen Reise im Sommer 1770 ihr Haus besucht, mit Saarbrücken waren Brions verwachsen, und in dem verstorbenen Gönner des angehenden Strassburger

Genies ist niemand anders zu suchen, als der am 3. März verschiedene [8]) Amtmann Schöll, Friederikens Oheim, Weylands Verwandter.

Aus der Saarbrücker Zeit stammen die meisten erhaltenen Briefe Wagners. Es war ihm anfangs gar wol in dem anmuthig an der Saarbrücke gelegenen Hause Günderrodes, den er als den wolthätigsten, liebreichsten und liebenswürdigsten Mann von der Welt schildert. Mit dem gepriesenen Glück, in seiner Gesellschaft zu sein, verband sich für Wagner die minder sentimentale Aussicht auf eine schnelle Versorgung, wie sie seine beiden Vorgänger gefunden hätten. Dem Hofe suchte er sich durch Gedichte zu nähern; den Geburtstag des Hausherrn feierten Verse aus seiner Feder. Saarbrücken sah, wenn es jetzt sein Wochenblatt las, einen neuen Dichter erstanden.

Mit dieser Zeitschrift sind uns gewiss eine Menge Wagnerscher Poesien verloren gegangen, aber wir trauern nicht, denn, was sich an Romanzen, Gratulationen, Fabeln, Impromptus, Neujahrsgedanken, oder grösseren Versuchen, wie das Kinderpastorale, erhalten hat, ist herzlich unbedeutend und durchaus unselbständig. Esslinger in Frankfurt, Günderrodes Lieferant, lehnte den Verlag der grossen Sammlung ab. Mehr Glück, als bei Boie, fand Wagner bei Schmid. Zugleich macht er in seinen Briefen Propaganda für die Gedichte eines verstorbenen Freundes (Döllin?), die schon den Beifall Pfeffels erlangt hatten. An Schmeicheleien für Rings Verse und für andere „artige Dilettanten“ in Karlsruhe fehlt es auch nicht — kurz das später so kecke Originalgenie ist jetzt noch sehr zahm und bescheiden und betet noch gläubig zu den alten Göttern.

Auffallend ist seine Begeisterung für Wieland, auf dessen neue Schriften, Agathon, Aurora, Alceste er brennt. Im Spätsommer ist seine Wielandsammlung vollständig bis auf die Aurora. Er liest dem kranken Präsidenten alles mit lauter Stimme vor, weiss sogar grössere Dichtungen auswendig, praenumeriert sofort auf den „Merkur“ „im voraus auf's folgende und alle folgende Jahre“, ja er bekneipt sich an Wielands

Namenstage seinem „Lieblingsdichter" zu Ehren ganz einsam. So sehr ist der spätere Verfasser des „Prometheus" noch ein Jünger der anakreontischen Lebensanschauung. An Ring 14. Nov. 73:

„Haben Sie dann verwichenen Donnerstag auch auf sein Wohlseyn einen mit Rosen bekränzten Becher ausgeleeret? Ich hab's gethan, zum drittenmahl habe ich sein Nahmensfest gefeiert; drey Pokale trink ich auf diesen Tag mehr aus, den ersten bring ich dem *restaurator sensus communis* dem ehrlichen Martin Luther, den zweiten dem *pilier du temple du gout allemand* dem Martin Wieland, und den dritten seinen und — wie stolz bin ich bei dem Gedanken! — auch meinen Freunden zu."

Auch für Nicolay zeigt er sich sehr eingenommen und bei dem graziösen Jacobitchen sucht er sich als ergebener Bewunderer einzunisten, erhält aber auf seine Briefe keine Antwort. Ebensowenig wollte eine Anknüpfung mit Wieland glücken, an den er gleichfalls mehrfach schrieb und durch Rings Vermittlung Gedichte und Aufsätze für den Merkur gelangen liess; ohne jede Berücksichtigung seitens des vielbeschäftigten, glatten Redacteurs, der dichtende Anfänger grundsätzlich abwehrte. So dürfte Wagner in den folgenden Jahren wenig Pocale mehr auf sein Wohl geleert haben. An Boie schrieb er gezierte Briefe, wollte als maskierte Schöne den Göttinger Almanach berücken, kam aber — zu spät. So schrumpften seine litterarischen Verbindungen schliesslich dahin zusammen, dass er als Collecteur, z. B. der Klopstockschen Gelehrtenrepublik, nach Käufern fahndete oder dem Merkur Abnehmer warb und sich auf das *journal de lecture* abonnierte.

Saarbrücken war, so klagt er gegen Boie, nicht minder barbarisch als sein liebes Vaterland. Er suchte die Bildung zu heben, indem er im October 73 eine Lesegesellschaft gründete, wo nur gute neue Bücher und Zeitschriften vom Range der Wielandschen gehalten werden sollten. Wieder ohne Erfolg; „der eine schickte mir Willhelminen [von Thümmel] zurück, weil er kein junger Stutzer mehr wäre —

aber ein alter Narr, dacht' ich! — Ein andrer hielt seinen Geschmack beschimpft, weil ich ihm Yoricks empfindsame Reisen schickte; noch einer priess mir ein halb Duzend politische Zeitungen an, die ich halten sollte; ein vierter — doch ich muss aufhören, sonst möchten Sie, wenn mich mein guter *genius* wider in Ihre Gegend führen sollte, mich eine *quarantaine* halten lassen.“ Mit den Saarbrücker Trommlern und Pfeifern die Alceste aufzuführen, war natürlich auch nicht möglich.

Das Lob darf Wagner nicht versagt werden, dass er mit grosser Regsamkeit seine Bildung zu vervollkommnen strebte. Eifrig benutzte er die schöne Günderrodesche Bibliothek und trieb Englisch und Italienisch, wovon auch manche Brocken in seine Briefe gefallen sind.

Dabei wuchs die Abneigung gegen Saarbrücken, besonders als der dummdreiste Schwindler von Gritsch (vgl. D. Chronik 74, 324) den Plan einer grossen Ritteracademie ausheckte und der Hof, von dem reichlich gespendeten Weihrauch umnebelt, den Herrn Kanzler, Grosskreuz und wirkl. geh. Legationsrath huldreichst begünstigte. Der Apoll Ludwig wollte wirklich sein Saarbrücken zum Helikon machen und den Lieblingen der Musen seinen Götterbusen öffnen, wie Gritsch sich in der Widmung seines „Plans der adelichen Ritter-Academie“ geschmackvoll ausdrückt. Dieser Plan (Worms 1773) ergeht sich in einem furchtbar seichten Gewäsch über alle möglichen Disciplinen nach einer ganz neuen „Methotologie“, aber sehr bedenklichen Orthographie. Ring begann den Angriff in den F. g. A. 73, 645 ff., Wagner secundierte, Gritsch feuerte mit grobem Geschütz zurück, — um im Februar 1774 mit Hinterlassung bedeutender Schulden durchzubrennen, ein trauriger „Basetow“ für den jungen Adel. Für etwaige Berufungen war auch von Schubart die Rede gewesen.

Zugleich wurden die Verhältnisse der Günderrodes immer trostloser. Der Präsident kränkelte. Wagner musste alles für ihn besorgen, sogar zum Fürsten reisen und um Urlaub anhalten. Wir hören auch von längeren Entfernungen theils im Auftrage und zur Gesellschaft Günderrodes, theils in Ge-

schäften seines Vaters; so besuchte er Worms, Zweibrücken, Pirmasens, Buchsweiler. Schon im Mai 1773 hatte sich sein Herr die heftige Ungnade des Fürsten zugezogen. Er sah, dass seines Bleibens in dem lieb gewordenen Hause nicht länger sein könne, und suchte unter der Hand einen neuen Unterschlupf. Aber Günderrodes wollten ihn nicht ziehen lassen. Wagner hat diese Vorgänge in einem förmlichen Memoire an Ring, dem auch ein höchst anerkennendes Zeugnis seines Patrons für seine vorzüglichen Dienste beiliegt, bis ins einzelne dargelegt: wie er einen frechen Bedienten, der auf seinen rückständigen Lohn pocht, mit Maulschellen aus dem Hause schafft, die unbedeutende und, so scheint es, dem „Schöppchen" ergebene gnädige Frau tröstet und dadurch in dem klatschsüchtigen Städtchen mit ihr ins Gerede kommt, wie er mit dem Schwager von Stalburg die vollständig zerrütteten finanziellen Verhältnisse des Präsidenten zu ordnen einen Eifer entwickelt, der ihm vom Fürsten wie einem Verbrecher den Befehl zuzog, Saarbrücken binnen zwei Tagen zu verlassen. Entrüstet beschloss er, die Hilfe der Strassburger, Pariser und Wiener Behörden gegen diese kleinstaatliche Vergewaltigung anzurufen, liess sich aber die Ausweisungsordre nicht zweimal gesagt sein und übersiedelte, ohne die Direction der typographischen Gesellschaft, die ihn gern anstellen und sich deshalb bei Serenissimus für ihn verwenden wollte, in Anspruch zu nehmen, Ende Mai 1774 „mit Sack und Pack unter den Thränen der Gnädigen Frau und seiner Untergebnen" über Zweibrücken nach Giessen.

3. Frankfurt.

Auf eine unnütze Klage gegen den kleinen Saarbrücker Tyrannen, den „guten Biedermann", verzichtend, scheint Wagner sich von Giessen aus, wo er bei dem Regierungssecretär Wiessner wohnte, um eine Lehrerstelle bemüht zu haben. Er debütierte sogar als pädagogischer Schriftsteller und hinterliess seinen Eleven ein [9]) „Chronologisches Spiel" zur lustigen Einprägung der Weltgeschichte. Pfeffel, an den ein Brief

beigegeben ist, sollte es in Colmar einführen. Offenbar versucht Wagner in Basedows Fusstapfen zu treten. Er begrüsste den durchreisenden Gründer der Philantropine bei einem Frankfurter Besuch. Mit Klinger kam er wahrscheinlich zunächst in keine Verbindung, während ihm der bekannte Kritikaster Professor Schmid seine Gunst zuwandte. Ebenso der Herausgeber der gelehrten Anzeigen Deinet, auf dessen Rath er seit der Herbstmesse 1774 in Frankfurt verblieb. Hier wirkte er einige Zeit als Gehilfe eines Professor Thompson (vgl. u.) — Zeitschriften nach war der Mann Admiralitätsrath —, der vermittelst eines neuen Nürnberger Trichters seinen Schülern das Englische in vierzehn Tagen vollkommen beizubringen verstand. „Auf eine leichtere und angenehmere Methode als die Seinige, kann keine Sprache erlernt werden.“ Wie lange Wagner an dieser Schnellpresse mitarbeitete, steht dahin. Die Hoffnung, in Mietau angestellt zu werden, scheiterte. Vergebens suchte Deinet ihn bei einer Gesandtschaft anzubringen. Gedichte und Tagesschriftstellerei, besonders Recensionen für Deinet und Uebersetzungen, mögen ihm ein kärgliches Auskommen gewährt haben.

Schade nur, dass uns gerade für die Folgezeit, welche ihn wieder neben Goethe stellte, die dürftigen Briefreste arg im Stiche lassen. Und es wäre zwecklos, diese Lücke mit Vermuthungen, dass er wohl bei dem und jenem dabei gewesen oder den und jenen gesehen habe, das heisst mit nichts auszustopfen. Auch die sich jetzt aufdrängende Frage, wie stand Wagner zu Goethe, lässt sich nur nothdürftig beantworten. Die Saarbrücker Briefe verrathen keine vertrautere Bekanntschaft. Allerdings will er den Verfasser des Götz gleich errathen haben, denn „ich müsste nicht wissen, wie ein grosser Verehrer *Schakespears* Hr. Göde immer war“ und gibt damit ein vollgiltiges Zeugnis für den Strassburger Shakespearecultus, den ja Goethe auch von Frankfurt aus noch zu nähren suchte, gab doch er den Anstoss zu der schwächlichen Gedenkrede Lerses auf den *Will of all Wills.* Daran dachte Wagner vermuthlich und gewiss war es ihm willkommen, sich dem Karlsruher Gönner als Genossen des siegreich

auftretenden Genies vorzustellen; so hebt er auch gern hervor, wie er mit besonderer Freude aus Lavaters poetischem Glückwunsch für Schlosser erfahren habe, „dass unsers guten lieben Göthe Schwester die Braut ist.“ Er versäumte nicht von Giessen aus bei ihm vorzusprechen. Die Aufnahme war freundlich. Es wurde ihm vergönnt, sich in der an Entwürfen und vollendeten Kunstwerken so reichen Werkstatt Prometheus-Goethes umzuschauen und, einem Briefe (Giessen 21. August 1774) zufolge, „die so drollichten Puppenspiele“ nicht weniger als dreimal im Manuscript zu lesen. Später berichtet er von angenehmen Stunden, die er in Goethes Gesellschaft zugebracht.

Allmählich selbst zu grösseren dichterischen Versuchen schreitend, durfte er in dem Frankfurter genialen Kreise als ein dienendes Glied aus und eingehen, zuhören, wenn Goethe neue Fragmente seines dämonischen Schaffens freundschaftlich zum besten gab, seinen eigenen spöttischen Witz spielen lassen und an dem grossen Lichte, das einen herrlichen Mittag verkündend glanzvoll aufgieng, sein bescheidenes Stümpfchen anzünden. Goethe nennt ihn in Dichtung und Wahrheit einen guten Gesellen, ohne ausserordentliche Gaben zwar, doch nicht ohne Geist, Talent und Unterricht, der ihnen als ein Strebender willkommen war. In dieser Stellung kam auch er mit manchen der berühmten Gäste, welche damals in dem „neuen Jerusalem“ einkehrten, in Berührung. Er sah Boie, „das artige Männchen“, Vater Klopstock; später doch ganz flüchtig, denn bereits hatte Goethe seine Achterklärung erlassen und Wagner die betreffenden selbst litterarisch beleidigt, Claudius, Wieland, auch Merck. Den Wandsbecker Boten traf er im Herbst 1776 in Darmstadt, aber unsichtbar stand der Prometheus zwischen ihnen; Claudius verhielt sich ablehnend, so dass Wagner nicht zu einem Bekenntnisse kam.

Der „Strebende“ erwies sich unzuverlässig. Offenbar fehlte ihm die freudige Unterordnung unter die hinreissende Führerschaft Goethes; ein Zug von Grossmannssucht, unbewusst wol auch ein Bodensatz der alten poetischen Richtung, vor allem die Nörgelei, wie sie kleine Geister gern an grossen

üben, und die Lust, selbständig stolze Husarenritte gegen die feindlichen Schaaren zu thun, trennten ihn von Goethe. Der äusserliche Hauptanlass des Zerwürfnisses, die Prometheusfehde, wird später ausführlich dargestellt werden. Es sollte ein Freundschaftsdienst sein und war eine gröbliche Indiscretion und Tactlosigkeit, die sich am schlimmsten gegen ihn selbst wandte. Aber diese Unbesonnenheit wäre verzeihlich, wenn nicht ein etwas früheres Stücklein seiner parodierenden Laune ihn geradezu als einen Feind in Goethes Hause blossstellte.

Goethe hatte seinem Ingrimm gegen die kritische Zunft in den Versen „Der unverschämte Gast“ Luft gemacht, wo das „Der Tausendsakerment! schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein Recensent“ wie ein Schlachtruf des rauflustigen Sturms und Drangs klingt. Sobald nun dieses streitbare Gedicht im Göttinger Musenalmanach auf 1775 (S. 59) erschienen war, hatte Wagner nichts eiligeres zu thun, als es plump zu travestieren. Denn von ihm rührt die [10]) Parodie in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1774 S. 762, welche, *Fr.* unterzeichnet, auch im Leipziger Almanach (1775 S. 229 f.) zu lesen ist:

Der Sudelkoch

ein Pendant zum unverschämten Gast im Göttingingischen [*sic*] Musenallmanach aufs künftge Jahr.

Da hieng ein Kerl ein neues Schild heraus,
Kramte Pastetchen und Tärtchen zum Kauf aus,
Rühmte sie seinen hungrigen Gästen
Als die schmackhaft'sten und besten,
Die je gebacken worden; Hum!
Dacht ich — zu seiner Zeit ein Leckerbissen
Schmeckt eben nicht dumm!
Wirst wohl auch eins davon versuchen müssen!
Ich thats, gab meinen baaren Groschen drum;
Erkauft' also zugleich das Recht zu judiciren
Ob Ich für mein Theil es goutiren
Könn' oder nicht? — Da g'schah nun grad das leztere;
Die liebe Butter, mit Respekt zu sagen! älzelte;
Der span'sche Teig, war härter fast als Steine;
Das Eingefüllete halb roh, kaum gar für Schweine;
Hin warf ich's! schlich voll Aergers weg,
Brummt in den Bart so was von Sudelkoch und Dreck. —

Drob thut der Kerl sich stracks formalisiren,
Fing an von unverschämt, von Gast, von Recensent,
Und tausend Sakerment
Was her zu räsonniren: — —
Der Bengel! — schmeist ihn tod den Hund! es ist ein
Autor, der nicht kritisirt will seyn.

Man wende nicht ein, dass Wagner die Chiffre H. D. verkannte. Wird nicht Goethe gerade solche Verse den Cumpanen vorher mitgetheilt haben? Und wenn nicht, so trugen sie doch den unverkennbaren Stempel ihrer Herkunft aus dem Genielager? Und werden nicht alle Entschuldigungen zu Wasser, wenn wir sehen, wie Wagner nach dem offenen Zerfalle sich brieflich damit brüstet, nicht zu den geschworenen Goethianern zu gehören; der Verfasser des Sudelkochs könne das nie sein. Schwerlich hat Goethe den Ursprung dieses hämischen Spottes erfahren.

Wagner hörte auf, für ihn zu existieren. Thöricht war daher die schon an und für sich unbegründete Furcht Seckendorfs, auch dieses Kraftgenie werde in Weimar einfallen, wie Lenz und Klinger.

Mit diesen beiden, wie mit Kaufmann, Kayser stand Wagner auf gutem Fusse. Er war im Klingerschen Hause ein gern gesehener Gast. Mutter und Töchter gedenken in ihren Briefen (N. 373) theilnahmsvoll des „Prommedeiss." Als Miller Ende Juli 1775 so lustig bei Klinger hauste, blieb Wagner nicht fern. Miller schreibt an [11]) Kayser, ihren gemeinsamen Freund: „Meinen Schattenriss hat Wagner Dreyen Mädel in Offenbach gemacht .... Bei Wagnern bin ich 4 Tage gewesen und habe den treuen Jungen recht lieb gewonnen. Göthe lernte mich und ihn nicht genug kennen"; wir wissen warum. Durch Miller wurde Schubart für Wagner gewonnen. Zwischen dem derben Elsässer und dem empfindsamen Ulmer entspann sich ein reger Briefwechsel. Bald hat Miller Sorgen um den neuen Freund, dessen Schicksal ihn sehr bekümmert. So schlimm, wie er und Agnes Klinger fürchteten, stand es freilich um Wagner nicht. Er war nur im September, dann für längere Zeit am 19. October in das benachbarte Höchst gezogen, um dort die fünfzig Gulden

Schulden zusammenzusparen oder, wie er eines Dichters würdiger an Ring schreibt, die Natur zu geniessen. Da ist es fast komisch, wenn er einen Zettel hinterlässt, er werde nie mehr nach Frankfurt zurückkehren, wenn Agnes nicht ohne Schauder daran denken kann, überall von seinem Schatten verfolgt wird und die gute Frau Klinger einen geheimen Besuch des Höchster Eremiten als wichtiges Ereignis brieft.

Um sich aus dem kümmerlichen Litteratenthum in einen sicheren Hafen zu retten, nahm Wagner die juristischen Studien wieder auf und brachte zum Zwecke der Doctorpromotion, die am 28. August auf Grund einer[12]) Abhandlung über die goldene Bulle erfolgte, den Sommer 1776 in seiner Vaterstadt zu. Auf der Hinreise im Mai schloss er in Mannheim mit dem Maler Müller innige Freundschaft. Später — und nochmals auf einer Reise im Frühjahr (April) 1777 — finden wir ihn in Emmendingen als Gast Schlossers, der durch Lenz dem Strassburger Kreise näher getreten und von einer sonderbaren Vorliebe für die neuen Genies, namentlich die bei seinem Schwager durchgefallenen, erfüllt war. Der bedeutende Aufschwung, den die Salzmannsche Gesellschaft nach ihrer Erneuerung (2. Nov. 75) im vorausgegangenen Winter durch die unermüdliche deutschpatriotische Thätigkeit ihres Sekretärs Lenz genommen hatte, hielt leider nicht vor. Gleich das Sitzungsprotokoll beweist, dass, abgesehen nur von dem Deutschfranzosen[13]) Ramond, Lenz jedes Mal durch Vorträge und kleinere Mittheilungen die Kosten des Unternehmens tragen musste und seine[14]) Klagen an Goethe über den Unglauben, das leere Geschwätz, die grossmütterliche „Schnakenmoralphilosophie" (Salzmanns ?) gewiss nicht unberechtigt waren. Dass es ihm nicht gelungen, durch Goethes und Ossians Helden „das alte Erdengefühl in ihnen aufzuwecken, das ganz in französische *Liqueurs evaporirt* war", empfand auch Wagner.

„Mir ist insofern wohl, nur sind so Wenige, fast sollte ich sagen Keiner hier, die mich fühlen, verstehn können, die ich wieder fühlen, wieder verstehn kann; das ist ärgerlich! Der einzige auf den ich mich so lang freute, den hat das

Donnerwetter fortgeschmissen", — Lenz nach Weimar — „nun sitz ich und krau mir die Nägel ab. Und dann die unbedeutenden Kerls, die einem die Zeit verderben und alle gute Laune verjagen. Hohl sie alle der Teufel." Wagner wird wegen dieses kühlen Verhältnisses in den Strassburger Briefen fast nie erwähnt. Wenn ihm auch die Halben vom Schlage [15]) Haffners nicht behagten, der wackere Salzmann, der zwar timide, doch feingebildete [16]) Blessig, ein Schüler Zollikofers, bekannt mit Mendelssohn, Jacobi, Heinse u. s. w., verdienten wol Achtung und Liebe. Und was konnten die braven Matthieu, Ott, Röderer dafür, dass sie keine stürmischen Genies waren? Vielleicht versöhnte ihn der „viele Beifall", den die Gesellschaft am 18. Juli seinem Trauerspiele „Die Kindermörderinn" spendete. Wenigstens hinterliess er den Genossen ein herzliches Gedicht zum Valet, das nebst anderen wenig hervorragenden Beiträgen Wagners in der neuen Strassburger Wochenschrift [17]) „Der Bürgerfreund" abgedruckt wurde.

Am 21. September 1776 leistete er in Frankfurt den Advokateneid, erwarb das Bürgerrecht und [18]) heiratete am 7. October eine um 18 Jahre ältere Wittwe, die er jedoch schon am 10. Mai 1778 durch den Tod verlor. Er wohnte auf dem „Römerberg an der Bendergasse".

Sein Hauptverkehr scheint sich in den Theaterkreisen bewegt zu haben. Als kundigen Mann empfahl ihn Schubart neben Goethe, Klinger, Müller, Götz dem Ritter von Klein für die Einrichtung des Mannheimer Nationaltheaters (Seuffert S. 28). Er war der Seylerschen Truppe, Director und Directrice, Schauspielern und Schauspielerinnen, als Gelegenheitsdichter, Dramaturg, Dramatiker und, z. B. dem Mimen und Poeten dazu Möller, als juristischer Beistand dienstlich, am intimsten aber mit der Familie Grossmann verbunden (s. u.). Diese Verbindung trug dazu bei, ihm das Haus der Frau Rath offen zu halten. Er gedenkt öfters der „Mama Räthin" oder „Mama Aya" und liest mit ihr die neuen Müllerschen Dichtungen. Die Art, wie umgekehrt Frau Rath ihn in den [19]) Briefen an Gevatter Grossmann und Gattin erwähnt, dass

„Herr Docter Wagner“ ihnen sagen könne, welchen Umsturz der Besuch der schönen Geister in der *Santa casa* verursacht habe, lässt auch auf eine wirkliche Hausfreundschaft schliessen. Nach Weimar wird davon nichts gemeldet.

Am 7. (1.?) März 1779 klagt sie: „Es ist doch eine lumpenwirtschafft unter diesem Mond. Aber trosts ists doch allemahl wenn die Leute die man lieb hat noch mit uns von einer Sonne beschienen werden, wenn sie nun gar in die Elisäischen Felder Marschiren, der gute Docter Wagner steht nah dran, ich glaube nicht dass Er noch 3 Wochen lebt — Er ist so ausgezehrt, dass nichts als Haut und Knochen an ihm ist — Ich bedaure ihn sehr.“

Heinrich Leopold Wagner ist am 4. März 1779, zweiunddreissig Jahre alt,[20]) gestorben.

Die deutsche Litteratur konnte diesen frühen Verlust um so eher verschmerzen, als Wagners Bestrebungen nach einem unverächtlichen Anlaufe immer mehr in die Breite und Menge giengen. Den Dichter und Schriftsteller werden wir genauer kennen lernen, über den Menschen gewinnen wir nur ein unsicheres Urtheil. Ich möchte ihm nicht gern zu nahe treten, aber einen erfreulichen Eindruck macht er mir nicht. Neben dem Lobe eines rührigen geistigen Strebens darf ihm der Vorwurf der Unzuverlässigkeit und der Zweideutigkeit, der hämischen Lust an Pamphleten, kritischen „Striegeleien“, litterarischem Scandal, der Selbstgefälligkeit sowie einer nicht aufs grosse, ganze gerichteten, sondern in einzelne Nichtigkeiten zersplitterten Vielgeschäftigkeit nicht erspart bleiben. Die meisten Briefe zeigen ihn nicht natürlich: affectiert die an Boie, clientenhaft bescheiden an Ring, kraftgenialisch an Maler Müller. Den vertraulichsten Plaudereien mit Grossmann fehlt es nicht an plumpen, frivolen Spässen. Der Schilderung, welche Klingers und Heinses Freund Diehl im März 1775 nach Düsseldorf lieferte (Heinse an Gleim 1, 214), dürfen wir aber einige Uebertreibungen abdingen: „Seine Gesichtsbildung ist mehr faunisch, als natürlich oder menschlich, und zum aushönen ist er geboren; ich möchte nicht mit ihm umgehen, viel weniger Freund von ihm seyn.“ Von Gestalt

war er „lang, hager"; so bezeichnet Goethe (D j G 3, 82) die „Personage", welche Klopstock in Goethes Stube getroffen.

Es ist ein Reiz und Trost bei unserer Betrachtung, dass sie uns manchmal einen flüchtigen Blick in diese Stube gestattet, wenn auch ihr Hauptanlass nicht in der persönlichen Berührung mit Goethe liegt.

II. Wagner als Dichter und Schriftsteller.

1. Lyrik und Verwandtes.

Wäre jene grössere Sammlung, welche der ängstliche Censor unterdrückte, wirklich erschienen, so würden wir deutlicher noch, als jetzt aus den zersprengten [21]) Resten in Rings und Boies Nachlass, Einzeldrucken, Almanachen und Zeitschriften, ersehen, dass Wagner in der Lyrik ohne jeden Beruf experimentierte.

Das älteste Gedicht an die berühmte Schauspielerin Abt, ein schwülstiges Pendant zu Jacobis galanter Huldigung für Madame Seyler, hat den hohen Kothurn angeschnallt und bewegt sich in hohlen, überschwänglichen Phrasen, die auch sonst bei Wagner überall die Herrschaft führen, wo er nicht, seiner Natur getreuer, einen spöttischen, häufig plumpen Ton anschlägt. Das lyrische Unvermögen verräth sich in der oberflächlichen Nachahmung leicht zu treffender Muster und der Anfertigung von Gelegenheitsgedichten im alten Sinne, ohne innerlichen Anlass und gemüthliche Antheilnahme. Den Papa zu erfreuen verfasst er für die kleinen Günderrodes im Spätsommer 1773 ein mehr als harmloses „Kinderpastorale aufzuführen am Geburtstage eines rechtschaffenen Vaters". Schon am 9. März hatte er seine beiden Junker beim Wiegenfeste des fünfjährigen Prinzen mit einer scheinbar gegen die Hofschmeichler gerichteten Fabel „Der Fuchs als Gratulant" aufwarten lassen, die den formell gewandten Reimer selbst unter die Verspotteten einreiht, denn epigrammatisch heisst der Kater den Fuchs sein Lob abbrechen, da doch alle die

gepriesenen Tugenden bei dem Sprossen des Löwen selbstverständlich seien. Wagner schliesst natürlich mit der Wendung, er wolle deshalb auch dem Saarbrücker Fürstenkind kein Loblied singen. Die Gesinnungslosigkeit der Gratulationspoesie, welche da katzbuckelt, wo der Verfasser im Stillen die Faust ballt, zeigt sich stärker in der Romanze „Phaeton", dem damals bereits gegen Günderrode erbitterten Regenten zu Neujahr 1774 dargebracht. Die humoristische Zweideutigkeit, deren er sich heimlich freuen mochte, welche die Willkürherrschaft angreift, um eine würdige Ausnahme zu constatieren, wäre ihm trotz einem herablassenden Billet Serenissimi dies Mal beinahe schlecht bekommen.

„Romanze" fasst Wagner zwar nicht als possierliche Traurigkeit, aber noch eben so falsch gongoristisch, wie die Gleimsche Schule, wie Löwen, Schiebeler, Geissler, die ihr Kuckuckseier frivoler Scherzgedichte und spassiger Mordgeschichten unterschoben. Seinem ironischen, spöttischen Wesen behagte ein leichter travestierender Ton, Bürgers oft dem Bänkelsänger abgelernte Manier, die kecke Verhöhnung des himmlischen Jerusalem durch Frau Schnips, die unglimpfliche Behandlung des Olymps in der „Europa" so gut, wie die triviale Lust der Parodie, welche Michaelis, darin Blumauers Vorgänger, am Vergil ausliess. Schon 1772 besang er in „Apolls des ersten Bänkelsängers Leben und Thaten auf dieser Welt", einem neckischen Scheidegruss für seinen Freund Döllin, den Versifex und Mediciner, die angebliche satirische, erotische und ärztliche Praxis des Gottes. Diese Musenklänge von Deutschlands Leierkasten in den üblichen achtzeiligen Strophen beginnen:

„Apoll, der alte Leyermann,
Mit seinem glatten Kinn
War schon als Knabe lobesan
Was ich als Jüngling bin" u. s. w.

Abgeschmackter noch, als dieser studentische Scherz, sind die dem 1. Januar 1775 gewidmeten „Verbotenen Verwandlungen", albern und niedrig burlesk in der Darstellung wie in der Logik. Juppiter beobachtet mit „racheschwangern Augen"

die Verwandlung des Aktäon, der Miss Echo und verbietet ein ferneres „Metamorphosiren“. Ein ungehorsamer Zauberer schickt aber alle entstellenden Laster in die Welt:

„Hier stiess sich Jupiter das Haupt —
Weil Wuth ihn des Verstands beraubt —
An des Olympus Decken;
Zerquetschte das Gehirne sich
An einem Fixstern jämmerlich;
Das war ein grosses Schrecken!
Gleich trat statt Bluts — das sonsten fliesst —
Die Weisheitsgöttin, wohl bespiesst,
Gepanzert aus der Wunde,
Und lächelte Vernunft ihm ein:
So lehrte stets sich gleich zu seyn,
Gottscheden Adelgunde.“

Nun soll nach Juppiters Fügung der Mensch wenigstens am ersten Tag des Jahres alle Tugenden üben:

„Drum nutzet diese Mordgeschicht
Zur Bessrung eurer Sitten.“

Schon 1774 hatte er im Saarbrücker Wochenblatt durch einen langen „Neujahrswunsch“ die heuchlerischen Gratulationen durchgehechelt, wie neben allerhand Charlatanen und Gottesmännern der Schulmeister seine Zöglinge vorschickt, Stadt und Land dem prassenden Landesherrn, den es in Wahrheit sogar mit dem Grosssultan vertauschen möchte, Nestors Lebensdauer erfleht — derlei klingt wie Selbstbekenntnisse —, Bav seinen Gönner rühmt und — anbettelt, und in endlosen Reimen auf „keit“ und „heit“ allen Ständen nach der Reihe Besserung und damit der Menschheit die alte goldene Zeit gewünscht.

Für den Leipziger Musenalmanach waren solche platte Proben der „launigen“ Gattung gut genug. Sobald er jedoch ins ernstere Lied oder nur in die tändelnde Nippespoesie der Anakreontik überzugehen versuchte, hatte der Recensent alles Recht warnend zu rufen: „Leopold Wagner leyert erbärmlich.“

Die Epistel an Türckheim spricht durch den schlicht vorgetragenen erlebten Inhalt an, andere Verse dieser Art, etwa zum Abschied von Freunden, tragen auch ein einfaches Alltagskleid ohne viel Aufputz, aber die Liebeslieder an Chloe,

Iris oder Minchen schmücken sich mit den verschossenen Kunstblumen und sinngedichtlichen Spitzen der anakreontischen Renaissance und sind durch thörichte Phrasen, wie dass dem von Liebe freien auch der Uhu Freude singt, dem Liebenden aber das Geschmetter der Lerche wie ein Wetter auf dem Ocean schallt, aufgebauscht, unempfunden, durchaus unwahr. Er verlacht einmal seine frühere Manier, die nach Vater Gleims Recept aus den zusammengeborgten Reizen aller möglichen Schönen, sich ein Lorchen oder Fikchen vorphantasierte, um sofort im zweiten Theil seine Chloe durch Vergleiche mit Venus Amathusia, den Zaubertönen der Bendaschen Geige, mit Lesbia, Cynthia, Delia als ein eben solches Luftgebilde vorzustellen. Einmal hinkt er neben Klamer Schmidt dem Catull nach. Wo er sinnlich schildert, folgt er Wielands, Ariosts oder der Hallenser Spuren.

Ein boshaftes Geschick hat seine sentimentalsten Versuche zweimal in die unmittelbare Nachbarschaft Goethescher Lyrik gestellt, im Leipziger Almanach auf 1776 und in Kaysers „Gesängen mit Begleitung des Klaviers“. Goethes Spielerei „Das Schreyn“ ist nicht allzu gefährlich, wenn sich aber Wagners Mondlied das andere Mal neben die Verse an Lili „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“ wagt, so steht bei dem blühenden Baum ein dürrer Strauch, der auch gegen die bescheidenen Reiser Millers, Kaysers, selbst Klingers verschwinden muss, obgleich Wagner den früheren bösen Anfang „Wolkenleeres Silberlicht, Jungfernkeuscher Mond“ auf Mahnung der Kritik in das erträglichere „Unbewölktes Silberlicht, Heiligkeuscher Mond“ gebessert hat. Millers Mondcultus, von Goethes Mondliedern ganz zu schweigen, war nichts für ihn. Dieselbe gezierte Empfindsamkeit, die in der Schlusszeile „Möchte keine Nachtigall hier sein“ mit etwas Claudiusscher Treuherzigkeit versetzt wird, spreizt sich in „Ernestinchens Empfindungen an dem Grabe der hochsel. Frau Landgräfinn von Darmstadt“. Und man halte sein „Abschiedsliedchen. Ohne Herz was thät ich hier“ gegen Lenzens „An das Herz.“

Momus war ihm immerhin günstiger, als die Grazien

und Musen. Nachdem Wagner im Almanach (1774) sein „erstes Erscheinen *pro rostris*" gefeiert hatte, fasste er elf Scherzgedichte, darunter drei bereits unter Boies Tisch gefallene, als selbständiges Werklein unter dem Titel „Confiskable Erzählungen. 1774. Wien bey der Büchercensur" zusammen (44 SS. thatsächlich in Giessen bei Krieger gedruckt); „Der unbefleckten, aetherisch-reinen, fanatisch-ehrbaren und mehr als strengen Bücher-Censur in Wien gewidmet vom Verfasser." Die Strassburger hatte er gewiss auch noch nicht vergessen. Ein ironischer Brief verhöhnt die alte runzlige Madame Censur; er wünscht „bey nächster Beförderung in Dero Verzeichniss auserlesener — durch ein Versehn des Setzers las man neulich verbottener — Bücher eine Stelle neben W** und J** und anderen grossen Nahmen zu erhalten", schwärmt also noch immer für Wieland und Jacobi, deren reizende Sinnlichkeit die ehrwürdige Wiener Vestalin beleidigt hatte. So platonisch Wagner in der Vorrede nur die Spitze des Handschuhs mit seinen Lippen berührt („küssen wäre zu sinnlich gesagt"), so confiscabel gibt sich seine Lüsternheit und Frivolität in den folgenden Reimen, die stets mit einer anecdotisch-epigrammatischen Pointe schliessen. Er möchte wie der Dichter der „Erzählungen", des „Amadis", weibliche Reize schildern und nähert sich dem zotigen Rost oder arbeitet dem lasciven Langbein vor, wenn er die eigenthümliche Aufnahme eines jungen Protestanten in den Schoss der allein seligmachenden Kirche, die naive „Moluckschè" Mahnung an die Ehemänner und ähnliche Eindeutigkeiten auskramt. Einige unschuldigere Scherze über keifende Weiber und verliebte Mädchen erinnern auch inhaltlich an Gellert und Lessing, deren lafontainisierende Sprache und Metrik, die beliebten iambischen Systeme, unläugbar nachgebildet werden. Das frivolste erste Stück „Die unheilbare Krankheit" gewissermassen das Widerspiel zu Rosts „Zeisignest", ist keine Erfindung, sondern eine sehr alte, verbreitete Geschichte (vgl. Oesterley zu Kirchhofs Wendunmuth 1, 111 *Ein recept einer apoteckerin*). Nicht minder frei sind die Erzählungen in religiöser Hinsicht. Schon jener Spaziergang des glücklichen

Lutheraners mit der hübschen Papistin bewegt sich in bedenklichen Witzen; dann werden die Klöster, Stiftungen, Reliquien, Gnadenbilder u. dgl. des Katholicismus theils durch alte Anecdoten (wie von dem „verstockten Tischler", der da meint, wenn die Mutter Gottes überhaupt weinen könnte, würde sie gestern geweint haben, als er ihren Rücken mit Nägeln flickte) oder durch eine kecke Verweltlichung („Der Schinken"), theils durch aufklärerische Pauken über Aberglauben, Aberwitz, Unsinn und „frommes Kinderspiel, von Pfaffen angeführt, von Narren mitgemacht" („Das ***Fest") dem Gelächter und der Verachtung preisgegeben. Formell sind die Gedichte nicht übel, etwa in der Art des Lessingschen „Eremiten". Auch die schon berührte falsche spanische Romanze in der vierzeiligen Mordgeschichtenstrophe fehlt nicht: „Seraphine und Don Alvar", die verunglückte Bemühung eines Ritters um eine spröde scheinende Schöne, die erst ihr Kränzlein beweinen will und von ihrem Freier in einer sehr widersprechenden Situation überrascht wird, macht den Schluss. Die Manier ähnelt der Löwens, Bretschneiders u. s. w. und gleicht auffallend der — Henrich (Leopold?) Wagners.

Dieser Marburger Namensvetter unseres Heinrich Leopold ahmte den von ihm in einer Elegie betrauerten Klotz in lateinischen Gedichten nach, liess sich auch von Klotz eine Vorrede schreiben, wurde von Nicolais Bibliothek verrissen, schimpfte aber dafür tüchtig in seinen „Vermischten Gedichten" (1774) und liess seinen schaalen, frechen Witz in den „Liedern für Söhne der Dummheit" (1774 Moropolis = Marburg) spielen. Durch Weissteins Güte kenne ich einen affectiert launigen Brief von ihm an Gleim (14 III 72), dem eine burleske Romanze „Der erfrorene Liebhaber" und eine frivolere „Die junge Nonne" beiliegen. Sie könnten nach Form und Inhalt eben so wol von dem Strassburger verfasst sein. Henrich hat als Sammler Schubarts berühmte „Fürstengruft" zuerst mitgetheilt. In seinen „Frankfurter Musenalmanachen" parodiert er ziemlich ordinär den Vergil und Ovid, liefert in Epigrammen, Frivolitäten und Empfindsamkeiten, zusammen

mit zwei oder drei anderen Wagnern (und Wagnerinnen? *E, El, I. Chr.*), mit Loder, Peschek, Zimmermann, Dick, André (dem Offenbacher?), Dorothea Wehrs, der bekannten Phil. Gatterer, Dutzendwaaren und übt eine stumpfe litterarische Satire, auch gegen den Werther; Goethes „An Christel“ hat er in einem rohen „Lied im Bauernton“, offenbar ohne böse Absicht, in den Schmutz zu seinem schmatzenden Curt und seiner kugelrunden Grete gezogen.

Unserem Heinrich Leopold war dieser Henrich ein Dorn im Auge. Er benutzte jede Gelegenheit, in den Frankfurter gel. Anzeigen über ihn herzufallen und sogar ein schmerzliches Erlebnis desselben öffentlich auszubeuten. Freilich hat auch Vilmar seinen bornierten Vortrag über „Die Genieperiode“ mit dieser einzigen Andeutung über das Marburger Genie wirksam beschlossen.

Am 16. Dec. 74 erliess er (F. g. A. S. 834) folgende hanebüchene „Nachricht an das Publikum“, für die Zeit und den Mann characteristisch:

„Boshafte Pasquillenmacher sind von jeher der Gegenstand der Verachtung und des Abscheu's gewesen. Kommt nun ein ehrliebender Mann unschuldig in den Fall mit einem solchen verwechselt zu werden, so ist ers sich selbst schuldig den Irrthum zu heben. Niemand wird es mir also verargen oder für Selbstruhm auslegen, wenn ich hier öffentlich erkläre, dass ich Heinrich Leopold Wagner nicht der Verfasser der bey Bayrhofer erschienenen vermischten Gedichte, noch weniger aber der Lieder für die Söhne der Dummheit oder des neulich bekannt gemachten tröstlichen Sendschreibens, kurz dass ich nicht der in öffentlichen Zeitungsblättern[22]) an den gelehrten Pranger gestellte, in Effigie gestäubte, ins Toll- und Zuchthaus verwiesene, und in dem Ort seines Aufenthalts in natura (auch wegen einer seynsollenden witzigen Pasquill) derb durchgegerbte Herr Heinrich Wagner *M. A.* und *I. U. L.*, bin. — Vor so viel Unnsinn und Bosheit soll mich mein guter Geist bewahren. Der Himmel behüte jede Christenseel vor einem niederträchtigen Namensvetter. Heinrich Leopold Wagner.“

Hätte er geahnt, dass die wissenschaftlichste Bibliographie der deutschen Dichtung erst knapp vor Thoresschluss eine neue Verwirrung der feindlichen Brüder wieder gut machen sollte!

Vom Pasquill war er selbst nicht allzu weit entfernt und die „Confiskablen Erzählungen“ stehen, wie gesagt, der Dichtweise Henrichs nahe.

Die Kritik erwies sich, von freundschaftlichem Beifall abgesehen, diesen wenig geneigt[23]). Auch Wieland nicht. Dieser Beistand gegen die Wiener Censur (vgl. Auswahl 2, 50) gefiel ihm wenig. Kannte Wagner 1774 nichts höheres als mit Wieland und Jacobi auf dem Index zu stehen, so spielte er 1775 gegen die beiden den gar nicht ehrerbietigen, spottlustigen Censor. Rein persönlich war der Grund dieses Umschwunges nicht. Goethes Nähe hatte ihm neue Bahnen gezeigt. Und mit dem Spott gegen die Zeitschriften und Recensionen der Grössen vertrug sich immer eine, nur abgekühlte, Werthschätzung ihrer Dichtungen; aber Wagner spottet gern, denn „zum aushöhnen ist er geboren“:

2. Prometheus, Deukalion und seine Recensenten.

Eines der geräuschvollsten litterarischen Ereignisse, dessen aufregende, alles zu jubelnder, schwärmerischer Begeisterung oder zu verdammender Gegnerschaft hinreissende Wirkung wir heute kaum zu ahnen vermögen, war unstreitig das Erscheinen der „Leiden des jungen Werther“ im Spätsommer 1774. Das so individuelle und doch so aus der allgemeineren Stimmung der Zeit heraus entworfene Gemälde des Lebens und Leidens, die bei aller Zwanglosigkeit so planvolle Briefform, die überwältigende Macht der naiven und sentimentalen Darstellung erregte ein unbeschreibliches Aufsehen. Semida und Cidli wurden durch Werther und Lotte verdrängt. Empfängliche Gefühlsmenschen hatten einen neuen Heiligen, aber auch bescheidene deutsche Mädchen schauten zu der aus sicherer Häuslichkeit und warmer Empfindsamkeit gemischten Lotte wie zu einem Idealbild empor. Wie ein uns persönlich berührender Vorgang in unserer nächsten Umgebung, entzog sich dieser Roman zunächst einer objectiven Beurtheilung der Zeitgenossen. Nicht als Kunstwerk erschien er ihnen, sondern als „eine Menschenseele“, wie Goethe von

einer geringeren Schöpfung sagte. Die Orthodoxie grollte über den masslosen Subjectivismus des Buches; hier war die vom Pietismus eingeleitete Emancipation des Individuums zur Entfesselung der Leidenschaft geschritten. Der Rationalismus murrte und spottete über diese Alleinherrschaft des Gefühls.

Ueber die Fluth der Wertherlitteratur hat nach Düntzers Vorgang Appell geschickt, doch natürlich nicht erschöpfend, gehandelt. Verschwommener Enthusiasmus hier, frommes Gezeter über die vermeintliche Apologie des Selbstmords dort, freundliche Anerkennung mit einem moralisierenden Zöpfchen da, grundsätzliche Ablehnung von Seiten des kritischen Verstandes, Dramen, Broschüren für und wider, Travestien, Mordgeschichten, thränenseliger Singsang an Werthers Grabe, Nachahmungen, Pendants, die leidigen „Berichtigungen", welche den künstlerisch verhüllten und umgeschaffenen erlebten Kern täppisch herausschälten, all das predigte Goethen, was er aus dem „Emil" in ein Exemplar des Werther eingetragen fand: *Tais-toi Jean Jaques, ils ne te comprendront point!*

So schrieb er an Gustchen Stolberg (6 III 75): „ich will, wenn Gott will, künftig meine .... und Kinder in ein Eckelgen begraben oder etabliren; ohne es dem Publico auf die Nase zu hängen. Ich bin das ausgraben und seziren meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, find ich das Berliner etc. Hundezeug, der eine schilt drauf, der andre lobts, der dritte sagt es geht doch an, und so hezt mich einer wie der andere". Selbstredend liess er im Freundeskreise dem Unmuth und der Spottlust gegen die Feinde und die lästigen Anhänger oft die Zügel schiessen. Er begann selbst eine Art Wertherdrama und improvisierte Verslein gegen Nicolais „Freuden". Dieser Thorwart der verfallenden Burg des Rationalismus wollte zwei grossen Generationen, der Goetheschen und der romantischen, den Weg sperren. Christian Stolberg schreibt (XII 75): „Nicolai, der mir zum Ausspeien fatal ist, macht kein Hehl daraus, öffentlich bei jeder Gelegenheit gegen den Schnepfendreck des Enthusiasmus zu predigen" (Janssen 1, 68). Wer damals mit Goethe vertrauter verkehrte, konnte ihn ernst und scherzweise über den ge-

schwätzigen Weygand, über Nicolai und die Berichtiger und Recensenten jeder Farbe herfallen sehen. Aber nicht öffentlich; höchstens wanderte ein derber Spruch zu ferneren Bekannten. Hatte früher Lenz die Farce gegen Wieland drucken lassen, so konnte es Wagner, als die Bewegung immer wunderlichere Blasen trieb „nit länger mehr ansehn, wie die Kerls mit dem guten Werther umgehn" und fühlte sich gedrungen das Feld der litterarischen Satire zu betreten, wie sie im 18. Jahrhundert die Hamburger, dann die Sachsen und Schweizer kannten, wie sie Jacobi mit graziöser Feinheit, gröber die Halberstädter gegen den „Nickel" in ihrer Büchse versucht, aber allen voran Goethe mit dem Feuer einer grossen Natur zu dramatischem Leben erweckt hatte.

So entstand und erschien, den frischen, fröhlichen Krieg zu eröffnen, im Februar 1775 die Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", welche in mehreren Drucken schnelle Verbreitung fand und auch in den „Rheinischen Most" aufgenommen wurde[24]).

„Voran ein Prologus und zulezt ein Epilogus"[25]). Die Vignette zeigt den buntscheckigen Hanswurst mit geschwungener Pritsche; ein damals häufig verwerthetes Citat aus Prior dient als Motto[26])

Let 'em censure: what care I?
The herd of critiks I defy.
Let the wretches know; I write
Regard less of their grace, or spite.

Die spitze Feder des Satirendichters und der Stift des Caricaturenzeichners arbeiten hier gemeinsam zur Verspottung der Gegner. Statt des Namens der auftretenden Person findet sich immer eine kleine Figur in Holzschnitt, und zwar werden alle, ausser den Götterboten Merkur und Iris, unter einer Thiermaske dargestellt. Der Einfall ist drollig und gut durchgeführt. Ein Verzeichnis nennt die *Dramatis personae:* Prometheus (Goethe), Deukalion (Werther, stumm), Papagay (Weygand), Gans (Deinet, wie ich gleich zeigen werde), Esel (Göze), Nachteule und Frösche (Claudius, wegen der Vignette des Wandsbecker Boten), Reuter (Wittenberg; der Holzschnitt

nach dem der Zeitung), Löwe (Wappen des Hamburg. unpartheyischen Correspondenten), Staarmatz (Breitenbachs „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers“), Merkur (Wielands „Teutscher Merkur“), Iris (Jacobis „Iris“), Orang-Outang (Nicolai), Hannswurst.*) Der Prologus schlägt besonders Nicolai und Breitenbach „aufs Maul“. In der Farce selbst ist der Dialog durch einen verbindenden Text unterbrochen.

Prometheus — Wagner führt also den Prometheusdichter hier selbst als Menschenbildner ein — will seinen Sohn Deukalion nicht länger im Verborgenen hegen und ruft ihm zu:

Fort! marsch! in d' Welt hinein
Was soll das ewig Stubenhocken seyn?
Thät lang genug mich am Gedanken laben
Dich, wie ich mirs gedacht realisirt zu haben;
Muss jezt auch noch zum Spass sondiren,
Was andre von dir räsonniren.
'S wird zwar manch dumm Gewäsch entstehn,
Doch lass — was extra Dummes ist auch schön.

Der geschmackvolle Herr Papagay aus dem Musensitz L** soll den neugebackenen Knaben producieren, aber den Vater nicht nennen; er plappert jedoch von dem Ring, in dem er sitzt, herab in allen Messkatalogen aus,

Der Bub' wär aus der Fabrik des Prometheus,
Glich seinem Vater von Kopf zum Steiss.

Unter der sich herandrängenden Menge herrscht anfangs lebhafte Freude und Begeisterung. Alles staunt den Deukalion an und spricht bewundernd:

‚Gewiss Prometheus ist ein grosser Mann!'
Papagay bückt sich, als gieng es ihn selbst an
‚Macht unserm Welttheil, Gott b'hüt ihn, viel Ehre!'
Papagay lächelt, als ob ers wäre.

Aber der Enthusiasmus verschwindet schon nach den ersten Stunden und der Teufel führt ein Völklein auf den Plan, das

*) Düntzer hat das Gedicht in seinem Buche „Zu Goethes Jubelfeier, Studien zu Goethes Werken“ 1849 neu abgedruckt S. 211—231; vgl. S. 197 ff. Appell S. 183 ff. Loepers Anm. 22, 449 ff. Leider sind die kleinen Holzschnitte bei Düntzer nicht ganz getreu ausgefallen. Seine Auffassung trifft verständig das richtige.

jeden anklåfft und in die Waden beisst, das Privilegium besitzt „zu schimpfen, ohne zu wissen warum",

> Das mir weit lieber im Ocean wär.
> Sind ärger als Kosacken, Panduren Kroaten,

das Völklein der Recensenten. Lärmend zieht es ein:

> Ga ga ga ga ga
> Ia ia uhu uhu
> I hi hi hi ha ha ha
> Koax, koax — U-h

Voran watschelt die Gans; die gute will nicht kritisieren, sie hat Angst vor dem Prometheus,

> Allein, — es sey gesagt ohn ihn zu disgustiren,
> Ich meines Orts kann nicht mit ihm sympathisiren.

Gemeint ist Deinet, der in seinen Frankf. gel. Anzeigen 1774 S. 761 erklärt hatte: „Der Verleger dieser Zeitung hat nunmehr selbst die Leyden des jungen Werthers gelesen; hat aber das Glück nicht mit ihm zu sympathisiren" u. s. w. denn Selbstmord verrathe Abwesenheit der Vernunft und streite wider die Religion der Nächstenliebe, „wer seinem eigenen Leben gram ist, dem geb ich das meinige gewiss nicht in Verwahrung." Diese Bemerkung, auf welche bezeichnend genug Wagners „Sudelkoch", also ein zweiter Angriff gegen Goethe folgt, ist freilich herzlich albern, unehrenhaft aber Wagners Hohn gegen einen Mann, dem er nahe stand und zu Dank verpflichtet war. Ganz zuletzt kommt die Gans noch einmal: ihre Klugheit verlangt, das Urtheil „noch was aufzuhangen"; Deinets Erklärung ist nämlich erst vom 15. November. Welcher Widerspruch übrigens zwischen „Sudelkoch" und „Prometheus"! Müsste nicht Wagner selbst in der Menagerie figurieren?

Der Staarmatz stösst in seine Kindertrompete; Licentiat Wittenberg sprengt, sein Horn in der Hand, als „Altonaer Reichspostreuter" auf einem muthig ausschlagenden Rosse herbei, aber ach! der arme hat keinen Kopf, über dem steifen Rockkragen schwebt ein W, der Anfangsbuchstabe seines Namens, in der Luft; ihm war gleich Nicolai „das gefährliche Gift, das im Jungen verborgen lag" aufgefallen (Werner S. 133). Göze, der über den Selbstmord Werthers Zeter geschrien

hatte, kommt als Esel; die Nachteule und die Frösche des Asmus laden Deukalion zu sich ein:

Wenn er doch eine Reis in unsre Pfütze thäte,

Claudius hatte nämlich vom „armen Werther“ bedauernd gesagt: „Wenn er doch eine Reise nach Pareis oder Peking gethan hätte!“ Auch seine Anzeige der „Freuden“ wird ihm vorgerückt. Gegen Wieland war Wagner von den Confiskablen Erzählungen her erbost: jetzt wird ihm tüchtig heimgezahlt. Er erscheint geflügelt mit dem Stabe:

Sieh da! Ihr Diener Herr Prometheus,
Seit Ihrer letzten M** (Mainzer) Reis
Sind wir ja Freunde, so viel ich weiss.
Ists mir vergönnt, den Sporn zu küssen?

Wo Merkur ist, darf Iris, die jungfräuliche Genossin des Botenamts, nicht fehlen (dargestellt durch einen Regenbogen, unter dem die Sonne aus Wolken hervortritt). Auch hier wirkt persönliche Verstimmung mit, hatte doch Jacobi Wagners Briefe unbeantwortet gelassen. — Merkur begrüsst sie artig:

Heysa! da kommt Miss Iris,
Hat ein Gsichtchen zuckersüss,
Nur sticht ihr schon ein Milchbart raus,
Förcht es wird wohl gar noch ein Bub draus.
Gewiss nicht lang noch vom Olymp, mein Liebelein?

Es werden ungefähr fünf Monat seyn

Das konnt ich wohl am schönen Weiszeug sehen,
Der Staat wird dir hienieden bald vergehen;
Pfui, wie verstellt durch all die Muschen!

St! st! sie dienen mir Druckfehler zu vertuschen.

Iris tritt nun „ganz sittlich und sachte näher zum Prinzen Deukalion“ und sagt ihm Schmeicheleien in Wendungen der Heinseschen Recension:

Hatte das Herz ganz voll davon
Schwazte von Wonnegluth,
Die kein St. Preux fühlen thut
Und *à la* I** (Jacobi) viel Stunden lang
Von Herz und Empfindung und Minonens Gesang.
Wär nicht die Furcht vor dem Orang-Outang gewesen,
Müssten warlich noch mehreres lesen.

Vor dem grässlichen Orang-Outang Nicolai fliehen die Göttlichen entsetzt; „Merkurius bot ihr aus Politik den Arm.“ Nicolai hält in der Rechten das Bild seines Werthers, ein abschreckendes Affengesicht.

In Nicolais Vorgespräch (S. 12) sagt Martin auf Hannsens Bedenken: „Wollens mal sehn. Die geringste Veränderung thuts wohl; giebt Freuden, Leiden, wieder Freuden und allerley.“ So deutet hier der Orang-Outang auf die Fratze seines Bildes:

Denkt euch mal diesen Kopf an jenen Rumpf
Und gsteht mir, seyd ihr nicht im Hirne stumpf,
Mein Kerlchen thut besser als jener aussehn,
Die gringste Veränd rung machts Hässliche schön
'S giebt Freuden und Leiden und wiederum Freuden.

Löwe und Reuter fraternisieren mit dem geistesverwandten Genie. Besonders heftig wird S. 25 f. mitgenommen „das hirnlose Quikelgequakel, das ein panegyrischer Pavian machte zum Lobe des Herrn Landsmanns Lobesan“. „Schaafskopf“ und „Schwein“ sind die feinen Titel, die Wagner diesem Berliner an den Kopf wirft.

Schliesslich hält der Harlekin einen recht salzlosen Epilog in Wagners heimatlichem „Strôsburrjer Ditsch“, keineswegs in Frankfurter Mundart[27]):

Schwätzt ä bissel wenger unn denkt desto mehr
'S gereicht uch wärli zur gröseren Ehr,
Müsst nit glich alle Dreck rus sagä . . . .
'S ist ä Flegeläy das ufzdecke
Was äner mühsam erst thäte verstecke.
Und wer was hat gschenkt bekumme
Muss nit lang froge woher mens genumme?
Aber so machts halt euer schäuslich Kritik,
Verfolgt's Genie, erstickt manch Mästerstück
Hatt läder auch mich vom Schauplatz triebä[28]),
O wär ich doch druf bliebä!
Mei Paitsch hat manche Narr gscheiter gmacht —
Auch euch ihr Herrn? wünsch gruhige Nacht.

Alle Welt und gerade die, welche Goethe am nächsten standen, schrieben das flotte, derbe Spottgedicht dem Prometheus selbst zu. Litterarische dramatische Satire in Knittelversen als ein Wort in eigener Sache — der Verdacht lag nahe. Zu einer unbefangenen Prüfung nahmen sich wenige

die Zeit. Gibt es doch heute noch Leute, welche den „Prometheus“ gar zu gern für Goethe retten und als Wechselbalg unter die munteren Kinder seiner Jugend stecken möchten. Merck liess es sich trotz Goethes Ehrenwort nicht ausreden, er sei der Verfasser. Ebenso dachten anfangs Herder, Wieland, Boie, Claudius, Hamann, Lenz, Nicolai, Zimmermann u. s. w. Aber es macht Fritz Jacobi Ehre, dass er Goethes Autorschaft ohne Besinnen für unmöglich erklärte. Diesen persönlichen moralischen Gründen fügte der Düsseldorfer Genosse Heinse die ästhetischen bei.

Die Urtheile fielen je nach dem Standpunkt sehr verschieden aus. Lenz erklärte den „Prometheus“ für Goethes glücklichste Satire. „Recht königlich ergötzte“ sich Bürger. Auch Boie war „sehr divertirt“, bedauerte aber, dass Freund Asmus so unsanft angefasst worden sei. Claudius selbst wehrte humoristisch, aber in einem Ton ab, dem man den Aerger deutlich anmerkt; es freute ihn später, dass er Goethe in einem falschen Verdacht gehabt. Herder nannte den Prometheus „rüstig, wie der Prolog zu Bahrdts Offenbarungen und die Götter, Helden und Wieland“, versäumte auch nicht sogleich für Hamann die launige Anspielung anf den „Todfeind vom Mardochai“ (S. 16) abzuschreiben. Hamann fand das Gericht nothwendig, aber „Goethes Harlekinspeitsche“ nicht ganz nach seinem Geschmack. Nicolai will sich nur über die Impertinenzen gegen Wieland geärgert haben!? Er hielt es für das klügste mitzulachen und allen zu betheuern, dass die vielen drolligen Stellen des Dingelchens ihm keinen verdriesslichen Augenblick bereitet hätten; er werde auch nicht böse sein, wenn neue Angriffe aus Frankfurt kämen und Goethe ihn wirklich im Faust carikieren würde. Bis zum Proktophantasmisten währte es aber noch lange Zeit. Andere wie Zimmermann lobten nach der einen und tadelten nach der anderen Seite. Wieland war aufs tiefste gekränkt. Der unermüdliche Kampfhahn Wittenberg bot dem wilden Goten Goethe-Prometheus in einer zwar unfeinen, aber nicht unwitzigen Antikritik ein Engagement als Hanswurst bei einer Wandertruppe an; auch Claudius spottete darüber, dass der

Herr Autor schon bei lebendigem Leibe auf dem Titelblatte spuke und schliesslich in Pontificalibus auftrete. Die alten Phrasen aus den Wertherrecensionen wurden von neuem aufgetischt; so wollte der Reichspostreuter lieber ohne Kopf, als „ohne Herz, ohne Sitten, ohne Religion" sein. Unbehaglich fühlten sich in dem Streit die ruhigen Leute, wie Garve.

Nicht mit Unrecht, denn so durfte es nicht weiter gehen, ohne dass ein bubenhaftes Schimpfen oder eine förmliche Katzbalgerei an die Stelle der Gegnerschaft trat. Schon bedrohte z. B. ein Recensent Lenz mit Nasenstübern, Bürger carikierte Wittenberg als Köter aus der Pfennigschenke und gab Goethe den Rath, seinen Widersachern im Stile des Götz zu antworten. Den Hauptanstoss zu der Verachtung gegen alles Recensentenwesen hatte ohne Zweifel Klopstocks „Gelehrtenrepublik" gegeben.

Goethe sah sich ohne seine Schuld in einen neuen, höchst unwillkommenen Wertherkrieg verwickelt. Stand er auch mit stolzem Selbstgefühl über dem gewöhnlichen Gerede des Marktes, so musste ihn doch der allgemeine und so bestimmt auftretende Verdacht bald zu einem offenen Schritte zwingen. Herzliche Betheuerungen an Johanna Fahlmer verfehlten ihren Zweck nicht. Mit freundschaftlicher Wärme verfocht Fritz Jacobi Goethes „wahres Evangelium" gegen Wielands schwer zu besiegenden Argwohn und Groll. Eine grobe Tactlosigkeit mussten die Weimarer Prinzen in der spöttischen Anspielung auf den in Mainz geschlossenen Bund erblicken. Die Verstimmung machte sich in einem Briefe Knebels an Salzmann Luft, der, gleichfalls Goethe für schuldig haltend, am 12. April antwortete: „ich denke nicht übel zu thun, wenn ich ihm Ihre und Ihres besten Prinzen Empfindungen über seine Satyre ganz mittheile. Er ist, wie Sie wissen, jung und muthwillig und vielleicht wird ihn dieses vorsichtiger machen."

Aber damals hatte sich Goethe schon entschieden. In den ersten Apriltagen kannte er selbst den Verfasser noch nicht und wollte „keinem Menschen über die Sache was schreiben. Werde mir auch um den Autor keine Mühe geben, noch euch auf die Spur helfen. Das Publikum mag von mir dencken

was es will —." Was unseren Wagner, der seinen Handel heimlich genug betrieben hatte, bewog, sich Goethe zu entdecken — so berichtet auch Höpfner —, lässt sich nur vermuthen. Er sah, dass Goethe die Sache über Erwarten ernst nahm, fürchtete, sein verborgenes Spiel möchte schliesslich doch aufgedeckt werden, und hoffte durch ein offenes Geständnis den erbosten Freund zu besänftigen.

„Der unbekannte Verfasser wusste sich zu verstellen" erzählt Goethe in Dichtung und Wahrheit (22, 192 f.), aber er will, indem er das Büchlein im Zimmer auf- und abgehend sich laut vorgelesen habe, plötzlich an den Einfällen und Wendungen ganz deutlich Wagners Stimme gehört haben. Man könnte geneigt sein, die Wahrheit dieser Angabe zu bezweifeln, denn die vorausgehende Erinnerung an den Inhalt der Flugschrift ist stark getrübt: weder brummt im „Prometheus" ein Bär, noch suchen die wilden und zahmen Geschöpfe den Bildner in seiner Werkstatt irre zu machen, noch arbeitet dieser ruhig weiter und eröffnet, „wie er es überhaupt zu halten denke." Der Widerspruch aber zwischen der Erklärung, als habe Wagner ihm persönlich gebeichtet — am 6. oder 7. April — und der Darstellung in der Biographie, welche ein Bekenntnis an die Frau Rath behauptet, ist wol nur ein scheinbarer. Wahrscheinlich hat Wagner sich hinter die ihm wolgesinnte, duldsame Mutter gesteckt. Genug, Goethe brach mit dem überlästigen Cumpan und erliess eilends die knappe, schneidige Erklärung, an der niemand rütteln darf:

> Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen [29]). Mir war's, wie meinen Freunden, und dem Publiko, ein Räzel, wer meine Manier in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen, und von gewissen Anecdoten unterrichtet seyn konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu seyn, die mich lieben und mir auf's Wort trauen. Übrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedne Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen.
>
> Frankfurt, am 9. April 1775. *Goethe.*

Die ruhigen, sicheren Worte, welche dann auch in den

Frankf. gel. Anz. vom 21. April (S. 274) und in anderen Zeitschriften erschienen, wurden von Goethe selbst auf losen Blättern verschickt. So an Knebel. Am 15. April an Klopstock, der nach einem ungedruckten Briefe Deinets (5. April) „unfreundlich zum Prometheus gesehen“ hatte: „Hier, lieber Vater, ein Wörtchen ans Publikum, ich ging ungern dran, doch mussts seyn“ und die verächtliche Nachschrift: „*NB.* Der Wagner, von dem das Blättchen sagt, ist eben die Personage, die Sie einen Augenblick auf meiner Stube des Morgens sahen,“ — also am 29. März, wo der Prometheus schon erschienen war — „er ist lang, hager, Sie standen am Ofen.“

Man sollte glauben, diese Erklärung hätte jeden Verdacht und Zweifel heben müssen. Aber nein! Von neuem begann auf einigen Seiten das Wühlen und Sticheln, und boshafter, als zuvor. Allen voran bemühte sich Herr von Bretschneider, der den Werther als Mordgeschichte travestiert hatte, einst Goethes Ordensbruder in Wetzlar, Nicolai durch heimtückische Zwischenträgereien, Halbwahrheiten und Lügen aufzuhetzen. Darauf hin erschien die gutgeschriebene Recension Nicolais in seiner Allg. deutsch. Bibl. 26, 230 ff. mit der wirksamen Anspielung auf den Offenbacher Formschneider Donnhäuser und den überlegenen Worten über Wagner. Ich gebe den ganzen Bretschneiderschen Klatsch in den Anmerkungen [30]), auf die Gefahr hin, dass nun doch einige Freunde schlechter Gesellschaft lieber mit dem Bänkelsänger, als mit Goethe wandeln werden. Die Unglaubwürdigkeit des Zeugen ist längst aus seinem thörichten Gerede über Goethe und Lili bekannt. Auch Wieland bekehrte sich fürs erste nicht. Noch am 27. October schreibt er von der „bösartigen Pasquinade“ an Lavater: „es ist gewiss, dass er auch diesen gemacht hat“, aber nach Goethes Ankunft in Weimar widerruft er hingerissen das „alberne Zeug“ seines letzten Briefes.

Richtig sahen ausser dem Jacobischen Kreise z. B. Schubart und Klinger. So berichtet Miller an Voss (Mittheilung Redlichs) 16. Juli: „Nach seiner (Klingers) Versicherung muss ich nun gewiss glauben, dass Wagner den Prometheus ohne Göthens Vorwissen gemacht hat.“ Die muntere Agnes Klinger

nennt Wagner schlechtweg bei seinem Spitznamen „Prommedeiss“, Deinet „Prometheusist“ u. s. w. Er hat die fatale Schrift nie verläugnet. Denn was Sprickmann (Wetzlar 7 V 78) nach flüchtigem Verkehr mit Wagner in Frankfurt an Boie meldet: „Wagner hat mir jetzt selbst gesagt, dass Goethe den Prometheus geschrieben“, beruht auf einem Irrthum und ist ebenso belanglos wie die späten vagen Angaben in den „Briefen von und an J. H. Merck“ 2, 286. „Mein Prometheus“ schreibt Wagner im Sept. 76 an Müller; dieser Bericht über die Begegnung mit Claudius ist allein Beweises genug. Wir haben sogar ein gedrucktes Bekenntnis von ihm im „Sebastian Sillig“ S. 104 (N. 375). Schon in der zweiten Hälfte April 75 meldet ein Brief an Ring:

„Ueber Werthern hat das Geschwätz noch kein End, da sind wider angekündigt Etwas über die Leiden und Freuden des jungen W — — Leiden der jungen Wertherinn — und weiss ich was mehr? Hier kamen heraus Briefe an ein Frauenzimmer über Werthers Leiden hab von allem noch nichts gesehn, mag den Quark auch nicht kaufen. Ein Kerlchen [Contius], Gott weiss wer, dems zwar nicht an Bosheit, wohl aber an Witz und Laune fehlt, hat sich unterfangen Wieland und seine Abonnenten zusammen zu schmieren. Der Bursch verdiente die Ruthe eher als die Kritick“; offenbar sucht sich Wagner gegen Ring als Freund Wielands zu decken. Bald werde ein Drama von ihm erscheinen: „Gott gnade dem Verfasser des Prometheus, wenn er sich auf einem fahlen Pferd erwischen lässt! — Ich bitte Sie, ja nichts weiter zu sagen, ich entdecke es Ihnen als Freund. Ihre *mercuriale* wegen dem Prometheus habe ich noch zu gut und erwarte, alsdann aber will ichs versuchen mich bey Ihnen — zu vertheidigen. So viel kan ich Ihnen aber doch voraus sagen, dass ich eben kein geschworener Göthianer bin; — der Verfasser des Sudelkochs kan das nie werden.“

Wagner hatte sich selbst am meisten geschadet. Er war anrüchig geworden. Haben ihm doch Zeitgenossen eine alberne Parodie von „Erwin und Elmire“ („Eine Oper ohne Tittel in

einem halben Aufzuge") oder erbärmliche Satiren gegen Wieland, und spätere Forscher, zuerst Gervinus, freilich ohne jeden Grund, das gegen Klingers „leidendes Weib" gerichtete Pamphlet „Die frohe Frau" zugetraut [81]).

Genug der einzelnen Stellen, an deren Anhäufung gar nichts liegt. Es ist durchaus gleichgiltig, ob die Vermuthungen wider Goethe noch dutzendweise zu Tage kommen. Er war der Mann allein auszuessen, was er sich eingebrockt hatte. Von einer Betheuerung „auf Ehre und Treue" schreibt Merck an Nicolai. Ohne seine Ehre anzutasten darf man an der mannhaften Erklärung „ohne mein Wissen, ohne mein Zuthun" nicht drehn und deuteln. Wir haben endlich zu allem Ueberfluss eine Fülle innerer Beweise. Der mühsamen psychologischen Erörterungen Riemers (2, 637) bedarf es gar nicht.

Goethe wünschte damals nichts weniger als neue litterarische Händel. Er war viel zu hochmüthig und vornehm, mit Klopffechtern jeder Farbe anzubinden. Wagner selbst muss das am Schlusse der Farce bezeugen:

Den Spektakel auf einmal zu enden
Hätt freilich Prometheus die Mittel in Händen;
Doch da er zu gros denkt Insekten zu jagen,
Mag ihnen Epilogus d' Meynung noch sagen.

Seit der Zusammenkunft mit den Prinzen in Mainz winkte Weimar aus der Ferne. Er hatte versöhnlich an Wieland geschrieben. Er verhinderte neue Angriffe Lenzens. Er war in einer wunderlichen Stimmung. Waffenstillstand zwischen Krieg und Friede. Noch Erbitterung, die sich gelegentlich gegen den Weimarer Sch—kerl derb Luft macht (D j G 3, 68), aber kein Kampf. Es war die Stimmung, die den neuen Frieden beinahe wie eine grauliche, unheimliche Stille und das Aufhören der Misverständnisse als „was verfluchtes" empfand, die Stimmung, welche ein uns von Schöll bescheerter Brief Knebels (23 X 74) so treu spiegelt. — Die „Mainzer Reis" und die Versöhnung nun selbst zu bespötteln, wäre ebenso unanständig, als unpolitisch, ja geradezu dumm gewesen. Allmählich hatte auch die im „Unglück der Jacobis"

heimlich kundgegebene Verachtung gegen die Jackerls durch die Vermittlung trefflicher Frauen und persönliches Sichfinden einer warmen Werthschätzung Platz gemacht. Wie sollte er jetzt dazu kommen, nicht etwa in einem Schönbartspiel, sondern in einer allgemein verständlichen Satire die „Iris“, deren Mitarbeiter er war, zu verhöhnen? Gerade die Sticheleien auf Wieland verargte er dem unfeinen Gesellen am empfindlichsten; so heisst es in Dichtung und Wahrheit: „Ich schalt sehr heftig auf ihn, weil es mir äusserst verdriesslich war, nach einer so günstigen Aufnahme und so bedeutender Unterhaltung, nach meinem an Wieland geschriebenen zutraulichen Briefe hier wieder Anlässe zu neuem Misstrauen und frische Unannehmlichkeiten zu sehen.“

Wagners Freundschaftsdienst fiel übel genug aus. Goethe erkannte in seiner nächsten Umgebung lästige, bedenkliche Elemente. Die „Goethianer“ schadeten seinem Rufe. Alles was sie trieben, geschah auf seine Rechnung. Im folgenden Jahre musste er Lenz und Klinger in Weimar fallen lassen.

Unter den „gewissen Anecdoten“ sind in erster Linie die Abmachungen mit Weygand und der Hinweis auf Mainz und Wieland zu verstehen. Ein von Haus aus fruchtloses Unternehmen wäre es aber, etwa des näheren erörtern zu wollen, wie weit Wagner hingeworfene Witze Goethes aufgefangen und verwerthet habe.

Es war für Goethe und andere ein Räthsel, wer seine scherzhafte Manier so habe halb ernst, halb ironisch nachahmen können. Nicolai, der damals von Wagner nur die Confiskablen Erzählungen kannte, meinte, da er sich in wenigen Monaten so sehr gebessert habe und plötzlich ein ungemeines Genie zeige, könne er gewiss ein recht wackerer Bursch werden. Die Aehnlichkeit der Manier ist äusserlich vorhanden, aber die Verschiedenheit um so auffälliger. Es fehlt der Satire wahrlich nicht an einem ergötzlichen Plan; die Einkleidung ist glücklich und einzelne Figuren, sowie manche Witze ganz vortrefflich. Der Papagei, die zimpferliche Iris sind recht charakteristisch, obgleich die Persifflage Jacobis in Lenzens „Pandämonium“ nicht entfernt erreicht wird. Die

Verspottung Nicolais erfolgt zwar im grobianischen Stil, aber auf die Schläge der „Freuden" durften schon derbere Gegenhiebe folgen. Goethe selbst hätte sich natürlich nicht so einführen können, wie es hier geschieht.

Die Prometheusfarce ist für Goethe einfach zu schlecht. Sie ist nichts weniger und nichts mehr, als eine übermüthige, burleske Improvisation ohne jede tiefere Tendenz. Die ganze aesthetische Weisheit des Prologs und Epilogs geht darauf hinaus: man rühre nicht auf, was der Dichter mühsam versteckt hat. Keiner der Cynismen wäre für Goethe, der damals viel wagte, zu cynisch, kein Wort zu grob, aber Heinse schreibt schon am 28. März richtig an Gleim, es sei in dem Stücke „kaum Göthens Manier in Knittelversen, geschweige sein Geist". Sind auch Heinses Aeusserungen stark von dem Aerger über die Verhöhnung seiner Wertherrecension beeinflusst und fehlt ihm die Unbefangenheit, über die wirklich komischen Seiten des Stückes zu lachen, so trifft er doch den Nagel auf den Kopf: „Göthens Götter Helden und Wieland ist dagegen, was eine Rotte afrikanischer Löwen gegen ein Dutzend Esel in deren Häuten ist." Darüber gleich mehr; vorerst muss noch betont werden, dass Heinse schon damals (28. März), also, soweit wir sehen, eine Woche vor Goethe, durch seinen liebsten Freund Diehl in Frankfurt, welcher Wagner kannte und z. B. mit Klinger befreundet war, bestimmt wusste, in wem der Autor zu suchen sei.

Goethes Farcen sind mehr als vergängliche Spässe des Augenblicks, die sich nur aus einer zeitweiligen Situation interpretieren lassen. Auch das „Pandämonium germanicum" von Lenz, das in einigen Scenen auf Nicolai und den ganzen Wertherlärm Bezug nimmt, steht so hoch über dem „Prometheus", wie dieser über der plumpen Gegensatire Hottingers. „Götter Helden und Wieland" erhebt sich als Ausfluss einer grossen jugendlichen Kunstanschauung über das litterarische Pamphlet hinaus zu dem erhebenden Bekenntnis des griechenfesten Jünglings gegen die Griechlein, die „keine Ader griechisch Blut im Leibe" hatten. Es ist ein Protest des Ur-

sprünglichen, Grossen gegen das aberweise Jahrhundert mit seinen „Theaterconventionen.“ Die ganzen auf das Charakteristische, Natürliche, Kolossale gerichteten Anschauungen der Geniezeit revoltieren gegen eine feindliche Strömung. Wie ein riesiger, ungeschlachter Naturmensch handhabt Hercules das „Faustrecht“. Gegen die verbreitete Wielandsche Lebensauffassung erhebt sich die reine Grösse schöner Menschlichkeit in Alceste und die derbsinnliche Kraft der Natur in Herkules. Solche tiefe, gründliche Gegensätze wirken überall: im Zwischenspiel des „Jahrmarkts“, im „Pater Brey“. Mag Goethe gegen den flachen Rationalismus Bahrdts — es ist nie ein einzelner! — gegen die fleischlichen „Mayenlämmelein“, die Gefühlsschwelger, die traurige Prosa im Erdewallen des Künstlers ankämpfen, immer setzt er mit einer lebensvollen, ganzen Anschauung ein. Welche Fülle von Poesie in dem damals nicht veröffentlichten „Satyros“! Wo bleibt die pure Parodie diesem kraftstrotzenden, üppigen Natursohn gegenüber, der auch auf uns eine magische Wirkung ausübt und dessen von pantheistischer Naturpoesie und Weltschmerz durchtränktes Lied „Natur ist rings so liebebang“ von wunderbarer Tiefe ist?

Gegen Goethes immer aufs Allgemeine gerichtete, stets als Stücke einer grossen, einheitlichen, genialen Auffassung von Kunst und Sitte erscheinende Dichtungen, aus deren derbstem Realismus der klarste Idealismus hervorleuchtet, sind Wagners Knittelverse nur taube Nüsse. Er hat in seinem „Prometheus“ ein frisches, schlagfertiges, aber nicht auf nachhaltige Bedeutung angelegtes Talent zur Satire bekundet. Diejenigen, welche ihn für „zu schaal“ hielten, dergleichen zu leisten, waren sehr im Irrthum und ich stehe nicht an, ein späteres Probstück seines Spottes, „Voltaires Apotheose“, für ungleich bedeutender zu erklären, weil es nicht lediglich temporär ist.

3. Dramaturgisches.

1. Die berühmte Seylersche Truppe, in den rheinischen Gegenden zu Frankfurt, Mainz, Mannheim immer gern gesehen, hatte 1776 Klinger als Theaterdichter engagiert. Aber auch Freund Wagner gehörte zu ihren Hauspoeten. Ihm namentlich fiel die Aufgabe der theatralischen Gelegenheitsdichtung zu. Es war damals üblich, die Bühne an jedem neuen Ort mit einer Anrede an das Publikum, gesprochen von einer beliebten Schauspielerin, zu eröffnen und zu schliessen. Solche Prologe und Epiloge sind uns zahlreich erhalten. Die von Gunst und Geld der Menge abhängige Truppe preist den Kunstsinn der Stadt, feiert, wenn es eine Residenz ist, den fürstlichen Mäcen, reitet ihre Paradepferde vor und bittet um geneigte Aufnahme oder huldreiches Andenken. Die Neuberin hatte gelegentlich dem Parterre bittere Wahrheiten ins Gesicht geschleudert; sonst waren gereimte Bettelbriefe der Brauch. Derlei nichtssagende Ansprachen[32]) hat auch Wagner für Madame Seyler — eine noch für Marchand — verfasst. Und für die erste Frankfurter Vorstellung 1777 dichtete er den allegorischen Prolog[33]) „Apolls Abschied von den Musen“, der zwar in balletmässigen Gruppen aller nach ihren Hauptrollen gekleideten Künstler, in Arien, Chören, Vaudevilles, Märschen — letztere von Benda, das übrige von Neefe componiert — und in gebundenen wie ungebundenen Schmeicheleien für Senat und Volk von Frankfurt, der Musen edle Patrone, um deren Wolsein Apollo sogar den Zeus zu bemühen sich anschickt, ein übriges thut, aber, die Allegorie zugestanden, ungezwungen und geschmackvoll ein buntes Bild des Kunsttreibens entrollt, zweckdienlich Auge und Ohr durch neue Wirkungen befriedigt und einige hübsche galante Wendungen aufweist. Apoll nimmt Abschied, denn er soll mit seiner Zauberflöte die Amerikaner besänftigen! Er empfiehlt seine Schaar der Stadt und antwortet auf die Frage der Melpomene (Mad. Seyler als Medea) nach den Grazien verbindlich: „Sieh hier uns einen Scherz zu bereiten, haben sie sich unter die Zuschauer versteckt: wenn ich ihre

Bescheidenheit nicht schonte, könnte ich dir jede mit Fingern weisen." So dürfen denn Euterpe, Alceste, Röse (Jagd), Leonore (Lisuart) und der Chor fröhlich singen:

> Dies Sprüchwort trifft bey uns auch ein.
> Auf Regen folget Sonnenschein,

Sollte auch das komische Vorspiel[34]) „Die neuen Schauspieler in Mannheim" von Wagner verfasst sein?

2. Ebenso unterstützte er die deutsche Bühne durch Uebertragungen aus dem Französischen — zuerst 1774[34a]) „die Königskrönung" — und Englischen. Die Einfuhr an Singspielen, Komödien und bürgerlichen Dramen war immer noch sehr bedeutend. Ueber manche Stücke fiel gleich ein Halbdutzend deutscher Uebersetzer heisshungrig her. Merciers „Deserteur" ist 1771 fünfmal verdeutscht worden. Nicht minder häufig 1775 und 1776 von demselben *La brouette du vinaigrier, drame en trois actes.* Neben der Gothaer (vgl. Theaterkal. 1776, 29 f.) darf trotz manchen Gallicismen Wagners[35]) „Der Schubkarren des Essighändlers" (Frkf. Eichenbergs Erben 1775) bestehen. Ueber das Stück unten mehr. Allès kommt darin auf den Darsteller des guten alten Dominik an. In Paris hatte ihm Preville eine grosse dauernde Wirkung erobert, in Deutschland folgten Eckhof, Schröder, Iffland und als letzter noch Seydelmann.

Aber von den Dominiks und Delomers schaute Wagner, der[36]) Strassburger Tradition treu und theilnehmend an den vielfachen Bemühungen der Zeit, zu Shakespeares grossen Menschen empor. Schon im Frühjahr 1777 spricht er seine volle Entrüstung über die freche und verständnislose Behandlung aus, welche der jüngere Stephanie in Wien dem Macbeth hatte angedeihen lassen. In Wien mishandelte Heufeld den Hamlet und parodierte den Schluss von Romeo und Julie. Gab man im Kärntnerthortheater Faust, Don Juan, Leben und Tod des Königs Macbeth als Pantomimen, so beschloss Stephanie Shakespeares Tragödie mit einem solennen Feuerwerk. Mühsam nur entdeckt man einige *disjecti membra poetae.* Dunkans Ermordung liegt ganze 17 Jahre vor dem Stück. Von den elenden Aenderungen nur: Macbeth ent-

brennt für Macduffs Tochter, Fleances Geliebte Gonerill, und will sie zur Königin machen. Die Lady, die nur so nebenher läuft, ersticht ihren Gatten und stürzt sich zuletzt zu seiner Leiche in den brennenden Palast! Unbegreiflich, dass die Schmidtsche Truppe diese Spottgeburt von Dreck und Feuer noch im Mai 1780 mit Erfolg auf die Rostocker Bühne bringen durfte (Danzig 1781 vgl. Hagen S. 298). Stephanies Macbeth wurde in Wien seit 1772 immer am 2. November, dem Allerseelentag, gegeben, also wie heute Raupachs „Müller und sein Kind", dessen Spuk damals Dunkan und Banquo vertraten; 1777 aber zog er selbst das Stück zurück und sagte in der Eingabe folgende seinen Standpunkt in voller Beschränktheit enthüllende Worte: „Dieses Trauerspiel ist eine jener Geburten, die mehr durch das Sonderbare als das Wahre würken. Eine entfernte Geschichte, deren Moral auf unsere Zeiten nicht passt; Geistererscheinungen, überspannte Karaktere; mit einem Worte, Puppenspiele im Aeussern, Helden und Staatsaction im Inneren, sind die Bestandtheile", dazu komme die beständige Feuersgefahr bei dieser Aufführung, auch sei „der unvermeidliche unausstehliche Rauch dem hohen Adel äusserst zuwider." — Eschenburg gab 1776 einen neuen Anstoss. Der bedeutende Erfolg des Hamlet bestimmte Seyler 1778 Wagner um eine Bühnenbearbeitung des Macbeth zu bitten, der in demselben Jahre mit Glück in Berlin aufgeführt worden war. Diese Einrichtung Wernickes war ungedruckt, aber dem Gange nach aus der Litt. u. Theaterzeitung (St. 42) bekannt. Ihre Hauptänderung wies Wagner in seiner Vorrede „Etwas über Macbeth" mit Berufung auf Herders enthusiastischen Shakespeareaufsatz ab. Ebenfalls 1778 erschien in Prag die Uebersetzung von Fischer. Auch in dem bedeutendsten Sitze der deutschen Schauspielkunst, Hamburg, war eine Aufführung geplant; schon vor einem Jahre hatte Schröder Bürger aufgefordert, ihm zunächst die von Wieland mit Ausnahme der ersten übergangenen Hexenscenen zu liefern. Mit den Hamburgern will Wagner nicht concurrieren. Er übertrug das Ganze selbständig und verbesserte dann seine Arbeit nach den Wielandschen und

Eschenburgschen Gesammtausgaben, die im Geniekreise der Herder, Goethe und Lenz mit Recht und Unrecht sehr über die Achsel angeschaut wurden; er besserte so, dass er nicht nur viele von Wieland vortrefflich gefundene Worte (*unsex:* entweiben, *downy:* pflaumicht, *shag-haird:* zottelköpfig), sondern auch längere Stellen entlehnte. Wo Wieland frei abschwächend umschreibt, lässt Wagner seinen Shakespeare frischweg reden. Trotz manchen offenbaren Sprachschnitzern ist ihm oft eine wirkliche Verdeutschung der Sätze geglückt. Seinen Shakespeare. Er hört sich an, wie eine herrliche Melodie aus rauher Kehle gesungen. Auch macht das Dichtwerk in einer Uebertragung, welche den Vers durch Prosa ersetzt, immer einen heruntergekommenen, entadelten Eindruck. Ganz mislungen, von vielen einzelnen breiten und hölzernen Vergröberungen ganz abgesehen, ist z. B. die schöne Rede Banquos 1, 6 oder der Monolog *If it were done;* ein unläugbarer Fortschritt die Dolchscene. Das Leidenschaftliche gelingt ihm besser. Im Derben, Wildphantastischen ist er genauer. Er verstärkt Shakespeare sogar, macht ein Lächeln zum „Spitzbubenlächeln", spricht unnöthig von „garstgen Vetteln, tollkühnen Menschern" und dichtet etwa die Verse *Here I have a pilot's thumb Wreckd as homeward he did come* um in: „Eines Steuermanns Daumen es ist, Hatte schon in Gedanken die Seine geküsst, Ganz nah war er schon am Hafen am Land; Pratz! zerbrach ich sein Schiff dort oben am Strand", wo aber auch Wieland und Eschenburg drei Verse brauchen. Diese Hexenscene (1, 3) ist bei Wieland viel geniessbarer. In Stephanies Macbeth, dem „Ungeheuer" (Wieland 23 XI 72), fehlen sie sämmtlich, während Bürger sie gar um eine vermehrte. Bei der grausigen Scene am Kessel geht Wagner unabhängig von Eschenburg vor. Von seinem „höllischen Ragout" eine Probe:

3. Hexe: Drachenschuppen und aus dem Salz
Von gewässertem Stockfisch Magen und Hals,
Hirn und Milchzähn und 'ne geschmeidige Flächs
Aus der Mumie einer verbrannten Hex ...
Hasenherzen und Ziegenfett,
Querlt alles wohl um, biss dass es steht,

Mischt Vipernhonig nach Nothdurfft hinein,
Jetzt wird der Brey wohl fertig seyn.
Alle: Holterti, polterti, ruck! ruck! ruck!
Feuerchen brenn! Kesselchen schluck!

Statt dieses abgeschmackten, komischen [37]) Kehrreims hat Eschenburg: „Rüstig, rüstig! nimmer müde! Feuer, brenne! Kessel siede!" So muss Wagner auch Eschenburgs „Juckend sagt mein Daumen mir" durch ein lächerliches „Mir küzelts und büzelts in Daumen und Zehn" überbieten. Erwähnt sei noch, dass Wagner die beiden berühmten Verse *When the hurlyburly 's done, When the battle 's lost and won*, welche Wieland, ihre Unüberwindlichkeit betonend, verfehlt, Eschenburg aber ganz leidlich bewältigt hatte, wieder schimpfieret: „Wenns Schlachtgewirr entwirret ist, Der Bruder im Feind den Bruder küsst." Dasselbe gilt von dem *fair is foul.*

Die Rücksicht auf die Bühne ist deutlich. So kürzt er, wo Wieland treuer vorgeht, den Monolog des *porter* (2, 3) und das folgende Gespräch mit Macduff und umschreibt mit einer bei ihm seltenen Zartheit einige seiner Naturworte. Im 5. Act ist mehreres gestrichen und geändert. Macbeths Tod auf der Bühne, nicht aber seine letzten Worte, hat er von Garrick übernommen.

Seylers brachten diesen Wagnerschen Macbeth wiederholt zur Aufführung; so in Mannheim am 27. März und*) 22. Juni 1779. Borchers spielte die Titelrolle; Frau Seyler feierte in der Nachtscene der Lady Triumphe [38]). Gemmingen hielt es damals für nöthig, das „Zauberding" — dass Macbeth es sei, müssten die Zuschauer erst merken! — durch einen geschraubten Prolog einzuleiten, worin Hecate von ihrem Schlangenwagen aus den Wolken herab Macbeth zu ihrem Werkzeug erkiest. Die Hexen verursachten allen Bearbeitern und Bühnen viel Kopfzerbrechen. Gemmingen wollte tausendmal lieber derlei überwältigenden Spuk, als Opernarien

*) Am 21. gab Schröder zuerst den Macbeth, doch ohne rechte Wirkung der Hexenscenen. Bürgers von Wieland—Eschenburg sehr abhängige, der von ihm erwähnten Wagnerschen überlegene Uebersetzung erschien erst 1783. Vgl. auch Weinholds Boie S. 209 f.

eines Sterbenden auf der Scene, doch schon Schink dachte die *witches* zu Schicksalsschwestern zu erheben, wie es Schiller dann vollzog.

Dieser spricht über Wagner hart ab: „Um den Macbeth hat er nicht das geringste Verdienst" (15. Juli 82 an Dalberg, der doch noch 1788 Wagners [39]) Bearbeitung für das Nationaltheater einrichtete). 1784 deutet er den Plan seines Macbeth an. Er übertrug später die Shakespearesche Tragik in einen völlig anderen Stil. „Macbeth ist aus den Fugen" parodierte A. W. Schlegel höhnisch. Wie dieser unvergleichliche Meister siegreich von den Bestrebungen der siebziger Jahre, sonderlich seines Lehrers Bürger — Herders feinsinnige Versuche blieben mehr im Verborgenen —, nicht zu seinem, sondern zum wahren Shakespeare durchgedrungen ist, mag man in Bernays' lebendiger Schilderung nachlesen. —

3. Nach der Ostermesse 1777 hatte sich die [40]) Seylersche Truppe von Leipzig nach Frankfurt gewandt, um am 12. Juni nach Mainz weiter zu ziehen. Unser Dramaturg begleitete die zweimonatliche Campagne mit achtzehn [41]) „Briefen die Seylerische Schauspielergesellschaft und ihre Vorstellungen zu Frankfurt am Mayn betreffend", erschienen Mitte August. Sie haben nicht die Prätension sich Dramaturgie zu nennen, übrigens kaum die entfernteste Aehnlichkeit mit Lessings klassischen Blättern. Ohne leitende Grundsätze und einen aesthetisch durchgebildeten Geschmack, versteigt Wagner sich selten zu allgemeineren Ausführungen, sagt über den Werth der einzelnen [42]) Stücke fast gar nichts, liefert nur lange Inhaltsangaben und lobt alle Darsteller ausnahmslos, obenan die Donna und Borchers. So ist das meiste ohne Belang. Gegen Voltaires „Merope" versucht er eine Lessingsche, richtiger Lenzsche Polemik. Da herrsche die Göttin Langeweile; man brauche Sperrhölzerchen gegen das Gähnen. „Bey den modernisirten Helden und Staatsaktionen des Alterthums fühl ich gar nichts", ruft er, „Verhunzte Kopien mögen meinetwegen zum Henker gehen." Er tadelt „das französische *bouillon*, die geschmacklose Brühe des grossen *Versificateur Monsieur de Voltaire*, Meister

Arouet," er citiert Verse und fragt „Ist das die Sprache der Leidenschaft? Und dennoch giebts Leute, die das Pariser Theater, das solchen Mist als feines Gold bewahrt, solchen Unsinn vergöttert, uns Teutschen als Muster anpreisen wollen! die im Stande sind an Emilia Galotti als einen Fehler zu tadeln, dass kein Lehnstuhl bereit steht, in dem sie mit Anstand sterben kann, weil es in Paris nicht angienge, sie quer über die Bühne zu legen! O der schaalen Köpfe!" — Seines Freundes Klinger „Sturm- und Drang" scheint ihm dagegen des lautesten und eingehendsten Lobes werth. Seyler hatte schon zu Ostern in Leipzig seine Bühne mit diesem wunderlichen Drama eröffnet; es scheint, mit Glück: besonders gefielen Berkly (Borchers) und — der Mohrenjunge. Er wiederholte die Aufführung in des Dichters Vaterstadt Frankfurt am 31. Mai vor leerem Hause! Wagner sagt daher im Eingange seiner langen Besprechung (S. 131—167), die Leute hätten sich bei dem Titel nichts zu denken gewusst, aber „w e r f ü h l t o d e r a u c h n u r a h n d e t, w a s S t u r m u n d D r a n g s e y n m a g, f ü r d e n i s t e r g e s c h r i e b e n; wessen Nerven aber zu abgespannt, zu erschlafft sind, vielleicht von jeher keinen rechten Ton gehabt haben; wer die drey Worte anstaunt, als wären sie chinesisch oder malabarisch, der hat hier nichts zu erwarten, mag immerhin ein alltägliches Gericht sich auftischen lassen." Freilich sei das Drama nicht für die grosse Menge, denn der Dichter bleibe nicht hübsch auf ebenem, gebahnten Wege, sondern erklettere eine ferne Felsenhöhe. „Sind denn aber die Figuren dieses Stücks wieder" — es ist älter — „so in ihrer kolossalischen Grösse hinkrokirt, wie in der neuen Arria und dem Simsone Grisaldo? Nein! der Verfasser nahm sich mehr Mühe sie zu vollenden, zu ründen, bearbeitete sie mit mehr Rücksicht auf Theater und Vorstellung." In der enthusiastischen Uebersicht nennt er z. B. die Nachtscene zwischen Wild und Karoline eine „petrarchische Phantasie". Das Publikum scheint seine Begeisterung nicht getheilt und namentlich die gepriesene Kartenhausscene getadelt zu haben. Daher bemerkt er: „Wenn ich nicht irre, so geht alles drinn ganz natürlich, aber freylich

nicht alltäglich zu; und dies ist immer ein grosser Fehler von einem dramatischen Schriftsteller, der für ein unsichtbares Publikum arbeitet, ist er aber mit dem Beyfall weniger, an hundert verschiedenen Orten zerstreut lebender feinerer Seelen zufrieden, will er nur einem unsichtbaren Häuflein gefallen, dann wird vielleicht das zur Schönheit, was jenen zum Aerger war"[43]). Wir wissen, dass auch Lenzens Hofmeister in Berlin, Hamburg, Mannheim misfiel; ja, dass in Frankfurt der Lear trotz Borchers' meisterhaftem Spiele belacht und Hamlet als Farce angesehen wurde.

Der Geschmack des Publikums ist für Wagner ein Greuel, er schüttet deshalb die volle Schale seines Zornes über das allbeliebte modische Singspiel aus, das, zumeist recht harmlos und albern, die höheren Gattungen bedenklich überwucherte, seit „Der Teufel ist los" seinen Eroberungszug über die deutsche Bühne gehalten, und die Hiller, Benda, Schweitzer, die Weisse und Schiebeler so glücklich vorgeschritten waren. Wagner ist nicht der einzige, der seine Stimme gegen diese einseitige Geschmacksrichtung erhebt. Schlosser spricht verächtlich von dem Operabuffapublikum und den Operettenmachern. Und Frau Aja schimpft auf die Frankfurter: „Milchbrey — gefrohrne Sachen — Zuckerpletzger — hogout das ist ihr Labsahl." So rechnet Wagner auf einen Lustspielkenner fünfzig Freunde schaaler Operetten, der Lust aller, die weder Herz noch Kopf, sondern nur Ohren haben. Von Tag zu Tag werde man versessener darauf. So habe Gotter, sonst Weisse folgend, auch noch einen lustigen Ausgang zu Romeo und Julie geschrieben und sich dem sinkenden Geschmacke zu Liebe an Shakespeare frevelhaft vergriffen. Benda mache seine Composition alle Ehre, „obs aber dem Publikum zur Ehre gereicht; dass man den Geist Shakespeares, um ihn ihm beyzubringen, erst mit neunzehn zwanzigstel Wasser versetzen, ein Trauerspiel zur Operette umschaffen und seinen herrlichen Geburten, wie jüngst *Tit. pl.* Herr[44]) Orang Outang dem Werther that, einen anderen Kopf aufsetzen muss?" Pessimistisch sieht Wagner den verdorbenen Geschmack von der komischen Oper zu Paraden und Possen sinken und fasst

seine Weisheit dahin zusammen: „Wir haben in kurzer Zeit Riesenschritte gethan; kaum noch hat es angefangen, bei uns zu tagen (und wie viel Hunderte haben sich den Morgenschlaf noch nicht aus den Augen gerieben!), so sind wir schon wieder im Begriff einzupacken und Feyerabend zu machen. Eh unsre Nachbarn recht wissen werden, dass wir da sind und ein Theater für uns haben, werden wir schon Greise, wie sie selbst seyn. In einem Zeitraume von fünfzehn Jahren, damit ich ihn hoch ansetze! haben wir eine Bahn durchloffen, auf der sich andre ganze Jahrhunderte abgearbeitet haben, und ehe noch fünfzehn Jahre herum sind, werden die Meisterstücke eines L** (Lessing, schwerlich Lenz), eines G** (Goethe) eben so gut Kabinetstücke seyn, als die Werke eines Euripides, Sophokles, Aristophanes, Plautus und Terenz es heut zu Tage sind. Und desto besser alsdann für sie! Für den grossen Haufen haben sie ja so nicht geschrieben; dies kann nur der thun, der selbst dazu gehört". —

Feuriger hatte er früher das dramaturgische Evangelium der Genies verkündet, wenn anders ich ihm mit Recht die Trompetenstösse der F. g. A. (1774, 796 f.) auf Lenzens „Anmerkungen übers Theater" zuschreibe. Man könnte auch an Schlosser denken, aber der Stil scheint mir mehr Wagners. Ich habe mich wahrhaftig genug in Wagner eingelesen und halte es doch für ein sehr zweifelhaftes, überdies bei der immer abnehmenden Bedeutung des Organs ziemlich unfruchtbares Unternehmen, seine [45]) Beiträge zu sichten. Wie läutet er hier die „tiefdurchwehten Einsichten in die Kunst" ein, wie verächtlich blickt er auf die Männerchen von Goldpapier, die Lilliputaner, die schöngeistigen, bettelarmen, zerlumpten Spiessbürger des sentenziösen Corneille, des süsstönenden Racine, die alamodischen Tragödienweber und ihr vermodertes Aristotelisches Brettergerüste. *„Alas poor blockheads!"* Wie hoch schraubt er den neuen Begriff des Genies und wie wichtig verordnet er dem Leser, Lenzens Vertheidigung der Historie „gleichsam in einer Marksuppe einzuschlürfen."

Der mittellose, aber so eifrige Parteigenosse schien Goethe der rechte Mann, zur Unterstützung der neuen Poetik auch

einen französischen Verbündeten dem deutschen Publikum vorzustellen. Goethe hatte Louis Sebastien Mercier's Buch von 1773 *Du théatre ou nouvel essai sur l'art dramatique* gelesen, grosse Uebereinstimmungen, bei einem Landsmanne Racines und Voltaires um so auffallender, mit seinen, Lenzens, Herders Ansichten freudig bemerkt und sofort beschlossen, dies Werk, „das in den Taschen seiner französischen Pumphosen viel Wahres, Gutes und Edles mit sich herum trägt“, übersetzen zu lassen und mit Anmerkungen und Zugaben vorzulegen. Für Ostern 1775 kündigten[46]) Frankfurter, Leipziger, Hamburger Blätter das Erscheinen im Meyerschen Verlag an. Mittlerweile verlor Goethe die Lust den verständlichen Text zu glossieren und händigte Wagner die Zugaben nebst ein paar einleitenden Worten ein: jene hinreissenden Bekenntnisse seiner sinnlich lebendigen Kunstanschauung, die Abhandlung über Falconet, die dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe, und fünf Künstlerlieder; Beiträge, welche nur der blinde Nicolai „schimmlig“ nennen konnte. Das Unternehmen stockte. Ich lege mir die Sache so zurecht: bei der ersten Verzögerung durch Goethe hatte Wagner die Uebersetzung schon weit, vielleicht zu Ende gefördert, dann kam das Zerwürfnis durch den „Prometheus“, Goethe treu seinem Versprechen gab dem bedrängten Gehilfen — er hatte ihn ja veranlasst und den Plan bekannt gemacht — die Beilagen, voll, auch neues aus dem Sommer 1775 dazu, und — war damit fertig. Den Verleger suchte Wagner selbst; er fand ihn in dem Leipziger Schwickert, der auch die „Kindermörderinn“ übernahm. Ende 1775 wanderte das Werk nach manchen Fatis unter die Presse und erschien 1776 als „Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche.“ Wunderlicher Weise ist weder Mercier noch Wagner irgendwo genannt. Der letztere hat nur wenige[47]) Brocken dazu gegeben, aber, ausser einigen unangenehmen Unreinheiten (z. B. immer „das Ridikül“) und einem sophokleischen „Antigonus“ geschickt übersetzt. Mercier selbst wird uns im Verlaufe noch öfters begegnen. Es ist nicht die Aufgabe dieser Darstellung, ihn

ausführlicher zu behandeln, aber wir möchten wissen, was die junge Generation zu seiner Dramaturgie zog.

Mercier ist ein Radicaler, wie als Politiker, so als Aesthetiker. Er geht in Theorie und Praxis von Diderot aus, um weit über ihn hinaus zu rennen. Allerdings verlangt er mit dem Schöpfer des „Hausvaters“ und der „Unterhaltungen“ vor allem die mittlere Gattung in Prosa, die man spöttisch „weinerliches Lustspiel“ nenne, fordert gleich Diderot und, wie der Verfasser des *Éloge de Richardson* für den moralischen Familienroman eingenommen, ein sittlich belehrendes Princip, aber wenn man die Vertreter des *Siècle de Louis XIV* als die Rechte, Diderot und Genossen als liberale Mittelpartei ansehen darf, so sitzt Mercier auf der äussersten Linken. An seine satirische Schriftstellerei und seine spätere politische Stellung soll nur erinnert werden. Er hat die grossen Ziele des freiheitlichsten Fortschritts, aber auch seine Beschränktheit und seinen Doctrinarismus, seine einseitige starre Eingenommenheit für und wider bestimmte Menschen und Dinge. So scheint ihm Destouches eiskalt, so Molière ein Sittenverderber. Er erkennt nur den Tartuffe an. Fast Gottschedisch nennt er Plautus einen Pöbeldichter. So möchte er das französische Theater von Grund aus umbauen. Ohne historischen Sinn und bei scheinbarer Gleichheit im Widerspruche gegen Lessing schlägt er auf Corneille, viel heftiger noch auf Racine los. Racine trage die Schuld, dass Frankreich kein nationales, sondern nur ein weichliches Hofdrama habe. Wie den Hof selbst hasst er die Misgeburten seiner Tragödie: die eingebildete Grösse der aufgeblasenen, widernatürlichen Existenzen. Wenn man Könige auf die Bühne bringen wolle, möge man ihren ehrgeizigen Despotismus brandmarken und so das Volk für die Freiheit begeistern. Für alle Schichten der Gesellschaft müsse das wahre Trauerspiel berechnet sein; der unbekannte Proletarier solle auf der Bühne erscheinen und er werde „sobald er einen Mann von Genie zum Dollmetscher bekommt weit gröser in unsern Augen werden, als diese Könige, deren stolze Sprache schon so lang unsre Ohren ermüdet.“ Einige Ausführungen erinnern an Rousseaus Tiraden in der N. Heloise

und dem Briefe an d'Alembert. — Das Theater soll der oberste Gerichtshof des freien Volkes sein; staatliche Freiheit ist seine Bedingung.

Zweierlei vor allem musste die Geniezeit für Mercier einnehmen: er preist vorurtheilsfrei die von Voltaire geschmähte und auch von Diderot noch nicht gewürdigte Grösse Shakespeares, den Frankreich nicht begreifen, Paris nicht richten könne. Shakespeare sei ein Nationaldichter, Corneille nicht. Mercier selbst hat Historien verfasst. Shakespeare habe die Bahn gewiesen, darum, und das ist der zweite Punkt: die Kunstlehre, fort mit den thörichten drei Einheiten; Eine Einheit nur gibt es, die Einheit des Interesses. Er sagt also ungefähr dasselbe, wie Lenz in den „Anmerkungen" mit seinem *fabula est una, si circa unum sit.* Und wie Lenz, Klinger u. s. w. wehrt er alle „gelehrten Heuschrecken" der Akademien und Zeitschriften ab; keine Regel, nicht die vielgerühmte trockene, spitzfindige, unverständliche, mit der Alltagsweisheit des gewöhnlichen Menschenverstandes ausgestattete und mit Exempeln gespickte, nur die Nebensachen breit tretende Poetik des[48]) Aristoteles. „Folg deinem Feuer; du kommst weiter damit als mit Regeln. Was können dich Aristoteles, Vida, Horaz, Skaliger, Boileau lehren? Gemeinörter, abgedroschene Wahrheiten; das Geheimniss der Komposition gewiss nicht. Es steckt in dir, es ist dein, wenn du es zu entwickeln weist." So gipfelt Merciers Lehre „An einen jungen Dichter" in der Auffassung des Sturms und Drangs vom Genie, dessen Wesen sie in die freie, regellose Production des Schönen setzt.

4. Dramen.

Fünf Jahre nach Lessings Dramaturgie, ein Jahr nach der „Emilia Galotti", im Jahre des „Götz" und „Von deutscher Art und Kunst", ein Jahr vor dem Erscheinen der Lenzschen „Anmerkungen" und der „Gelehrtenrepublik" Klopstocks ist Merciers „Neuer Versuch" geschrieben; es folgt bald der Schwall der Geniedramen. Wie natürlich ordnet sich das französische Werk in diese deutsche Bewegung ein und wie nahe steht uns dieser Dramaturg auch als Dramatiker. Klinger

sagt in den „Betrachtungen“ (12, 61 f.): „Mercier hat sich nach Frankreich verirrt; nach vielen seiner Werke, alten und neuen Dramen, Moralien und Erzählungen zu urtheilen, war er wirklich zum Autor für das grosse deutsche Publikum bestimmt. Auch hat er in Deutschland ein grösseres Publikum, als in dem Vaterlande in das er sich verirrt hat.“

Warum verirrt? Auf der Spur Diderots ist sein Landsmann Mercier, sind manche Deutsche der neuen bürgerlichen Richtung, schlechthin „Drama“ genannt, nachgeschritten. Es vollzog sich auf diesem Gebiete mit einer Verwischung der nationalen Individualität eine Uniformierung. Der *Père de famille* ist kein Franzose, der „deutsche Hausvater“ kein Deutscher. Lessing und Diderot begegnen sich. Lessing übersetzt Diderot, Diderot rühmt in Paris die Miss Sara. Mercier berücksichtigt die deutsche Litteratur; er hat ein Cronegksches Stück bearbeitet. Deutschland und Frankreich lernen von England, begrüssen Barnwell und Beverley auf ihren Bühnen mit Applaus und Thränen und schwärmen für den bürgerlichen Roman.

Die Marquis der Komödie fallen mit den Königen der Tragödie in die Versenkung. Es sind nicht die historischen Stücke, welche Mercier seine Bedeutung verleihen. Diderot hatte im „Familienvater“ die sociale Stellung und Armuth eines Mädchens gegen ihre reine Tugend und Liebe in die Höhe geschnellt. Mercier führt uns wol in ein dürftiges Stübchen, worin eine verarmte, sittlich starke Schöne und ihr Bruder arbeiten und ein junger Adeliger vergebens Eroberungen sucht. Das Pathos der Tugend wird laut. Oder er lässt in seinem beliebten, übrigens herzlich schwachen Rührstück „der Deserteur“ verschiedene Familienconflicte zusammenwirken: Liebe, Wiedersehen zwischen Vater und Sohn, Trennung von Braut und Bräutigam, Hinrichtung des desertierten Liebenden, den der eigene Vater zum Tode führen soll. Das Stück spielt in Deutschland. Die Liebe eines Jünglings von niederem Stand zu einem höher stehenden Mädchen — das umgekehrte ist in diesen Stücken häufiger —, bildet das ohne Aufdringlichkeit schlicht verarbeitete Thema des „Schubkarrens.“ Die Ehrbarkeit der unteren Schicht triumphiert. Der habgierige

Geck zieht sich beim Bankerott des Kaufmanns zurück, aber der Vater des verliebten Commis, einst selbst Diener des Hauses, karrt sein Fässchen voll ersparter Livres herbei; er, der herzliche, launige, einfache, gutmüthig verschmitzte Alte, den die Bedienten das goldschwere Essigfässlein nicht auf das Parquet rollen lassen wollen, setzt sich in seiner wollenen Mütze an den Tisch des durch seinen, Dominiks, fünfundvierzigjährigen sauren Erwerb geretteten Grosshändlers, der den braven Sohn gern als Eidam annimmt.

Die bürgerliche Tüchtigkeit bei elenden äusseren Verhältnissen, nicht ohne Spitze gegen vornehme Prasserei, wie in Merciers *Indigent*, feiert Wagners erster bescheidener dramatischer Versuch[49]) „Der wohlthätige Unbekannte, eine Familienscene“ 1775, den er selbst alsbald ins Französische übertrug. Denn Frankreich ist seine Heimat dem Stoff und der Behandlung nach. „Je erhabner, je simpler“ lautet das Motto des kleinen zwar nicht erhabenen, aber im guten Sinne simplen, geschickten Rührstückes. Wagner hat darin ein ruhmvolles Marseiller Ereignis, das damals die Runde durch die Zeitungen machte, dramatisiert. Er erzählt es selbst in dem Anhange. Die Familie Robert, Mutter, Sohn und Töchter arbeiten in ihrem armseligen Zimmer unter Anstrengung und Entbehrung, um die für die Loskaufung des in Sclaverei gerathenen Vaters nöthige Summe aufzubringen. Ganz hübsch weiss Wagner den etwas gedrückten Ton durch das Geplauder der kleinen Marie zu erheitern. Ein Herr trifft Franz im Hafen, beschenkt ihn und lässt sich das Schicksal Roberts erzählen. Plötzlich tritt der Vater in den Kreis der freudigst betroffenen Seinen. Jener Unbekannte hat ihn befreit. Im Stücke wird das Incognito nicht gelüftet, aber die Anecdote nennt keinen geringeren, als Montesquieu.

Das anspruchslose „Drama“ machte gelesen und gespielt, diesseits und jenseits des Rheines, Glück. Auch hat Mercier selbst die Geschichte als *Le bienfait anonyme* auf die Pariser Bühne gebracht. Ihm folgte 1787 Dalberg mit seinem „Montesquieu oder die unbekannte Wohlthat“ für das Mannheimer Theater. Dem durch neue Verwicklungen aufgeschwellten, in

mässigen Jamben abgefassten Dreiacter ziehen wir Wagners Dramolet vor.

Dieselbe Ostermesse brachte sein sechsactiges Schauspiel (*drame* auch für bürgerliches Trauerspiel)[50] „Die Reue nach der That". Ein wirklicher Vorfall liegt zu Grunde, weshalb in Wien, dem Schauplatz des Ereignisses und des Stückes, die Aufführung verboten wurde, sonst wäre für die erst im Mai 1777 verstorbene Frau ** die Gefahr, sich selbst wenig vortheilhaft auf der Bühne zu schauen, viel grösser gewesen, als für Clavigo in dem fernen Madrid. Der Verfasser der „Confiskablen Erzählungen hatte nun doch mit der Wiener Censur zu schaffen.

Assessor Langen liebt die Tochter des Kutschers Walz, aber seine Mutter, die rangstolze Justizräthin, will eine solche Mesalliance nicht zugeben. Wir sehen zuerst den verliebten Gefühlsmenschen beschäftigt, mit seinem Diener Wilhelm Rickchens Silhouette zu verkleinern; ein exponierender Eingang, der vielleicht durch die „Emilia Galotti" und Werthers Zeichenversuche gegeben ist, hier aber zu den üblichen genialen Sätzen über die Unmöglichkeit mit einem klopfenden Herzen ruhig Strich für Strich zu zeichnen, über das Spüren „bis in den Fingerspitzen" und, unter Lavaters und Goethes Einfluss, über Physiognomik veranlasst, wie auch Friederike später weiss, dass man aus einer Silhouettensammlung viel lernen kann. Dazu kommen weitere Abschweifungen durch das Auftreten des gesetzten Freundes Werner: ein Hieb gegen die Nachdrucker, denn Langen wollte ein Wernersches Manuscript anbringen und gibt ihm mit einer freundschaftlichen Lüge zwanzig Ducaten, oder bittere Bemerkungen über das Amt eines Prinzenerziehers. Das Drama soll zugleich ein pädagogisches Lehrstück sein. Darum und nicht allein zur Unterbrechung des Sentimentalen oder der gewaltigen Natur durch naive Natur, wie bei Goethe, sind Kinderscenen reichlich eingemischt, aber nicht ohne Affectation. Da kommt zunächst der kleine Wildfang Bruder Christian. Die Räthin ist ausser sich, dass er auf der Strasse mit „Bagaschie" Soldaten gespielt hat. Diese furchtbar carikierte, dummstolze, geschwätzige, putzsüchtige

Person erpresst sich von ihrem Sohn eine theure Haube, um ihn zum Danke sofort zu verhöhnen: „ein Kutschersmädchen und Tugend — ey, ey — Tugend und ein —.“ Vor sich hin stierend spricht Langen träumerisch in die Commandos des exercierenden Knaben mit ein: er soll ihn durchs Herz schiessen.

Zweiter Act bei Walz. Die zwölfjährige muntere Plaudertasche Lenchen — wir haben da das im Roman typische Mädchenpaar: munter und empfindsam — singt eine vordeutende Strophe aus Weisses „Schön sind Rosen und Jasmin“: „Eben so vergieng auch ich, Würde man uns trennen, Denn ich lebe nur durch dich, Um für dich zu brennen“, das Leibstückel ihrer schwermüthigen Schwester Friederike, die, vom Zorne der Räthin unterrichtet, mit trüben Gedanken einen welken Strauss betrachtet. Sie erwarten Walz, den Leibkutscher. Das Lob Josephs II. und der Kaiserin wird, wie noch öfters, an den Haaren herbeigezogen. Walz ist ein frischer, derber, hitziger und herzlicher Mann, ein alter Soldat, der die Kriege gegen Preussen mitgemacht hat und seine Töchter, die Grosse und die Kleine, über alles liebt; lebendiger als etwa ein Diderotscher oder Mercierscher Vater, eine Vorstudie aus dem Volke für den Metzger Humbrecht, doch ohne dessen scharfe Schneidigkeit. Sein Ausdruck ist kernig und sprichwörtlich und mit — elsässischen Idiotismen gewürzt: „Blutt und blos“, „gafflich“, „Mumenten“, „Fickeltäten“, „verschammeriert“, auch das deutschfranzösische „wenns beliebt“ bei der Bitte fehlt nicht. Sorgsam für seine Gäule meint er: „Sapperment ich bin kein Schwab, dass ich den Stall zumach, wenns Vieh zum Teufel ist.“ Dann staunt er die Silhouetten an: „Zum Henker, was sind denn das vor Mohrenköpf.“ Von Sentimentalität weiss er nichts und poltert gutmüthig: „ihr Geschöpfe von Löschpapier! seid gleich durch und durch geweicht.“ Im Vollgefühl seines bürgerlichen Werthes sieht er auch gar keine Hindernisse und denkt, Verlöbnis und Heirat müsse ohne weiteres „Gedrucks“ in einem gehen. Darum treibt er, nichts arges ahnend, Langen zur Eile: „meynt er denn, so ein junges vollblütiges Ding würde vom Gucken allein satt?“ Recht

hübsch lässt Wagner, immer für die Bühne wirkend, bald nachher, während Walz sich abwendet, Lenchen kommandieren „jetzt", worauf die Liebenden schnell einen Kuss tauschen. Hatte Wagner schon oben einen Seitenhieb gegen die unbelohnte Sclaverei an Höfen und das karge Gehalt eines Regierungspräsidenten geführt, so verarbeitet er jetzt episodisch seine Erinnerungen an den Verfall des Günderrodeschen Hauses. Walz entlässt den Reitknecht Philipp, weil er in der Trunkenheit beinahe ein Kind überritten hätte, wie später Humbrecht einen Polizisten züchtigt, weil er ein Kind todtgeprügelt. Man sieht, wie Wagner in Humanität arbeitet. Für die leere Stelle meldet sich Karl. Er hat bisher bei einem Kanzler gedient, der Kutsche und Pferd verkaufen müssen. Karl hat beim Abschied geweint, denn alle Diener wurden wie Kinder behandelt. Dem Kanzler, der sich schon für den Vater des regierenden Grafen abgearbeitet, ist nach und nach sein Vermögen und durch viele Nachtwachen seine Gesundheit geschwunden. Er ist in „Ungnade", wird vom Grafen „verfolgt und verketzert", alle meiden ihn. Ja, sagt Walz und beschliesst mit einem patriotischen Schlager den Aufzug, „an kleinen Höfen ist das nichts neues: ja, wenn das verdammte Verfuchsschwänzen nicht wär! — Es ist nicht jeder Landesherr ein Kayser Joseph, nicht jede Regentin eine Theresia, — kanns auch nicht seyn, so wenig als jeder kleine Stern eine Sonne seyn kann."

Dritter Act. Wagner setzt die paedagogischen Excurse fort. Caroline ist ein verzogener, eigensinniger Backfisch, der der französischen Gouvernante den Gehorsam verweigert. Diese ähnelt nicht der frechen Hausfranzösin der Frau Gottsched, ausser in dem so beliebten Radebrechen, auch nicht den bösen, hageren Deutsch-Französinnen, welche Goethes Olympia (D. j. G. 3, 506) nicht leiden mag, sondern ist eine ganz vernünftige Person. Aber ihren sehr berechtigten Rügen, als „fi dock! wer wird so schnautz an die gnädik Frau Mama?", begegnet die Räthin mit scharfen französischen Zurechtweisungen; sie zanken hin und her, bis die geplagte Erzieherin ihre Entlassung gibt. Eine kleine unorganische

Warnung für unverständige Mütter. Dazwischen laufen Gespräche mit dem biederen Werner, der die sehr unwahrscheinliche, übertrieben characteristische Aeusserung der Mutter über ihres Sohnes Liebe: „wenns allenfalls zur Maitresse wäre, wollt ich noch ein Auge zudrücken" mit ernsten Moralisationen erwidert. Die Entwicklung geht einen sehr langsamen Schritt. Dann hält Langen dem Freunde einen Vortrag über den liebenswürdigen Staatsrath von Dowell, um zum Preise der Redlichkeit Walzens überzugehen. Höhnisch fährt die Justizräthin (im Negligée, damit auch Kleiderluxus entfaltet werden kann) dazwischen, er komme wol von den Kutschers. Langen widerlegt sie durch das eben von Dowell empfangene Gedicht, „das der Barde Denis auf die Zurückkunft unseres glorreichen Monarchen gemacht hat." Er bittet um ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit Friederike, aber je leidenschaftlicher er in sie dringt, desto heftiger werden die Nein! Nein! der, wie Wagner der Schauspielerin vorschreibt, „nach und nach zur Furie schwellenden" Mutter. Sie stürzt wüthend ab. Werner sucht Langen zu beschwichtigen, doch dieser, ein zweiter Werther, will keine kalten Klugreden hören und wirft den gelassenen Berather zornig zu den „kalten Sebalds".

Vierter Act. Langen kehrt zur Geliebten zurück und erklärt, sie nun trotz der Mutter heiraten zu wollen. Friederike scheut den Fluch. Der Dichter fühlt, dass seine bisherige Motivierung zu schwach ist, Langen durch eine alberne, von seinen kindlichen Wolthaten lebende Mutter nicht so gebunden sein und auch Friederike schliesslich dies Veto nicht für unübersteiglich halten kann. Er führt daher wieder eine Episode zur Verstärkung ins Feld, durch dieses Beiwerk, das den neueren Franzosen fehlt, eine Anlehnung an das englische Drama verrathend. Walz und Karl bringen einen neunzigjährigen jüdischen Hausierer herein, auf den soeben ein roher Cavalier seinen Hund gehetzt hat. Damit spielt Wagner einen neuen humanitären und zugleich einen theatralischen Trumpf aus, fehlte doch im Ressort des Schauspielers selten die Rubrik „Juden" und haben doch auch

andere zeitgenössische Dramatiker, Lenz, Müller, wie sie überhaupt zur dialectischen Färbung neigen, sich die billige Wirkung des Mauschelns nicht versagt. Cumberlands mehr als unwahrscheinlicher Scheva in dem auch unserer Reihe angehörenden „Juden" wurde eine Lieblingsfigur. Walz äussert in seiner humoristischen Weise über das gedrückte Aussehen Langens: „sitzt er nicht da, als wenn er unserm Herr Gott den Essig ausgesoffen hätte?" Mitten in das Schwanken Friederikens, in Langens oft an wahnsinnige Verlorenheit streifende „Égarements" fällt als entscheidende Parallele die Erzählung des Juden. Er hat sein Weib im ersten Kindbett verloren und seit sechzig Jahren in seiner Armuth einen verkrüppelten Sohn zu ernähren, denn: „ich war halt in meiner Jugend in ä Schickselchen vernarrt, die mein Aeti nit leiden kont, habs endlich zur Frau genommen, und er hat mers verboten ghabt und do hat er mer halt den Fluch gegeben — o ä grässlichen Fluch!" Langen ist tief erschüttert, aber treu dem pathetischen Schwur „Mein Rickchen mein Kutschersmädchen soll die Meine werden, und sollt sich die ganze Welt gegen mich verschwören, sollt ich in Wäldern mit ihr herum irren, von Wurzeln und Wasser leben, wilde Thiere mit der Faust, erschlagen, mir und meinem Rickchen Kleider zu verschaffen", versucht er weiter die Geliebte umzustimmen, die jedoch durch die eben gehörte Erzählung in ihrem Entschlusse um so fester bestärkt worden ist. Er verliert alle Fassung. Da eilt Werner herbei: Die Räthin habe eingewilligt! Grosse Bewegung. Walz wettert dazwischen, bis er über alles aufgeklärt wird. Wilhelm ruft Langen zur Kaiserin, was natürlich eine neue loyale Kundgebung veranlasst. Werner, mit Rickchen allein geblieben, berichtet nun genaueres; er soll Langen von seiner Mutter sagen: sie hätte ihre Gesinnung verändert; sobald er wieder nach Hause käme, würde er „nicht ohne Erstaunen ihren wahren Entschluss erfahren." Mit diesem delphischen Spruch endet der Act. Die Spannung hat ihre Höhe erreicht.

Fünfter Act. Werner und Wilhelm harren Langens auf einem öffentlichen Platz. Walz bringt die erstaunliche Neuig-

keit, seine Friederike sei auf Befehl der Kaiserin in ein Kloster gebracht worden. Er hört als Lösung von Werner, dass die Räthin einen Fussfall vor der Kaiserin gethan hat. Darf man an die Ränke des Comthurs im „Hausvater" und bei dem Kloster an die „Mélanie" denken? „O wer doch ein alt Weib wär, und recht flennen dörft!" Er rennt fort. Langen stürzt in furchtbarer Aufregung aus der Hofburg, er hat in der huldvollsten Weise den Rath erhalten zu entsagen. Auch hier, wo die Situation so gar nicht danach angethan ist, preist er, oder vielmehr der Dichter, das Herrscherhaus. Sollte Wagner vielleicht sein Auge auf Wien geworfen haben? Deinet hoffte ja Anfang 1775 ihn „bald bei einer Gesandtschaft vortheilhaft placiert zu sehen." Dieser ganze Act ist furchtbar zerfahren und ungeschickt. Langen schilt Werner wegen jener misverständlichen Botschaft einen Verräther und eilt trotz dem Verbot nach Walzens Hause. Nun reisst sogar dem guten Werner die Geduld und damit er zeigen kann, dass er auch Galle hat, bedarf es einer neuen Episode. Man bemerkt, wie diese fast immer von Personen niedersten Standes getragen werden. Er lässt seine Hitze an einem unschuldigen Bettelweib aus, das er empört fragt, warum es vier Kinder in diese böse Welt gesetzt habe? Sebaldus scheint einmal Lohensteins „Epicharis" gelesen zu haben und den Ingrimm in abgeschmackten Reminiscenzen zu entladen: „Man sollte euch die Kehle zuschnüren, die Brüste mit glühenden Zangen auspfetzen und die Lücken mit Pech und Schwefel füllen!" Langen ist arretiert worden und wird in einer Sänfte an ihm vorbeigetragen, was auf der Bühne entschieden komisch wirken muss. Wagner liebt es die Actschlüsse zu pointieren, auch unter einander gegensätzlich correspondieren zu lassen und in den letzten Worten knapp die jeweilige Lage zusammenzufassen. So schliesst Werner hier: „Sein Mädchen im Kloster! — Er im Arrest — Und das will eine Mutter seyn!"

Sechster Act. Langen ist gefährlich krank. Werner und Wilhelm pflegen ihn. Bei dieser Gelegenheit entdeckt Werner auch, wie edel ihn der Freund mit jenem Manuscript

betrogen hat. Die Scenen sind etwas abgerissen. Caroline fragt: „Mama! nicht wahr, wenn der Bruder stirbt, da müssen wir trauern und da bekomme ich ein schwarz Kleid.“ Die Räthin befiehlt, den verdammten Kerl mit dem grossen Schnurrbart nicht mehr ins Haus zu lassen. Der eintretende Walz erklärt den Damen höflichst, nicht ihrer rothen Haare und Fratzengesichter wegen zu kommen. Wagner fühlt sich doch durch die französische Technik des Ortes so gebunden, dass er einen Abstecher in das Kloster nicht wagt, sondern Walz den beiden Vertrauensmännern in einem recht natürlich gehaltenen Gespräch erzählen lässt, sein Rickchen sei schon so abgezehrt wie ein Schatten an der Wand und so blass wie ein „Inschlittkuchen“. Ebenso muss der kleine Christian Langens Delirium schildern. Auch der Doctor, eine Caricatur, tritt auf. Walz ist wüthend über den „hartmäuligen, unempfindlichen Karrengaul;“ ein sehr kutschermässiger Vergleich. Verstösst schon das ewige Ab- und Zugehen, das oft gar nicht nöthig ist, gegen den französischen Brauch, so pfropft Wagner auf den französischen Baum noch viel wildere englische Reiser. Diderot, Mercier, Saurin, Sedaine, Beaumarchais u. s. w. wollen auch Natur, inhaltlich und formell. Mercier vergleicht einmal treffend das ältere französische Drama mit dem abgezirkelten Garten, das englische mit dem Park; aber gleichen nicht technisch die Acte seines *drame bourgeois* geraden, wolgemessenen Beeten oder ordentlich aufgeräumten Bürgerstuben? Und die Natur, die dort eintreten will, darf nicht unsauber und ungebärdig sein. Wagner jedoch vergönnt sich in seinem modernfranzösischen Hause eine Shakespearesche Einrichtung. Ein bischen Patois würde nichts schaden, derlei hatte auch das Marivaudage vertragen, aber er gebraucht unerhörte Kraftworte und bringt, um nicht hinter den Congenies zurückzubleiben, den crassesten Wahnsinn auf die Bühne. Irr phantasierend geht Langen auf Walz und Werner los. So gut Wagner sich auf einen populären, einfach humoristischen Ton versteht, so geschmacklos sind seine Tiraden, so widerwärtig, wie hier der verstörte Langen im Schlafrock (!) „blass und hager mit stierem Blick“ herumtragiert: „Heraus mit ihr

— heraus sag ich, du alter Schnurrbart, Haar für Haar reiss ich dir ihn aus," oder gar das spätere ekelhafte „komm, sey auch mein Vater, schlag mir das Hirn aus und stutz deinen Schnurrbart damit auf." Da sieht man freilich, dass Wagners Redeblumen nicht im französischen Garten, sondern auf dem Mistbeet des wüsten Geniethums gewachsen sind. Geschmacklos ist es auch, dass Christian, aufgefordert seinen wieder beruhigten Bruder durch ein „hübsch Histörchen" zu erheitern, von einem Lyoner Liebespaar erzählt: schneeweiss gekleidet und mit rosenrothen Schleifen geschmückt — doch wol nur das Mädchen? — haben sie sich erschossen; da ihre Eltern sie nicht zusammen leben lassen wollten, mussten sie sie zusammen begraben. Geschmacklos im Munde des Kindes, geschmacklos als wiederholte Parallele und Vordeutung. Friederike tritt dann gar in dem bezeichneten Kostüm auf. Kindlich ist auch das folgende gearbeitet, als hätte Wagner des alten Christian Weise naive Regeln von dem penetranten Affect und den starken Gegensätzen gelesen. Unverhofftes Glück von der einen Seite wird durch unerwartetes Unglück von der anderen her vernichtet, wie am Schlusse der „Kindermörderinn", aber noch viel unwahrscheinlicher: Wilhelm bringt ein Billet von Dowell, gleichzeitig kommt Lenchen — Langen entfernt sich voll Wehmuth — um ihrem Vater etwas von der Aebtissin zu bestellen, muss aber damit warten, denn Werner verliest Dowells Brief: seine Vorstellungen bei Hofe über die niedrigen Beweggründe der Räthin hätten gefruchtet, Langen sei zum Rath befördert, Friederike frei, die Heirat erlaubt. „Heysa! es leb die Kayserin-Königin! es leb unser Kaiser!" schreit der Leibkutscher. Aber wie war all die Vergewaltigung von Seiten eines so freisinnigen, humanen Hofes überhaupt möglich? Und warum kommt jetzt plötzlich die Räthin, die vor wenigen Minuten noch so starrsinnig war, herbei, um ohne Kenntnis des Briefes ganz aus freien Stücken alles zuzugestehen und ihre „Reue nach der That" zu beweisen? Lenchen meldet, Friederike esse und spreche seit einigen Tagen nicht. Langen tritt heiter aus seiner Stube, Werner hat ihm sein Glück verkündet. Wozu all diese Umstände?

Und warum auch jetzt der plump vordeutende Wink, dass er in einem neuen Anfall die Geliebte sterben sieht und selbst nach einem Dolche verlangt? Alsbald tritt Friederike ein. Man zeigt ihr das verheissungsvolle Schreiben, sie aber — hat gestern Gift genommen. Eine unglückliche, zufällige Verspätung, wie etwa in Moores „Spieler“. Versöhnt mit der Räthin, stirbt sie in Langens Armen. Langen stürzt in die Nebenstube und tödtet sich. Nicht genug. Die Räthin wird wahnsinnig, singt plötzlich tral-tal-de-ral u. s. w., tanzt, flucht und schiesst auf einen harmlosen Feldscheer, glücklicher Weise ohne zu treffen. Werner schliesst: „Danken Sie Gott drum; sonst hätten Sie noch ein Vergehn mehr zu bereuen“. Wagner selbst empfand das Peinliche dieser letzten Rasescene und liess zwar nicht das greuliche Tanzen, Trällern und Schiessen weg, kürzte aber auf einem Carton die Schlussrede.

An Beifall hat es nicht gefehlt. Die Recensenten nannten den unbekannten Verfasser einen Meister und riethen auf Lenz oder Goethe. Wie sie wegen der äusserlichen Aehnlichkeit den „Otto“ dem Dichter des „Götz“ zugeschoben hatten, wiesen sie jetzt dieses bürgerliche Trauerspiel, das eine neue Zeitungsanecdote behandelte, dem Schöpfer des „Clavigo“ zu, der auf einem neuen Memoire beruhte. Ich verstehe übrigens nicht, wie Pfeffel von Klinger sagen kann (29 IV 78 Hagenbach „Sarasin“ S. 69): „Seine Plane sind weit natürlicher als Göthens, Lenzens und Wagner seine.“ — Man sah über die episodischen Breiten, die unzureichende Motivierung, das Uebertriebene der Charakteristik, die hässlichen Auswüchse im Dialog, die forcierten pseudoshakespeareschen Excesse des letzten Aufzugs hinweg und freute sich der liberalen Tendenz und der Natürlichkeit, mit der hier die unteren Stände vorgeführt wurden. Der Walz zeigt, wo Wagners Talent liegt.

Auch die Bühnen nahmen sich des Stückes an, doch ohne nachhaltigen Erfolg, zuerst das Hamburger. 1777 lieferte Grossmann eine fünfactige Umarbeitung „Der Familienstolz“ für die Seylersche Gesellschaft, deren sich dann andere, so das Mannheimer Theater, und auch Schröder statt des Originales bedienten. Meyer rechnet den Walz zu Schröders eigen-

thümlichsten Rollen. Seine Gattin gab die Französin, Dorothea Ackermann die Friederike.

In Mannheim wird Schiller die Tragödie gelesen haben, der in dem Aufsatze von 1782 „Ueber das gegenwärtige Teutsche Theater“ anspielend fragt: „Tyrannisirt etwa die Konvenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter, nach der That reuig, vor euren Ohren das rasende Gelächter trillert?“ Es liegt nahe, an sein eigenes bürgerliches Trauerspiel „Kabale und Liebe“ zu denken.

Ein Hauptthema des *drame bourgeois* sind die Gefahren der Liebe. Ich kann hier nicht darauf eingehen, wie diese von Lillo zuerst als Verführung eines dummen Jungen durch eine Buhlerin behandelt wird, wie Lessing dann, einen trefflichen, nur viel zu flüchtig angedeuteten Zug Lillos herausarbeitend, den haltlosen Gefühlsmenschen zwischen das hingebende Mädchen und das verführerische Machtweib stellt, wie der ärmliche Tross der kleinen Dramatiker ähnliches versucht, wie Goethe die Motive verinnerlicht, die Intrigue zu beseitigen strebt, die Doppelliebe im „Clavigo“ fallen lässt und in der „Stella“ rein schwärmerisch behandelt. Eine andere Richtung lässt den Conflict aus der Verbindung von hoch und niedrig entspringen. Recht inconsequent noch Diderot in dem rührseligen „Hausvater“, da er schliesslich die niedere Abkunft des armen Mädchens nur als Maske weghebt. Sie ist sogar die nahe Verwandte des tückischen Comthurs. Zu dem larmoyanten Tugendpathos oder auch an seine Stelle tritt in Deutschland bald das bürgerliche, das politische Pathos. Energisch in der „Emilia Galotti“. Zweierlei kann geschehen, wenn der demokratische Dichter den unheilvollen Zusammenstoss der bürgerlichen Familie mit Adel und Hof darstellen will. Ein junger Adeliger wüthet mit Verführung und Gewalt, oder er liebt aufrichtig und als Zerstörer tritt seine eigene Familie feindlich ein. Wagner schlägt in der „Kindermörderinn“ das erste, in der „Reue“ das zweite Thema, beide Male mit Modificationen, an. In der Malerepisode seiner „Arria“ hat Klinger diese Bahn betreten. Ich lasse die Gebler, Möller, Sprickmann, Grossmann bei Seite, da es mir nur auf

einige Linien ankommt und Wagners Drama ein zu schwacher Haken ist, um die Vorgeschichte der „Luise Millerin“ daran zu hängen. Diderot larmoyant, Klinger elegisch, Wagner tragisch, Gemmingen rührselig, Schiller tragisch. Man sieht auch genau die Krystallisation, den Zuwachs neuer Elemente und Personen. Bei Wagner der bürgerliche Vater (s. u. Odoardo), die Tochter, der höher stehende Liebende. Der Vater ist bei den anderen Künstler, der Liebende hat Bestellungen gemacht oder bei ihm gelernt (Gemmingen, Schiller). Er ist Maler oder Musicus. Klinger fügt, wie Lenz in den „Soldaten“, einen „Brackenburg“ hinzu. (Der Egmont steht für sich). Gemmingen, berührt noch von jener Doppelliebe der „Sara“ und eingenommen für die stolze Orsina, stellt der Malerstochter die Gräfin Amaldi gegenüber, die Karl heiraten soll und, einmal wenigstens, wirklich zu heiraten gedenkt. Amaldi ist hochherzig und fördert das Glück der Liebenden. Schiller hat die Lady Milford, welche dem Liebenden Ferdinand zugedacht ist. Er allein ist der consequente. Bei ihm eine Kette unüberwindlicher Mächte, bei ihm energisch auch das politische Moment hervorgekehrt. Was will da Wagner mit seiner zufälligen Katastrophe, seiner ungeschickten Liebedienerei gegen den Hof? Sein Humbrecht hat etwas von dem bürgerlichen Pathos Millers, sein Walz noch nicht. Und diese Räthin! Nicht einmal adelig ist sie, sondern einfach eine ganz dumme, auf den Titel ihres Seligen stolze Frau, deren Einfluss bei Hofe unser Staunen erweckt. Und doch ist auch dieses Drama mit seinen Vorzügen, seinen Mängeln ein nicht zu übersehender Meilenstein auf der Strasse, welche das deutsche Schauspiel zurücklegen musste, vor allem für den Dichter selbst, denn es folgte:

„Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel“.

Gerade in diesem seinem bekanntesten, aber bestrittensten Werke, das ihn in den Augen vieler zum Plagiarius gestempelt hat, zeigt Wagner am originellsten, was er kann. Es ist ihm gegangen, wie der Krähe in der Fabel, der nicht nur die fremden, sondern zuletzt auch die eigenen Federn ausge-

rupft wurden. Wir können nicht fixieren, wann das Stück begonnen und geendet wurde. Scheinbare Widersprüche lassen sich wol dahin lösen, dass die Veröffentlichung schon für die Ostermesse 1776 geplant war, sich aber dann bis zum September verzögerte, wo das Werk bei Schwickert in Leipzig anonym herauskam. Bretschneider kann schon am 27. März dem Berliner Aristarch die Kindermörderinn in Aussicht stellen; der Autor sei Leopold Wagner, der jedoch verborgen bleiben wolle. „Der Verfasser will nicht genannt seyn“ schreibt Wagner selbst am 5. Juni an Ring. Am 18. Juli las er „mit vielem Beifalle“ sein Trauerspiel in einer Sitzung der Salzmannschen Gesellschaft vor.

Im Hause des Metzgers Martin Humbrecht zu Strassburg hat sich der Lieutenant v. Gröningseck eingemietet. Er verliebt sich in die hübsche Eva und überredet Mutter und Tochter, ihm trotz der Furcht vor dem gestrengen Hausvater, der gerade über Land ist, zu Fastnacht im Domino auf einen Maskenball zu folgen. Nach der Aufregung des Tanzes und ungewohnten Weingenusses führt er beide „zum Frühstück“ in ein schlechtes Haus.

Hier treffen wir sie im Anfange des ersten der sechs Acte, dessen Inhalt — um von der widerlichen Wirthin zum gelben Kreuz und der lüderlichen Aufwärterin Marianel, sowie den groben Spässen Gröningsecks und der angeheiterten Mutter abzusehn — dahin zusammengefasst werden kann, dass Gröningseck der Frau Humbrecht in den Punsch ein Schlafpulver mischen lässt und der Tochter, deren Schreien niemand hört, in einem anstossenden Cabinet Gewalt anthut. Unterdessen stiehlt Marianel der Schlafenden ihre Schnupftabacksdose. Gröningseck verspricht Evchen die Ehe; diese nimmt den Schwur an, untersagt ihm aber bis dahin jede Annäherung.

Zweiter Act: Humbrechts Wohnstube. Der Metzger ist heimgekehrt und hat von dem Ball erfahren; es kommt zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen ihm, dem derben Bürger von altem Schrot und Korn, und seiner etwas albernen Frau, die es mehr mit der neuen Mode halten will. Ein

junger Verwandter, der Magister Humbrecht, Evchens Klavierlehrer, sucht vergebens zu begütigen. Gröningseck betrachtet den Magister anfangs mit unfreundlichem Blicke, erkennt aber bald die verständige Art des Mannes und schliesst mit ihm Freundschaft. Die Mutter bittet das verlegene und verweinte Evchen flehentlich, nicht durch unerklärliches Kopfhängen den Aerger Meister Martins noch zu steigern. Sie vermisst ihre Dose und lässt den Verlust ausklingeln. Humbrecht kommt wüthend ins Zimmer und flucht auf das Lumpenzeug! den verdammten Nickel! die Gurr und ihre Tochter im Hinterhause. Die Frau fragt nach der Ursache seines Zornes. Er poltert: „Ursache? die soll ich dir sagen? — Schäm dich in dein Herz hinein, so eine schlechte Hausmutter zu sein, nicht bessere Ordnung zu halten! — weil sie ein Nickel ist, eine Hure! Das ist die Ursache." — Eva fällt, abgerissene Worte stammelnd, ihm zu Füssen. Humbrecht weist sie mit barscher Freundlichkeit zurecht und fährt fort: „Die schöne Jungfer dahinten hat sich von einem Serjeanten eins anmessen lassen, die Mutter weiss drum und lässt alles so hingehen ..... Meine eigne Tochter litt ich keine Stund mehr im Haus, wenn sie sich so weit vergieng" .... Eva: „Seine eigene Tochter" ....

Der dritte Act fällt vier bis fünf Monate später. Gröningseck und sein Freund v.[51]) Hasenpoth sitzen zusammen. Von diesem seinem bösen Genius hatte er jenes verhängnisvolle Schlafpulver erhalten. Er gesteht, wie er davon Gebrauch gemacht: Eva sei schwanger, er habe einen Engel entheiligt und sei sich selbst zum Scheusal geworden. Doch hoffe er, eine baldige Hochzeit werde alles wieder gut machen. Hasenpoth führt seinen ganzen Spott gegen diese moralische Anwandlung, wie er es auffasst, ins Feld: Gröningseck wolle sich als ein „Don Quischott" an ein Mädchen verplempern, das nach ihrer Niederlage die üblichen Grimassen und Krocodilsthränen affectiere; er möge die Närrin und den Schwarzkittel, den Magister, laufen lassen, solche tugendhafte Liebe gehe ja „wider allen *esprit de corps*". Der Magister, welcher den neuen Freund besucht, erzählt von seinem melancho-

lischen Bäschen, das nur noch im Young lese, und durch eine wachsende traurige Verschlossenheit die üble Laune des Metzgers immer verschärfe. Fast verräth sich Gröningseck, als er den Magister höchst erregt bittet, Evchen seiner vollen Theilnahme zu versichern. Da kommt der Major Lindsthal und bringt zu Hasenpoths Erstaunen Urlaub für Gröningseck. Nachdem er und der Magister das Zimmer verlassen haben, folgt ein lebhafter Wortwechsel zwischen den beiden Officieren, wo frivole, kalte Anschauung auf der einen und warme Empfindung, redliche Reue auf der anderen Seite gegen einander kämpfen. Gröningseck will den Urlaub benutzen, um seine Sachen zu ordnen und die Heirat zu beschleunigen. Hasenpoth spottet dem Abgehenden nach, Evchen werde nimmer seine Frau, erst wolle er selbst „Nachlese halten“.

Vierter Akt: Evchens Schlafzimmer. Von bangen Gedanken gefoltert, möchte sie der Mutter alles entdecken, bringt es aber in ihrer Angst nur zu halben, unklaren Ansätzen. Echt aus der Geniezeit heraus — man denke an Klinger — tönt ihr Wunsch: „O wenn ich ein Mann wäre! . . Noch heute macht ich mich auf den Weg nach Amerika und hälf für die Freyheit streiten“. Diese Scenen sind vortrefflich. Der Vater, der gestiefelt und gespornt spät am Abend heim kommt, findet die Seinen noch auf. Bei aller Rauhheit bricht sein Gefühl manchmal voll und zärtlich hervor: die Tochter ist sein alles. Eva (allein) geht, tief gerührt durch die väterliche Liebe, auf und ab, als Gröningseck ihr plötzlich zu Füssen stürzt. Er zeigt ihr seine Reise an, die zwei Monate dauern werde. Eva warnt ihn: „Die grauenvollste Wildniss würde ich aufsuchen, von allem was menschliches Ansehn hat entfernt, mich im dicksten Gesträuch vor mir selbst verbergen, nur den Regen des Himmels trinken, um mein Gesicht, mein geschändetes Ich nicht im Bach spiegeln zu dürfen; und wenn dann der Himmel ein Wunderwerk thäte, mich und das unglückliche Geschöpf, das Waise ist noch eh es einen Vater hat, beym Leben zu erhalten, so wollt ich, so bald es zu stammeln anfieng, ihm statt Vater und Mutter, die grässlichen Worte, Hure und Meyneid, so lang ins Ohr schreyn, bis es

sie deutlich nachspräche und dann in einem Anfall von Raserey durch sein Schimpfen mich bewöge, seinem und meinem Elend ein Ende zu machen.“ Gröningseck, heftig betroffen, bittet sie inständig um ein vorsichtiges Benehmen gegen die Eltern und den Magister. Poetisch ist der Schluss; Evchen ruft mit gedämpfter Stimme: „Gröningseck! noch eins! (er kommt zurück, sie küsst ihn mit den Worten) Den kann ich ihnen morgen nicht auf die Reis geben!“

Fünfter Akt: Wohnstube. Beim Grauen eines nebligen Herbstmorgens rüstet sich Eva zur Flucht. Sie hat einen höhnischen Brief mit Gröningsecks Unterschrift erhalten, darin den Vorschlag, Hasenpoths Maitresse zu werden. Lissel, die Magd, muss ihr einen Mantel leihen; sie enteilt dem Vaterhause, noch ungewiss, wohin sie ihre Verzweiflung und Schande tragen soll. Gleich darauf kommt der Magister und begehrt Humbrecht zu sprechen: Eva ist, als gestern in der Klauskirche die Verordnungen wegen Kindesmords auf der Kanzel verlesen wurden, in Ohnmacht gefallen. Als er schüchtern einen Verdacht äussert, gerathen Meister Martin und seine durch den Lärm herbeigelockte Frau in lauten Zorn. Er zeigt einen Brief von Gröningseck, der ihm am Abend vorher zugestellt worden ist: Humbrechts sollten nicht so dumm sein und eine Heirat hoffen; hundert Thaler „um ihr Kind ins Findlinghaus zu thun“ wolle er allenfalls hergeben. Die Humbrechtin zerreisst das „infame Pasquill“. Eva soll kommen, befiehlt der Alte, der seine Wuth in fürchterlichen Drohungen auslässt. „Vetter! — (ihn an der Schulter packend) unter uns! vor meiner Frau wollt ich michs so nicht merken lassen — aber — wenns wahr ist, wie er mirs da vorgelesen hat, so kommt mir das Mensch nicht mehr ganz zur Stub hinaus — die Rippen im Leib tret ich ihr entzwey, und ihrem Bastert dazu!“ — Ein [52]) Fausthammer bringt im Auftrag des Herrn Fiskal die verlorene Dose. (Humbrecht prügelt ihn, weil er im Frühjahr ein Kind zu Tode gemishandelt hat.) Frau Humbrecht meldet, Eva sei nicht zu finden. Ihr Mann läuft erfolglos bei den Bekannten herum. Der Fiskal und die Fausthämmer kommen: die Dose sei bei einem

schlechten Weibsbilde (Marianel) gefunden worden, die den ganzen Anschlag von dem Bordell und dem Schlaftrunk aufgedeckt habe. Die Fausthämmer sollen Eva suchen.

Sechster Akt: fünf Wochen später in der Wohnung der Wäscherin Frau Marthan. Eva hat ihr schreiendes Kind auf dem Arm, ohne seinen Hunger stillen zu können. Sie soll später als Säugamme bei der Frau Funfzehnerinn untergebracht werden, einstweilen aber fleissig im Gebetbuch lesen. Bei wem sie im Dienst gewesen? Eva bringt stotternd hervor: beim Metzger Humbrecht. Darauf erzählt die [58]) geschwätzige Marthan, was sie beim Waschen „auf der Britsch“ von Humbrechts Tochter gehört habe.

Fr. Marthan: Wenn ein Weibsbild sich so weit verleiten lässt, dass sie gar in Burdels geht —

Evchen: Was sagt sie! Gott! sie wär in ein Bordel gegangen?

Fr. Marthan: Ja, ja! — ihr wird sies freilich nit auf die Nas gebunden haben — mit einem Uffezier ist sie 'neingangen, und die Mutter mit, das ist noch die schönste Zier; die ganze Stadt ist voll davon, man hat mir auch das Haus genennt, habs aber wieder vergessen; — und da hat sie und der Uffezier der Mutter etwas zu trinken gegeben, dass sie einschlief. Warum sies gethan haben, ist leicht zu denken. — Und da soll ihr der Mussie die Eh versprochen haben; wie aber die Herren sind, ein ander Städtel, ein ander Mädel! — jetzt blasst er ihr was, und da hat sie sich ins Wasser gestürzt — gestern früh hat man sie in der Wanzenau gefunden.

Nun entwickelt sich eine Scene von roher, aber höchst dramatischer Spannung. Die Wucht der Ereignisse, die Angst vor öffentlicher Schande, die eben gehörte Erzählung drücken schwer auf den Geist des unglücklichen Mädchens; als Marthe sie fragt, ob sie nicht mehr wisse, wie man den Muttermörder in die Stadt geschleift habe, antwortet sie schon in der Zerstreutheit des Wahnsinnes, der ihrer Phantasie eine grausige Zukunft vorspiegelt:

Ja, ja! ich besinn mich; — seine Mutter war eine Hure, er ein Bastert, im Bordel gezeugt, das warf ihm einer im Trunk vor, da gab er seiner Mutter den Lohn, der ihr gebührte; ich erinner michs gar wohl.

Frau Marthan: Bey Leibe nicht! — sie ist ganz irr dran — er wollte Geld von ihr haben.

Evchen: Recht! recht! — er hatte Hunger und Durst; wollte sich einen Milchweck kaufen und ein Glas Bier dazu; die Mutter konnts ihm

nicht geben, da wollt er ihr das Geld aus den Rippen schneiden, — und das ward ihm versalzen!

Frau Marthan erzählt nun in grösster Ausführlichkeit den wirklichen Verlauf der Mordgeschichte, indess Eva in sinnlosem Brüten ihr Kind anstarrt und erst beim Schlusse: Eva Humbrecht sei auch eine Muttermörderin, denn Frau Humbrecht habe der Gram getödtet, mit dem Schrei „ich eine Muttermörderin?“ aufspringt. Marthe wird aus den verworrenen Reden, in denen „sie“ und „ich“ wechseln, nicht klug, bis sich Eva offen als Tochter Humbrechts bekennt, die aber nichts von Freudenhaus und Schlaftrunk geahnt habe. Die Marthan möge sich die von Humbrecht für eine sichere Kunde ausgesetzten hundert Thaler verdienen. Sie geht; Eva bleibt mit dem Kind allein. Wahnsinnig redet sie, bald kosend, bald fluchend, zu dem Söhnchen des trügerischen Verführers und drückt ihm, kaum wissend was sie thut, eine Nadel in die Schläfe. Da erschallen Tritte, eilig deckt sie das wimmernde Kind zu. Der alte Humbrecht, zwischen Zorn und Vaterliebe hin und her gerissen, will doch verzeihen. Der Magister lobt ihn deshalb und verkündet, die Briefe seien von Hasenpoths fälschender Hand, Gröningseck, durch eine lange Krankheit aufgehalten, werde sofort erscheinen und Evchen heimführen. Diese weist auf den kleinen Leichnam: „Mein Kind ist todt, todt durch mich. —“ Gröningseck eilt herbei; seine Bestürzung ist unbeschreiblich. Unterdessen holt Frau Marthan, die als brave Bürgersfrau grosse Angst vor der Polizei hat, den Fiskal und seine Fausthämmer, welche die Kindesmörderin dem Gericht überantworten.

Zu diesem Stücke bemerkt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ 22, 147: „Weil ich aus allem, was ich vorhatte, kein Geheimniss machte, so erzählte ich ihm (Wagner) wie andern, meine Absicht mit Faust, besonders die Katastrophe von Gretchen. Er fasste das Sujet auf und benutzte es für ein Trauerspiel: die Kindsmörderin. Es war das erstemal, dass mir jemand etwas von meinen Vorsätzen wegschnappte; es verdross mich, ohne dass ichs ihm nachgetragen hätte. Ich habe dergleichen Gedankenraub und Vorwegnehmen nachher

noch oft genug erlebt und hatte mich, bei meinem Zaudern und Beschwatzen so manches Vorgesetzten und Eingebildeten, nicht mit Recht zu beschweren.“

Es wäre ein Streit um Worte, wollte man untersuchen, ob in dieser Goetheschen Aeusserung geradezu der Vorwurf eines Plagiats liegt. Von einem „Entwenden“ hat schon Tieck gesprochen und die Auffassung, als beruhe Wagners Stück auf einem litterarischen Diebstahle, lang genug gehaftet. Nach fast vierzig Jahren spricht Goethe über solches „Wegschnappen“ von Gedanken und Motiven natürlich nicht mehr so ärgerlich, wie er es wol 1776 gethan hat. Aber an Wagner und Genossen, an „Prometheus“ und „Kindermörderinn“ vor allem, ist zu denken, wenn er im August 1780 Lavater bittet, seine „Blumen und Kräuter“ keinen „prätendirenden Schriftsteller“ sehen zu lassen: „Die Buben haben mich von jeher aus und nachgeschrieben und meine Manier vor dem Publiko lächerlich und stinkend gemacht?“

Dass Wagner zur Strafe als der trockene, geistlose Schleicher gleichen Namens im Faust spuke, ist eine ebenso naheliegende, als falsche Vermuthung von Gervinus, Stoeber u. a., da ja der Famulus Wagner schon dem Volksbuche des 16. Jahrhunderts bekannt ist. Ebenso wenig kann ich mich aber der Wilmannsschen Deutung einer Stelle des „Jahrmarktsfestes“ auf Wagner anschliessen.

Die Uebereinstimmungen sind rein äusserlicher Natur, beide Werke in jeder Hinsicht grundverschieden, Goethes Faust eine Schöpfung des Titanismus, die Kindermörderinn ein bürgerliches, criminelles Trauerspiel voll derben, aber rohen Realismus. Zu den hervorragenden Gaben, welche Goethe an Wagner vermisst, gehört besonders eine schwungvolle, schöpferische Phantasie. Gewiss hatte Wagner nicht das Recht im „Prometheus“ Nicolai zu verhöhnen, dessen „Sebaldus Nothanker“ sich in ganz unwesentlicher Weise an Thümmels „Wilhelmine“ anlehnt: „Das ist nun so mein Element, Zu bauen auf fremdes Fundament“. — Sein Wegschnappen verdiente Tadel, weil der „Faust“ noch nicht gedruckt war.

Zu den tiefsten und anziehendsten Aufgaben der Poetik

gehört die Frage, wie der Dichter zu seinem Stoffe und zu einer bestimmten Behandlung desselben geführt wird. Das kann sehr innerlich und sehr äusserlich geschehen. Ein sprechendes Beispiel einer langsam aufdämmernden, lang völlig gestaltlosen inneren Conception ohne äussere Stützen gibt uns Moritz im „Anton Reiser". Ein aufgefangenes Wort, ein Vers, ein Psalm kann im Kinde die grössten und wirksamsten Ahnungen anregen — so war Reiser als kleiner Knabe durch erhaschte Brocken griechischer Mythologie von der Vorstellung eines allgewaltigen, blinden Fatums erfüllt worden. Mit geschlossenen Augen säbelt er die Blumen im Garten nieder. Unter den Schlägen eines harten Schicksals darbend äfft er noch als Jüngling, kindisch und doch grossartig, das Fatum nach, schlägt mit dem Hammer blindlings unter allerhand mit Zeichen versehene Kerne und übersieht dann in grimmiger Lust die Verwüstung: da ein Heros zerschmettert, dort ein Schwächling verschont! Eben damals macht auf ihn die Predigt des Pastor P. über den Meineid den allertiefsten Eindruck. Wenn nun derselbe Reiser an einem Trauerspiel „Der Meineid" schreibt, so hat jene Predigt ihm den Meineid als tragisches Motiv eingeprägt und so musste seine fatalistische Weltanschauung das Drama zur Schicksalstragödie gestalten; die Reue kommt zu spät, Vatermord und Blutschande, die Lieblingsverbrechen dieser Gattung, sind schon geschehen. Wirklich liefert Moritz später in seinem „Blunt" eine der *fatal curiosity* Lillos nachgeahmte Schicksalstragödie.

Bei Wagner liegen im Gegentheil die erlernten äusseren Motive auf der Hand. Die Gegensätze und Reibungen zwischen dem biederen bürgerlichen Wesen und dem sittenlosen Leichtsinn der französischen Officiere in Strassburg waren ihm oft genug in die Augen gesprungen. Verwicklungen crimineller, vielleicht auch tragischer Natur blieben natürlich nicht aus. Lenz hatte in Strassburg ähnliches erfahren und war in einem Fall in die jämmerlichste Mitleidenschaft gezogen worden. Darüber später mehr. Zu greifbaren factischen Anlässen traten die oft und leicht benutzten Motive der ganzen grossen aufs bürgerliche gehenden Richtung Englands, Frank-

reichs, Deutschlands. Aber bleiben wir bei der ersten Cardinalfrage.

Ein Schlaftrunk hindert bei Wagner wie bei Goethe, die Mutter ihre Tochter zu hüten. Doch während Gretchen in vollster naiver Hingebung an den Geliebten zur Mitschuldigen wird, weiss Evchen von dem Schlafpulver gar nichts und wird selbst in einem Augenblicke der Schwäche von dem Manne, den sie vielleicht liebt, dem sie sich aber nicht willenlos überliefern würde, vergewaltigt. Das ist die ungeheure Kluft. Der Vorgang bei Wagner erinnert mich entschieden an Richardsons Clarissa (vgl. meinen „Richardson, Rousseau und Goethe“ S. 21). Lovelace, dieses Ideal des Wüstlings, lockt Clarissen in ein schlechtes Londoner Haus, betäubt sie, als alle Verführungskünste fehlschlagen, durch Opium und thut ihr Gewalt an. Während Goethe nur den Schlaftrunk — gleichviel, woher — hat, übernahm Wagner aus Richardson auch das Local des Freudenhauses. Vgl. noch Lenz 1, 141.

Mit der eiskalten Tugendpuppe Clarissa haben Gretchen und Evchen keine Berührung, denn selbst die letztere ist kein nur duldendes Opferlamm. Aber auch dem Goetheschen Gretchen steht sie unendlich fern, denn solcher Zauber lässt sich nicht abborgen. Während Goethe die titanische Natur Fausts und die schlichte Naivetät des Mädchens so wunderbar zusammenfügt, steht Wagner ganz auf dem Boden des bürgerlichen Dramas. Seine Eva ist ein Bürgermädchen der „empfindsamen Periode“; sie liest Romane und Youngs Nachtgedanken, streift bisweilen schon an die blasse Sentimentalität einer Luise Millerin und versteigt sich zu kraftgenialen Tiraden. — Zu Nutze hat sich Wagner die Brunnenscene zwischen Gretchen und Lieschen gemacht, die Bergmann wiederum mit einem volksthümlichen Strassburger „gschbräch“ vergleicht. Lissel heisst auch das Humbrechtsche Dienstmädchen. Bei Goethe erzählt Lieschen von dem verführten und verlassenen Bärbelchen, die nun, ein Kind unter dem Herzen tragend, öffentlicher Busse und Schande entgegengeht. Früher konnte Gretchen „tapfer schmälen, wenn thät ein armes Mädchen fehlen“, jetzt wagt sie halblaute, schüchterne Entschuldigungen und geht traurig mit dem Bewusstsein nach Hause, sie sei „nun selbst der

Sünde bloss". Uns ist die Scene erinnerlich, wo Humbrecht gegen die Frau und die entehrte Tochter über das „Nickel" die Gurr herzieht. Gretchen hört in der Kirche die Stimme des bösen Geistes, ihres Gewissens, der ihr die Schuld gegen die Mutter vorhält; die Klänge des Dies irae und die schreckliche Anklage stürmen auf sie ein: sie bricht ohnmächtig zusammen. So Eva in der Nicolauskirche, als die Verordnungen über Kindesmord von der Kanzel verlesen werden. Dass sich bei Wagner jeder feine Zug vergröbert, jeder innerliche veräusserlicht, bedarf nicht der Erinnerung. Er will etwas ahnen lassen und winkt gleich mit dem Zaunspfahl.

Mit Recht durfte Goethe die Benutzung der Katastrophe des Faust rügen, denn die Wahnsinnsscene der Kindesmörderin ist eine offenbare Nachahmung. Gretchens Mutter ist, wie Frau Humbrecht, vor Gram gestorben, der Bruder erschlagen; ihr Kind hat sie im Teiche ertränkt. Das Lied im Kerker, an ein deutsches Märchen deutlich anklingend, beginnt:

Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat.

Sie schaut im Geiste, wie die neugierige Menge in den Strassen drängt, um sie vom Henker zum Blutstuhl schleppen zu sehen. Eva singt vor dem Mord:

Eya Pupeya!
Schlaf Kindlein! schlaf wohl!
Schlaf ewig wohl!
Ha ha ha, ha ha!
Dein Vater war ein Bösewicht,
Hat deine Mutter zur Hure gemacht;
Eya Pupeya!

und an das Blutgericht hat vorher die Wäscherin erinnert.

In keinem Falle darf man Wagner einen gewöhnlichen Copisten nennen, denn er hat genug originelles hinzugebracht. Frau Marthan trägt eigentlich nur den Namen der Marthe Schwerdtlein im Faust. Sie ist eine arme, geschwätzige Wittwe gewöhnlichen Schlages, die sich redlich abplagt. Wäre der Faust damals schon veröffentlicht gewesen, so würde Wagner kein Tadel treffen. Man sehe doch zu, wie etwa Klinger im „Otto" den Lear und Götz copiert oder Sprick-

mann in der „Eulalia“ eine Caricatur der „Emilia Galotti“ liefert, wie Schiller in den Jugendwerken mit erlernten Motiven, freilich urkräftig, wirthschaftet.

Man könnte annehmen, Goethe habe Wagner nur von seinem Vorhaben „erzählt“, wie es ja auch in Dichtung und Wahrheit heisst, und etwa folgendes Gerippe gegeben: „Faust, von einem bösen Gesellen geleitet, verführt Gretchen, ein Bürgermädchen. Sie geben der Mutter einen Schlaftrunk. (Valentin wird getödtet?) Die Mutter stirbt. Gretchen mordet ihr Kind. Gretchen wahnsinnig im Kerker“, ohne dass Wagner die künstlerische Gestaltung dieses Stoffes kennen lernte. So ist die Aehnlichkeit allerdings gross. Aber Wagner muss die Ausarbeitung selbst gekannt haben. Woher sonst die einzelnen Uebereinstimmungen? — Sollte Wagner Faustscenen „weggeschnappt“ haben, die nun entfallen oder völlig verändert sind? Wir müssten dann annehmen, dass das bürgerliche Element mehr als jetzt im Vordergrunde gestanden hätte, dass vielleicht Gretchens Mutter auftrat, Schlaftrunk und Kindesmord noch nicht mit poetischer Weisheit verhüllt hinter der Scene lagen. Ich glaube das letztere nicht und auch die erstere Annahme scheint gewagt. Das neue bürgerliche Trauerspiel war für das junge Geschlecht etwas packendes und grosses. Im Faust mögen die Spuren dieser Strömung anfangs tiefer und zahlreicher gewesen sein. Valentin[54]) in seinem männlichen Zorn über die gefallene Schwester, die ehedem sein Stolz war, vertritt in gewissem Sinne den Vater Humbrecht. Doch wir wollen nicht über Vermuthungen den Boden verlieren. Jedenfalls kannte Wagner die letzten Gretchenscenen — denn andere Uebereinstimmungen können zufällig sein —, die von den uns vorliegenden vielleicht in manchem abwichen. Die Scenen müssen schon vor dem Bruch niedergeschrieben gewesen sein. Hat sie Wagner zugleich mit Klopstock von Goethe vorlesen hören?

1774 entstand der „Clavigo.“ Gröningseck gehört zu der grossen Reihe jener haltlosen Gefühlsmenschen, deren bessere Vorsätze nie zur kräftigen Ausführung gelangen: Mellefont, der Prinz von Guastalla, Weislingen, Clavigo, Fernando. Er

sagt zum Magister: „Gefühlvoll! ja das ist mein Herz! so voll?“ Nach leichtsinnigen, ja verbrecherischen Handlungen erfasst ihn die Reue, aber seine schwache, augenblicklichen Stimmungen zu willige Natur lässt ihn die Zeit versäumen, dazu kommt eine tückische Krankheit: genesen findet er Eva als Kindesmörderin wieder. Marinelli und Carlos — Mephistopheles schwerlich — sind die Vorbilder für den Lieutenant v. Hasenpoth. Hasenpoth denkt scharf und verständig, er lässt sich nur von einer ruhigen, frivolen Berechnung leiten, wie der Freund des Gefühlsmenschen Clavigo. Er ist aber zugleich ein Schurke, wie Marinelli. Doch Marinelli und in viel edlerem Masse Carlos haben die lebhafteste Theilnahme für die, denen sie ihren Rath zuwenden; bei Carlos tritt nicht das geringste eigene Interesse ins Spiel, er will nur verhindern, dass das aufwallende Gefühl des Freundes mit seinem Verstande durchgehe. Auch Hasenpoth wünscht, dass sein Freund keinen „dummen Streich“ mache, doch im Vordergrunde steht bei ihm die selbstische Absicht, an dem gefallenen Evchen eine leichte Eroberung zu machen. Wenn man „Emilia Galotti“ in die Reihe der Intriguenstücke einreiht, muss man Wagners „Kindermörderinn“ unter die gröbsten dieser Gattung rechnen. Goethe hat den Clavigo zur Charactertragödie erhoben.

Die Figur des Magisters bot sich leicht, war er doch in Zeitschriften, Romanen, Lustspielen älteren Schlages fast stereotyp. Für sich steht der im „leidenden Weib“. Wagner zeichnet den seinen nicht als trockenen Pedanten, sondern leiht ihm eine freiere Denkungsart. Sein Magister scheint Rousseaus Emil gelesen zu haben. Schwerlich ist Wagner bei Günderrodes nach den S. 33 ff. ausgesprochenen spartanischen Grundsätzen der Abschreckung verfahren, sonst hätte sich der Satz leicht bewahrheiten können: „Der Vater wenigstens, der mir, wenn ich eine Viertelstunde erst mit ihm gesprochen, dennoch seinen Sohn anvertrauen wollte, ist schwerlich schon geboren“ oder „Ueberhaupt aber würden meine Erziehungs-Grundsätze wohl schwerlich heut zu Tage wo Beyfall finden.“

Die Wirthin und Marianel sind ekle Vertreterinnen der

niedrigsten Gemeinheit, die beiden Fausthämmer dagegen mit der derben Komik ausgestattet, welche Shakespeare seinen Gerichtsdienern mitgibt.

Ganz vortrefflich ist der Metzger Humbrecht. Wagner hat hier nach dem Leben kräftiges, frisches Leben geschaffen. Humbrecht ist eine rauhe Natur, einer von den alten Bürgern, welche mit heftiger Strenge das Hausregiment handhaben und keine modischen Neuerungen dulden. In der Theatersprache: ein Polterer. So sagt er vom Ballgehen: „Lasst die immerhin drauf herumtänzeln, die drauf gehören, wer wehrts ihnen? — für die vornehmen Herren und Damen, Junker und Fräuleins, die vor lauter Vornehmigkeit nicht wissen, wo sie mit des lieben Herrgotts seiner Zeit hinsollen, für die mag es ein ganz artiges Vergnügen seyn; wer hat was darwider? — aber Handwerksweiber, Bürgerstöchter sollen die Nas davon lassen; die können auf Hochzeiten, Meisterstückschmäussen, und was des Zeugs mehr ist, Schuh genug zerschleifen, brauchen nicht noch ihre Ehr und guten Namen mit aufs Spiel zu setzen. — — Wenn denn vollends ein zuckersüsses Bürschchen in der Uniform, oder ein Barönchen, des sich Gott erbarm! ein Mädchen vom Mittelstand an solche Oerter hinführt, so ist zehn gegen eins zu verwetten, dass er sie nicht wieder nach Haus bringt, wie er sie abgehohlt hat.“ Die höheren Stände betrachtet der strenge Mann mit Mistrauen. Er ist „funfzig Jahr mit Ehren alt geworden“ und steht und fällt mit dieser Bürgerehre. Sein Temperament ist cholerisch. Er flucht und wettert bei geringfügigem Anlasse und ist in seinem Hause ein Tyrann. Die etwas alberne Frau wird gehörig angeschnauzt, wenn sie ihm nicht zu Willen redet. Auch bei der geliebten Tochter duldet er kein melancholisches Gethue; ihr auffallendes Gebahren reizt ihn zur grössten Heftigkeit. Sein Ausdruck ist derb volksthümlich und reichlich mit Humor, Spott und Ironie gewürzt. Auch bei harten Unglücksschlägen verlässt ihn der Witz nicht. „Was gibts?“ fragt Gröningseck, in Marthens Zimmer stürzend; Humbrecht: „Ein Bissel Arbeit für den Stoffel, sonst nichts! — Gott! ich meyn der Münsterthurm läg mir auf dem Her-

zen, so schwer fiel mir das auf. — Jetzt kann ich nur auch Rattenpulver nehmen!“ Er hat originelle Redensarten, so sagt er zum Magister: „nur nicht so viel Gepreambulums“ „noch seh ich weder kux noch gax“ „das wusst ich, da ich kaum noch den Hosenknopf aufmachen konnt“, oder zur Tochter: „mein Ton ist freilich keiner von den zuckersüssen, mit Butter geschmierten, in dem unsre glattzüngichten Herren ihre Komplimenten herkrähen.“ Der Magister fragt „Sie sind ein Mann?“, Humbrecht antwortet trocken: „Meiner Frau wenigstens hab ichs bewiesen.“ Als man Evchen nicht findet, ruft der Metzger: „Ich bin vor den Kopf geschlagen wie ein Ochs.“ Auch sein ganzes Auftreten und Benehmen ist bezeichnend. Am Morgen kommt er „im Nachtkamisölchen, Schlafmütz und niedergetretnen Schuhen.“ Sehr charakteristisch schreibt Wagner bei dem letzten erschütterndsten Schlage vor: „Humbrecht (reisst sich die Westenknöpf alle auf). Die ganze Welt wird mir zu enge! (tief Athem holend) Puuh!“

Ich muss hier an Lessings Odoardo erinnern. Diese Figur konnte, wie z. B. Klinger that, in ihrem Stande und ihrer Umgebung weiter geführt, aber auch, in die bürgerliche Sphäre hinabgedrückt, fort gebildet werden. Lenzens Major, die Copie bei Sprickmann, Wagners Walz und Humbrecht, Schillers Musicus u. s. w. gehören dem allgemeinen Umriss nach in diese Reihe. Ich denke nicht an ein beabsichtigtes Nachziehen der Linien, aber an eine unverkennbare, nicht abreissende Tradition, die wir für gewisse Typen noch viel aufmerksamer verfolgen müssen. So darf ich hier auch [55]) Hebbels herben, strengen Grübler Meister Anton nennen, dessen Nerv die Ehre ist; überhaupt lohnt es, die grundverschieden motivierte und durchgeführte — oder soll ich sagen: construierte? — „Maria Magdalene“ mit unserer „Kindermörderinn“ näher zu vergleichen. Die „rauhe Tugend,“ welche Claudia als ihres Gatten Hauptzug nennt, erscheint auch in Meister Martin. Er herrscht im Hause wie Odoardo, ist heftig wie dieser, voll Liebe zur einzigen Tochter, argwöhnisch, ungeduldig, sarkastisch im Unglück. Auch in dem träumerischen Wiederholen eben vernommener Worte, dem

Auffangen und Nachspotten kleinerer Sätze oder einzelner Ausdrücke ist der Einfluss Lessings zu spüren.

Aber da zeigt Wagners Stil und Characteristik die rühmlichen originellen Seiten, wo der ungetreue Strassburger seine elsässische Landskraft offenbart. Im volksthümlichen, derben, aber gesunden Ausdruck und in der realistischen Schilderung bürgerlicher Gestalten hat er treffliches, unverächtliches geleistet. Dieses Talent fand in Strassburg reiche Nahrung. Man denke an so manche Localpoeten oder an die noch heute nicht verschwundenen fliegenden Blätter im Dialect, dessen sich Wagner gern und geschickt bediente, nicht zuletzt an den „Pfingstmontag". Die geschwätzigen Erzählungen der Frau Marthan kann man sich vortrefflich auf den Waschbritschen der Ill im Elsässer „Ditsch" gehalten denken. Die Lissel ist eine echte Magd, keine Bühnenpuppe. Es wimmelt von mundartlichen Ausdrücken: Tresurchen, Schagrin, rekummediren, tribliren, Kluppen, Kablanzen, Uffezier, wärli, *busoir*. Wagner lässt die Fausthämmer ohne jede Verfeinerung reden, wie Müller in der „Genovefa" die Mörder.

1. Fausthammer: Gott lob! do gitts doch widder a paar sechs schilli Biesslä ze verdienä!

2. Fausthammer: Vergiss jetz widder d' Kunsign, häschts ghört!

1. Fausthammer: Dreck uf dien Nas [später: wärum nit gar]. I waiss gwiss nimmi? — a bunne rung [*bonnet rond*], unn a Mantel mit brunem Bodä, unn — unn — o's ist mer zinn I seh sie schunn.

Manches klingt roh, aber der Dichter des Sturms und Drangs will seine gemeinen Leute nicht für die „seidenen Männerchen" parfümieren. Er hat mit offenem, treuen Blick beobachtet. Diese Landskraft wirkt vor allem im Meister Humbrecht. Strassburgs Vergangenheit kennt den selbstbewussten Trotz der Metzgerzunft. Die Metzger waren derb, geradezu, etwas roh, wie es das Gewerbe mit sich bringt, spöttisch gegen die feilschenden Viehjuden und Kunden und dafür bekannt und gefürchtet. Wagner hat „bey der kleinen Metzig" gewohnt, von der grossen aber hiess es im Volksmund:

Durch die gross Metzig ohne Spott,
Der hat eine grosse Gnad vor Gott!

Wenn Schiller für seinen unvergleichlichen Musikus Miller

eine Stuttgarter Persönlichkeit als lebendes Modell benutzte, so waren nebenher doch immer litterarische Anregungen wirksam, die sich verbanden und verstärkten. Auch Meister Martin hat ihm vorgeschwebt. Die Charaktere sind verwandt. Bei beiden das bürgerliche Pathos. Man beachte zudem, wie Humbrecht mit seiner Frau spricht, die ihrerseits der Frau Miller ähnelt, die ironischen, bärbeissigen Complimente, das ingrimmige Nachspotten. In beiden Stücken spielen gefälschte Briefe eine grosse Rolle. So haben auf[56]) „Kabale und Liebe“ zwei bürgerliche Dramen Wagners gewirkt.

Tiefer gründen die Beziehungen zu Lenz. 1774 war der „Hofmeister“ erschienen. Die adelsstolze Majorin lässt sich der Justizräthin Langen in „Reue nach der That“ vergleichen, der Major in seinem rauh-zärtlichen Verhältnis zu Gustchen blieb gewiss nicht ohne Einfluss auf Humbrecht. Der neue Abälard Läuffer verführt die Tochter des Hauses und entrinnt. Auch Gustchen flieht, in demselben Zustande, wie Evchen. Wir finden sie in einer abgelegenen ärmlichen Hütte wieder. Marthe, „ein alt blindes Weib“, hat die Gefallene bei sich aufgenommen, wie bei Wagner. Aber sie will mit ihrem neugeborenen Kind weiter; „bleibt zu Hause, liebes Grethel, bleibt zu Hause“ mahnt die gutherzige Alte umsonst. Ohne Zweifel beruht der Anfang des 6. Actes der „Kindermörderinn“ auf diesem Lenzschen Vorgang. Eine alte Frau Marthe bei Goethe, bei Lenz, bei Wagner!

1775 schrieb Lenz in Strassburg seine „Soldaten“. Schon im Juli erhielt Herder das einzige Manuscript. Ich habe stets geglaubt, dass diesem in einzelnen Scenen aus dem bürgerlichen Alltagsleben ausgezeichneten Stücke ein oder mehrere Strassburger Ereignisse zu Grunde liegen, und sehe durchaus nicht ein, warum manche den forcierten Briefen an Herder jede Glaubwürdigkeit absprechen wollen. Zum Ueberflusse gestattet uns jetzt das von Urlichs (Deutsche Rundschau Mai 1877) veröffentlichte „Tagebuch“ einen intimeren Einblick. Die Familie Wesener ist in einem Kaufmannshause am Strassburger Paradeplatz zu suchen, bei den[57]) Officieren schweb-

ten Lenzens Empfohlene, die kurländischen Herren von Kleist vor. Er selbst steht als wackerer Moralist Eisenhardt, der gespielten traurigen Rolle leider so wenig entsprechend, im Hintergrunde. Lenz will kein Exemplar nach Strassburg gelangen lassen, „damit wenigstens bei den Stadtwäschern, die nichts weiter als Detail drin sehen, vor zu grossen Unverschämtheiten eine Sperrkugel gelegt würde.“ Deshalb denkt er an ein Pseudonym „Theobald Steenkerk“ (nach Steenkerken) und lässt dann Klinger als vermeintlichen Verfasser für sich eintreten. Er fürchtete die Strassburger Soldateska.

Kam zu jenem Handel der jungen Kurländer ein zweiter hinzu oder hat sich diese Sache wirklich durch die Verfolgung des ausgestellten Heiratscontracts bis ins Jahr 1776 hingezogen? Lenz schreibt damals (1, 239) an Herder:

„*Sub juramento mysterii.* Ich will Dir alles sagen, Herder! Das Mädchen, das die Hauptfigur meiner „Soldaten“ ausmacht, lebt gegenwärtig in der süssen Erwartung, ihren Bräutigam, das ein Officier ist, getreu wiederkehren zu sehen. Ob der's thut oder sie betrügt, steht bei Gott. Betrügt er sie, so könnten die Soldaten nicht bald genug bekannt gemacht werden, um den Menschen zu zerscheitern oder zu seiner Pflicht vielleicht noch zurückzupeitschen. Betrügt er sie nicht, so könnte vielleicht das Stück ihr ganzes Glück und ihre Ehre verderben, obschon nichts als einige Farben des Details von ihr entlehnt sind und ich das Ganze zusammengelogen habe.“

„Es ist wahre Geschichte, aber maskirt“ deutet er schon im August 1775 an. Von allem anderen abgesehen, ist eine unläugbare locale Beziehung auf Strassburg vorhanden, wenn es (1, 277) heisst: „Das ist die Rheinluft“ (in Armentières!). Vgl. „Lenz und Klinger“ S. 44.

Lenzens ängstliche Briefe beweisen, dass sein Anlass den Strassburger „Stadtwäschern“ nicht unbekannt war. Wenn auch Wagner am 5. Juni noch nichts näheres über die „Soldaten“ wusste und das Stück erst einige Zeit nach seinem Erscheinen kennen lernte, so drängt sich doch die Vermuthung auf, dass sein Strassburger Trauerspiel auf demselben Boden der Thatsachen gewachsen ist. Wagner stand damals gut mit Lenz, der freilich über die „Kindermörderinn“ flugs mit übermüthigem, aber harmlosen Spott herfiel.

Zuerst von den Strassburgern hat, wie es scheint, der Sokrates Salzmann die reformatorische Komödie des Alcibiades Lenz gekannt und es ist ein eigenes Zusammentreffen, dass in der Sitzung der Societät der „Kindermörderinn" Salzmanns [58]) Paragraphen „von den Fehlern in der Strassburger Kinderzucht" vorausgiengen, d. h. eine warnende Inhaltsangabe der „Soldaten."

Bei beiden ein von einem Officier verführtes Bürgermädchen. Desportes gewinnt Marie, indem er sie beredet, mit ihm in die Komödie zu gehen; Gröningseck macht sich einen Maskenball zu Nutze. Auch Marie entläuft. An Klatsch hat es in Strassburg nicht gefehlt und Wagner bestimmt von dem seltsamen Treiben des ihm verbundenen Lenz erfahren. Nicht ohne Absicht wählte er vielleicht für den frivolen Officier den Namen gerade eines [59]) kurländischen Ortes: Hasenpoth.

Die Lenzsche Komödie sollte ein pädagogisches, „politisches" Tendenzstück sein. Eine Warnung an die bürgerlichen Familien und in erster Linie ein Protest gegen die modernen „Oglei Oglu's" und ihr wüstes Treiben. „O Soldatenstand, furchtbare Ehlosigkeit, was für Carrikaturen machst du aus den Menschen". Mariens Fall und alle die rohen Scenen aus dem Officierleben sollen die Nothwendigkeit seiner Reformplane illustrieren. Er arbeitet eine Denkschrift über die [60]) Soldatenehen aus und das Gespräch zwischen dem Obrist Graf Spannheim und der Gräfin La Roche fördert den tollen Gedanken zu Tage: durch das Loos Soldatenweiber auszuheben, welche zur Rettung der übrigen dem Ungeheuer aufgeopfert werden sollen.

Ueber Lenzens Verhältnis zu Diderots Princip des Ständischen habe ich anderswo („Lenz u. Klinger" S. 26 f.) einige Andeutungen gegeben.

Wagner will nicht den Stand vorführen, wie Lenz es in seinem strafenden Zerrbild, Möller im „Walltron" farblos idealisierend thut. Es ist bei ihm nicht wesentlich, dass Gröningseck und Hasenpoth gerade Officiere sind. Sie könnten einfach als Leute höheren Standes bezeichnet werden; nur dass

die lange Wachtstubengeschichte des Major Lindsthal in der allerdings den „Soldaten“ nahe verwandten Scene 3, 1 entfallen müsste. Aber Fähnriche und Husarenmajors waren schon vor Iffland und Kotzebue beliebte Theaterfiguren, — hier wirkte jener Strassburger Vorfall bestimmend und der Adelige im bunten Rock, der zu dem Vorrecht der Geburt noch das Privilegium des Kleides trägt, schien mit Recht characteristischer. In den jungen Rousseauschwärmern, die mit Merck meinten: „als Genie ist er ein Mann von Stand“, lebte ein gründlicher Hass gegen die tyrannischen Dorfjunker, die Hofschranzen, die [61]) uniformirten *débauchés*, welche an keine bürgerliche Tugend glaubten. So ist auch die „Kindermörderinn“ nach mehreren Seiten ein moralisierendes Tendenzstück.

Nicht die bürgerliche Kindesmörderin an sich, sondern die begleitenden Umstände, der Wahnsinn, das Lied, der Tod der Mutter geben die Parallele zu Goethe, denn das Thema des Kindesmords als Fortsetzung des Themas der Verführung (vgl. auch Goldsmiths Olivia) spukt damals bei vielen Dichtern [62]). Bürger, zuerst von Boie auf Wagners Trauerspiel und seine „starken Naturscenen“ hingewiesen, war anfangs ärgerlich, da er sich in demselben Jahre mit einer Tragödie gleichen Namens trug. So sei ihm erst neulich Lenz mit den „Soldaten“ in die Quere gekommen. Aber Boie mahnt, die „Kindermörderinn“ lasse sich übertreffen, und Bürger findet in Wagners Stück eine andere Idee, als die er selbst, wol mehr in Lenzscher Weise, nur schwüler, sinnlicher, durchführen wollte. Bürger würde mit vollem Ungestüm die verhassten Junker gegeisselt haben. Sie giengen straflos aus und ihre Opfer fielen auf dem Schaffot. Wenn Boie nach der Ballade „Die Kindermörderinn“ fragt, so ist gewiss an „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ zu denken. Die Anfänge dieser 1781 „schon lange in seinem Kopfe existierenden grossen Ballade“ fallen demnach mit dem dramatischen Plan zusammen. — Mehrere Wochen später meldet Boie, dass auch Sprickmann eine Kindermörderin gemacht habe; „wenn du nicht bald mit deiner kömmst, wirds immer

schwerer". Denn kaum erscheint im Deutschen Museum der Lenzsche Zerbin (Verführung, späte Reue des Schuldigen, Hinrichtung des noch dazu unschuldigen Mädchens), als Sprickmann mit jenen seltsamen kleinen Scenen und darauf mit der grässlichen Ballade „Ida" (1777. 1, 120 ff.) hervortritt. Wahnsinnig flucht Ida dem Ungetreuen: „bist ja, bist ja ein niedliches Bübchen! Sa su se sa sa!" Im „Schmuck" (1779) wird die flüchtige, verzweifelnde Luise noch glücklich; aber früher (December 1778) hatte er Boie von dem Plan einer Tragödie vorgeschwärmt, wo zuletzt die Verführte und der inzwischen verheiratete Galan sich tödten, das sechs Wochen alte Kindlein aber mutterseelenallein mit seinem Geschrei die Zuschauer heimschicken sollte. Vielleicht ist da an eine ältere Fassung des „Schmucks" zu denken.

Das Gefängnis in Möllers „Sophie" beherbergt (S. 10) natürlich auch eine Kindesmörderin. Die traurige Geschichte einer Kindesmörderin hat der Maler Müller in seine Idylle „Das Nusskernen" eingeflochten und das Thema auch in einigen Strophen des „braunen Fräuleins" angeschlagen. In der mildesten Weise behandeln Schummels „Empfindsame Reisen" das Verbrechen.

Als arme Opfer treten damals die vielen Nonnen auf, bei Miller, Sprickmann, Leisewitz, Gotter u. s. w.

Heranzuziehen wäre ferner die Legion von Werken, in denen sich alles um Verführung, Fall, Treulosigkeit dreht, wie in Grossmanns „Wilhelmine von Blondheim", oder wo das Thema des Kindesmords in Reden gestreift wird, wie in dem „deutschen Hausvater" Gemmingens (besonders 3, 9), oder wo die angehende Verbrecherin, während sie den üblichen vorbereitenden Monolog hält, durch glückliche Unterbrechung gerettet wird, wie in „Julie oder die gerettete Kindsmörderin", dem armseligen „teutschen Originalschauspiel für unsere Zeiten" von Wucherer in Karlsruhe (1782).

Reden von Kindesmörderinnen vor und nach der That oder auf der Richtstätte gibt es dutzendweise, selbständig (Sturz, Seybold in der Zugabe zu den Predigten Nothankers

1776) oder in theoretische Erörterungen eingeschlossen (z. B. Barkhausen, Schlosser), in Prosa oder in Versen.

An Sprickmanns Ida schliessen sich würdig an Meissners „Lied einer Gefallenen“ und „Die Mörderin“ (D. Museum 1779, 379 ff.). Gleichzeitig mit Sprickmann liess Schink seine Tirade „Empfindungen einer unglücklich Verführten bey der Ermordung ihres Kindes“ los (A. d. d. M. 1777, 279 ff.). Glücklicher ist in demselben Almanach 1778, 187 ff. „Das schwangere Mädchen“ von Schubart, dem der reuige Verführer am Grabe der Mutter zu Füssen fällt.

Der junge Schiller hatte wahrlich Vorgänger genug, als er seine pathetische „Kindesmörderin“ dichtete.

Bürgers Ballade findet Parallelen in der Volksdichtung, vgl. Wunderhorn 2, 222 f. (s. auch W. Menzel Deutsche Dichtung 2, 356). Einem Volksliede hat Clemens Brentano den Ausgang seiner meisterlichen „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ entlehnt (s. Wunderhorn 2, 204). Und mit diesem Schlusse Brentanos hat wiederum die grosse Scene auf dem Gerichtsplatz in „Adam Bede“ eine auffallende Aehnlichkeit. Die Unglückliche harrt unter den Augen der Menge der Vollstreckung des Todesurtheils, da sprengt der vornehme Verführer auf schäumendem Rosse herbei, den Pardon schwingend; aber Arthur Donnithorne kommt noch im rechten, letzten Augenblick. Die Figur der kleinen Hetty, das ganze Verhältnis zwischen ihr und dem Gutserben, der auch eine schöne Uniform trägt, ihre Flucht, ihre jähe That gehören zu den vielen bewundernswerthen Leistungen von George Eliot. Das Thema hat hier seine künstlerische Vollendung erreicht.

An Bürger wollte Otto Ludwig ein bürgerliches Drama anknüpfen, „Die Pfarrrose“ oder „Die wilde Rose“, aber es blieb bei Ansätzen, welche später dem „Erbförster“ zu Gute kamen. Neuerdings hat sich auch das Virtuosenthum in der Malerei in einer widerlichen Ausschreitung die Scene angeeignet, wie des Pfarrers Tochter den kleinen blutigen Leichnam im Schilfe birgt.

Was einst so viele zu diesem nicht unbedenklichen Stoffe

trieb, liegt auf der Hand. Er bietet aufs bequemste eine Vorgeschichte: Liebesrausch oder Verführung, Treulosigkeit, der Höhepunkt durch eine grosse Tirade ausgezeichnet; das Ende, mehr oder weniger revolutionär gefärbt, ergibt sich von selbst. Es ist ein Hauptmotiv, reich an handlichen Nebenmotiven. Das Revolutionäre oder mindestens Tendenziöse dieser Strömung beruht in dem Ansturm gegen die Härte der Gesetze. Die reiche gleichzeitige juristische und nationalökonomische Litteratur über denselben Gegenstand kommt mit wenigen Ausnahmen aus dem Lager der Philanthropen. Voltaires ruhmvoller Kampf wider den Justizmord, am nachhaltigsten seine rastlosen Anstrengungen für Jean Calas, die auch Wagner preist, gaben einen wirksamen Anstoss. Der Marchese Beccaria steuerte unbeirrt auf die Abschaffung der Todesstrafe los. Er fand in Deutschland schnell eine grosse Gemeinde. Barkhausen u. a. verbreiteten diese Anschauung durch Aufsätze und Schriften. Vieles enthält z. B. das Deutsche Museum. Alle Zeitschriften sind voll davon. Iselin erhebt seine Stimme.

Man streitet für und gegen Findelhäuser, man will jeden Verführer zur Heirat zwingen, die gefallenen Mädchen von dem Brandstempel der Vervehmung befreien, die Todesstrafe für Kindesmörderinnen ganz abschaffen. Das sind wesentlich die Grundgedanken einer Fluth von Schriften der siebziger und achtziger Jahre, die von Utopien wimmeln. Auch Pestalozzi griff mit ein. Auf die Mannheimer Preisfrage von 1780 (Rhein. Beiträge 2, 84 ff.) über die besten Mittel gegen den Kindesmord, schon in ihrer weiteren Fragstellung — es wird von „unglücklichen Schlachtopfern" geredet — rein philanthropisch, liefen massenhafte Antworten ein. Die drei gekrönten Schriften von Pfeil, Klingenstein und Kreuzfeld sind 1785 bei Schwan erschienen. Unter den Gründen begegnet uns mehrfach, so bei Kreuzfeld: „der meist ehelose, so sehr um sich greifende Soldatenstand". Der Phantast Lenz steht nicht allein.

Zum Schlusse sei J. G. Schlosser erwähnt, dessen „nicht gekrönte Preisschrift" „Die Wudbianer" (Basel 1785) grosse

Verbreitung fand (vgl. Nicolovius S. 111). Schlosser denkt sich einen abgegrenzten Strich deutschen Landes als das Königreich Wudby [*would be?* vgl. Evremond Sir Politick Would-be] und zeigt die Mangelhaftigkeit der gesetzlichen Vorrichtungen. S. 24 lesen wir den Monolog einer unglücklichen Wudbianerin, die ihr Kind tödten will. „Was ists, wenn ich eines schändlichen Todes sterben muss? Die Schande so zu sterben, wie das Gesetz will, ist weniger fürchterlich, als die, in die ich falle, wenn meine Unzucht entdeckt wird ...... Geh also hin armer Wurm, den ich zur Schande gebahr, gehe hin ehe du weist, was Menschenleben ist, ich thue dir wohl und mir, ein Nadelstich [bei Wagner, Bürger, Schink] ist genug gut zu machen, was ein Augenblick so übel gemacht hat.“

In das Linque severa so mancher Juristen fallen die Rousseauisten der Genieperiode mit dem lauten Schrei nach menschlicheren Gesetzen ein. Der Verbrecher ist ein Unglücklicher, ein Kranker, oder gar ein *honnête criminel* (Falbaire). Millers Siegwart empfindet einem Muttermörder gegenüber nichts von Grauen und Abscheu, sondern nur ein herzliches Mitleid. Goethe führt noch 1787 die Episode vom Bauerburschen treu in den Anschauungen der siebziger Jahre durch, um die einheitliche Stimmung zu wahren. „Kaltblütige Pedanten“ heissen die Gesetze, welche Schiller eine pressende „Schnürbrust“ nennt, — die wahren, einzigen Gesetze sind die ungeschriebenen des Herzens. So denken auch die Lenz, Klinger, Wagner. In den *Positiones juris* sagt Goethe freilich: die Todesstrafen sind nicht abzuschaffen, und schwankend: ob eine Kindesmörderin enthauptet werden solle, ist strittig (53 u. 55). „Kriminalische Unfühlbarkeit“ wirft der Magister dem Fiskal vor, dessen Untergebene, die Fausthämmer, mit Absicht als harte, grausame Burschen gezeichnet sind. Gröningseck soll in Versailles um Erlass der Todesstrafe bitten und Humbrecht baut auf die Bestechlichkeit der Behörden. — Anders die spätere fatalistische Auffassung des Verbrechens in der Romantik und Schicksalstragik.

Aber das bürgerliche Gesetzbuch am Ende einer Tragö-

die, die zur Verbrecherin gewordene Heldin nach dem blutigen Spruch der Carolina dem Scharfrichter verfallen, ist ein durchaus undichterischer, roher Abschluss. Die Väter der bürgerlichen Tragödie sind an dieser Klippe gescheitert und wir sehen, dass Wagner die criminelle Seite der Lillo und Moore trotz Diderot, Lessing u. s. w. noch nicht überwunden hat. Barnwell wird in den Schlingen der Millwood aus einem tugendhaften Lehrling zum Dieb und zum Mörder seines greisen Oheims. Am Schluss sah das zerknirschte Publikum den Galgen auf der Bühne und der junge Moralist Trueman mahnte „blutenden Herzens und weinenden Augs“: *we mark what draw their ruin on, and by avoiding that prevent our own*, nachdem soeben Barnwell einen langen Appell an die Jugend im Parterre gerichtet hatte. Der Dramatiker schwang „des Büttels Stock“. Einen Selbstmord bringt Lillo absichtlich nicht an, wie es dann die Nachfolger in Deutschland thun, z. B. Brawe, Pfeil. Auch bei Moore, der verhältnismässig wenig moralisiert, heisst es: *let frailer minds take warning!* Moore ist viel geschickter und feiner, als Lillo, doch auch bei ihm im Gamester (Beverley, von Saurin französiert, direct und indirect verdeutscht „Der englische Spieler“) eine rein äusserliche Intrigue und Verführung, ein Sinken ins Verbrechen von Stufe zu Stufe, zuletzt der Kerker. Der Galgen wird uns erspart, ja eine Rettung angebahnt, nur einige Minuten zu spät, ganz so wie in der „Reue nach der That“ und „Kindermörderinn“. Das moralisierende paedagogische Princip macht sich überall breit, bei Lillo am stärksten. Die Anecdote, dass ein auf abschüssige Bahnen gerathener Lehrling durch eine Aufführung des „Kaufmanns von London“ bekehrt wurde, ist sehr bezeichnend für die Auffassung der Katharsis, aber wie begreiflich zugleich die tiefe, erschütternde Wirkung der neuen, noch an vielen Kinderkrankheiten leidenden Gattung, zumal auf die mittleren und unteren Kreise.

Diese Engländer sind nicht durch die drei Einheiten gebunden. So wechselt in Lillos 3. Act für alle vier Scenen der Schauplatz. Die Uebung, die Einheit der Zeit zu be-

wahren, den Ort nicht innerhalb des Aktes wechseln zu lassen, gehört, was häufig übersehen wird, zunächst Lessing, und Diderot in der Theorie. Ich glaube, dass die genaue Verfolgung der Wirkungen dieser Methode auf die Compositionsmanier und den Schematismus des Dramas höchst fruchtbar sein würde, und hoffe, dies namentlich für Lessing noch einmal zu zeigen. Auch „Clavigo“ und „Stella“ sind hierfür aufschlussreich. Selbst in der Zeit, wo man das vergilbte Gesetzblatt von der Einheit des Ortes auf das keckste durchlöchert und zerfetzt, wo etwa Lenz auf einer Seite dreimal den Ort wechselt, gilt diese französisch-Lessingsche Technik für das deutsche *drame sérieux*. Lenz freilich hat die Kühnheit, zwei verschiedene Stile vereinigen zu wollen und bürgerliche Rührstücke in der wildesten shakespearisierenden Technik zu schreiben — Goethe shakespearisiert im Götz, aber er wandelt mit den massvolleren neueren Franzosen in seinen modernen Jugendstücken. Verschiedener Inhalt, verschiedene Form. Vgl. „Lenz und Klinger“ S. 27.

Der englischen Technik ist eigenthümlich, alles, so weit nur möglich sichtbar auf die Bühne zu bringen, was die klassische Dichtung in Botenerzählungen rhetorischen Stiles umsetzt. Das Publikum ist hier mehr Zuhörer, dort mehr Zuschauer.

Wagner wechselt schon in „Reue nach der That“ den Schauplatz nur im Zwischenakt. Zu dem Bemerkten mag doch noch ein Rest seiner Jugendeindrücke von Corneille und Racine die strengere Technik bewirkt haben. Meine Inhaltsangabe lässt den Wechsel bequem überblicken. Eine eigene Laune sind bei ihm die sechs Akte.

Die Einheit der Zeit kümmert ihn in beiden Stücken nicht. Cynisch genug sagt er auf dem Titelblatt: „Der Schauplatz ist in Strassburg; die Handlung währt neun Monat.“ Gegen diesen plumpen Wink richtete Lenz in Weimar die lustige Matinée „Leopold Wagner, Verfasser des Trauerspiels von neun Monaten im Wallfischbauch“ (W. 3, 261 f.), worin der neue Jonas unter anderem klagt:

Ist doch weder Wein noch Bier
Zur tragischen Begeistrung hier!

Jener englischen Technik zu Liebe wagte er es, die gemeine Vorfabel, den Grundfehler seines Stückes, als ersten exponierenden Akt vorzuführen. Weil für diese Technik nicht mehr bestand: *ne pueros coram populo Medea trucidet*, erfolgt der Kindesmord vor unseren Augen. Die Entschuldigung, er habe nur „für's Cabinet, für die denkenden Leser" geschrieben, ist eine nachträgliche Ausflucht.

Der ewige, gar nicht gebotene Nebengedanke an Goethes Faust hat bisher die meisten zu der Ungerechtigkeit verführt, die „Kindermörderinn" im Stillen immer an den Gretchenscenen zu messen. Da sind denn die einstimmigen Verdammungsurtheile begreiflich: „Jammerdrama ... das an nackter Darstellung der Gemeinheit seines Gleichen sucht" (Appell), „ein Stück voll entsetzender Gemeinheit und Rohheit" (Gervinus), „greulich" (Julian Schmidt), „von unsäglicher Rohheit und Geschmacklosigkeit ... alles ist auf den gemeinsten und widerwärtigsten Boden übertragen" (Hettner). Den ersten Act und damit alle Voraussetzungen der Handlung, die fortwährend sich aufdrängen, gebe ich vollständig preis. Wenn übrigens Appell behauptet, dass hier „ähnliche nur noch gröbere Züge aus dem Offizierleben dargestellt werden wie in der Lenzischen Komödie", so muss er entweder Wagners oder Lenzens Stück in sehr trüber Erinnerung gehabt haben (Lenz 1, 273 ff. 305 f.). Wagner steht nicht allein. Er könnte sich auf Lenz, Klinger, Sprickmann u. s. w. berufen. Hahn ist unendlich gemeiner. Sind bei Richardson, Fielding, Smollet nicht unzählige den heutigen Geschmack beleidigende Scenen? Und dürfte heute ein Roman auf den Nachttischen aller empfindsamen Seelen liegen, wo in jedem Kapitel die Kraftausdrücke Hure und Nickel so häufig vorkämen, wie im „Siegwart"? — Die Goethianer schlugen der Convenienz und Peinlichkeit recht geflissentlich ins Gesicht. — Aber das Alles ist keine Entschuldigung oder gar Rechtfertigung für Wagners ästhetisch und ethisch gleich verdammungswürdige Rohheit. Doch hören wir ihn selbst, vielleicht kann uns seine Selbstvertheidigung milder stimmen;

denn eine solche wollen doch die folgenden Stellen aus den „Briefen“ (1777) sein (S. 234):

„Schmutzige Ideen zu erwecken ist nur dann erlaubt, wenn man dadurch Mittel gewinnt, das Laster verhasst zu machen, hässlich und abscheulich zu schildern. Wer ohne Noth und ohne Hoffnung, hier und da einen zu bessern, sich jenes erlaubt, ist ein Polisson, der nicht verdient in Gesellschaft gelitten zu werden“ und S. 112: „Wenn ich so die abgeschmackte und übertriebne Delikatesse unsrer Zeitungen philosophisch überlege, so weiss ich nicht, soll ich darüber lachen, oder sie beweinen? Sie kommen mir allesammt kein Härchen besser vor, als die unerträglichsten aller weiblichen Geschöpfe, die sich spröd stellende[68]) falschen Agnesen. Es giebt keine Gattung des Verbrechens, davon unser Jahrhundert nicht ein oder mehrere Beyspiele aufzuweisen hätte: Königsmörder sind geviertheilt, Vater- und Brudermörder geradbrecht, Kindermörderinnen unzählige enthauptet worden. ..... Und dennoch verdenkt mann's dem Dichter, der diese scheusslichen Laster brandmarkt, in ihrer ganzen Eckel und Abscheu erweckenden Blösse, sie andern zum Spiegel hinstellt, ihnen den Purpur oder die Lumpen, worunter sie sich verstecken, herabreisst. Da heisst das Eine ekelhaft: desto schlimmer für den, der es so findet! ein sichres Zeichen, dass er sich den Magen an einem ähnlichen Gericht einst überlud! — Das Andre ist abscheulich, schwarz: aber doch wahr? Was kann der Mahler dazu, wenn sein Portrait hässlich ist? so bald es gleicht, ist er gegen alle Vorwürfe gesichert. — Ein Dritter schreyt über *indecence*, und setzt den ganzen Begriff der Ehrbarkeit nur in Worten; will desto gesitteter erscheinen, je weniger er es ist.“

Also unverständiger Realismus, die Abschreckungstheorie in der moralisierenden Tragödie, nicht etwa nur die rohe Lust am Gemeinen, von der man Wagner freilich nicht ganz rein waschen kann. Man lese unten Schlossers Apologie. Auch Hahn leitet seinen „Karl von Adelsberg“ ähnlich ein. Möser aber sagt 1781 in seinem gegen Friedrichs II. Brief an Herzberg gerichteten „Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur“: „Auch die Klinger, die Lenze und die Wagner zeigten in einzelnen Theilen eine Stärke wie Herkules, ob sie sich gleich auch wie dieser zuerst mit einer schmutzigen Arbeit beschäftigten und zu früh für deutsche Kunst und ihren Ruhm verstarben. Und es bedürfte nur noch eines Lessings, um den deutschen Produkten diejenige Vollkommenheit zu geben, die sie erreichen und womit sie der Nation gefallen können.“

Ganz ohne Talent für das Zarte ist Wagner keineswegs. Ich habe mit Absicht in meinem Auszug den Schluss des 4. Actes wiedergegeben. Seine Begabung weist auf das Kernige, Realistische, wie sich auch sein Stil im derben, etwas verbissenen volksthümlichen Humor am freiesten bewegt.

Das Stück fand wenig Aufmerksamkeit. Spärlich sind die anerkennenden[64]) Recensionen. Als sich die Berliner Polizei einmischte, erhoben die alten Freunde, wie Wittenberg, ein lautes Beifallsgeschrei. In den Briefwechseln begegnen uns nur vereinzelte Erwähnungen. Goethe und sein Kreis schweigt. Wenn Bürger und Boie sich mehrfach über die Tragödie aussprechen, wirken Nebenursachen mit (s. o.). Einen warmen Zuruf vernahm Wagner nur von Schubart und Schlosser. Ehrenvoller jedoch ist die Kühle, mit der Lessing, noch am 8. Januar 1777 Lenz für den Verfasser nehmend, schreibt: „Lenz ist immer noch ein ganz andrer Kopf als Klinger, dessen letztes Stück [Simsone Grisaldo] ich unmöglich habe auslesen können."

Auf die geschickte Mache hat sich Wagner, ein flinker Schriftsteller, ein Kenner der lebendigen Bühne, ein Freund der Schauspieler, früh verstanden. Aber der Aufführung musste der fatale erste Act von vorn herein widerstreben. Wir kommen damit zur Nachgeschichte der „Kindermörderinn".

„Die Kindermörderinn" von Karl Lessing umgearbeitet; Wagners „Evchen Humbrecht oder ihr Mütter merkt's euch".

Mit grosser Genugthuung meldet Wagner seinem Freunde Grossmann: „In Presburg ist meine Kindermörderinn im Julius (1777) mit nur wenig Veränderungen im ersten Akt aufgeführt worden." Der ungarische Magen vertrug vielleicht eine so gepfefferte Kost, aber sonst ist der erste Act auf der Bühne schlechterdings unmöglich. Wagner brauchte einfach diesen Act zu streichen und ein paar verhüllte Andeutungen in spätere Scenen einzuschieben. Der Vorwurf der Gemeinheit wäre aber damit noch nicht beseitigt, denn der grobe

Fehler liegt darin, dass nicht ein kurzer Rausch getheilter Liebesleidenschaft, sondern Nothzucht die Voraussetzung bildet. Dennoch wird das Ganze durch die Tilgung der Vorgeschichte auf der Bühne sehr gehoben, die uns Gröningseck als planmässigen Verbrecher, frechen Wüstling, Säufer und Kunden einer gemeinen Dirne im trübsten Lichte zeigt.

Noch im[65]) Winter 1776 unternahm Karl Lessing für die Döbbelinsche Gruppe in Berlin eine[66]) Umarbeitung, damit das Trauerspiel „vor ehrlichen Leuten vorstellbar“ werde. Am 14. December schickt er sie dem Bruder zu, der ihm am 8. Januar kurz antwortet, aber der langathmigen Vorrede zu viel Ehre anthut, wenn er ihr „viele gute Sachen“ nachrühmt. Beide dachten an Lenz, verführt durch den „Hofmeister“ und den Strassburger Schauplatz.

Die wichtigste Aenderung ist zunächst die Streichung des ersten Actes. Damit entfallen die Wirthin und Aufwärterin und Frau Humbrecht stellt sich uns nicht so ordinär vor. Auch den ganzen Handel von der verlorenen Dose scheidet Lessing aus. Ganz unnöthiger Weise aber hat er einen ziemlich langweiligen neuen ersten Act hinzugedichtet, worin einiges wenige aus dem Wagnerschen wiederkehrt. Sein Machwerk besteht aus Scenen zwischen Evchen und der Mutter, die eben zu Hause gekommen sind, zwischen Gröningsek und Evchen und aus Monologen Evchens und Gröningseks („ich habe zu viel getrunken“). Gut ist darin nur, dass Lessing eine schon länger keimende Neigung beider andeutet, wie auch sein Bruder empfahl. Die Acte sind in einzelne Scenen getheilt je nach Zugang und Abgang der Personen. Manchmal werden einige Sätze unterdrückt, selten neue eingefügt. Die lange Erzählung des Majors Lindsthal im 3. Act entfällt mit Recht als „albernes linkes Tabagiengeschwätz“, auch die Stelle über das Lesen Youngs (S. 51) und der Schluss des Actes. Dafür treten ein zwei kurze Monologe Harroths (5. und 7. Auftritt), und eine Scene zwischen diesem und dem Magister (6. Auftr.). Hasenpoth ist als umgetaufter Harroth ein minder verruchter Mensch geworden, der ohne selbstsüchtige Absichten nur aus Freundschaft für Gröningsek (so

schreibt Lessing) intriguiert. Lessing hat offenbar den Carlos schärfer als Wagner im Auge gehabt. Um Gröningsek zu retten, plant Harroth: Gröningseks Vetter, der Marschall, habe einen Substituten für seinen alten Pastor nöthig, diese Stelle müsse der Magister erhalten und sofort mit seinem Bäschen Hochzeit machen. Gröningsek weist den nach Thümmels „Wilhelmine“ schmeckenden Vorschlag entrüstet zurück. „O du Heiliger in Uniform“ ruft Harroth erstaunt und ärgerlich. Wie Carlos am Schlusse des 2. Actes dem reuig zu Guilberts eilenden Clavigo die Worte nachsendet „Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich“, so hier Harroth dem abgehenden Freunde „Der Mensch rennt in sein Verderben“. Gleich darauf sucht er den Magister zu bestricken, der aus seiner Liebe zu Evchen kein Hehl macht. Noch morgen soll er zum Marschall. Freilich können wir fragen, warum das nun nicht auch wirklich geschieht? Später schreibt Harroth die falschen Briefe, doch anders als bei Wagner, und hat die Kühnheit, dem alten Metzger, der nun alles weiss, offen eine Heirat zwischen Evchen und dem Magister vorzuschlagen. Humbrecht nennt aber dies Ansinnen kurzweg eine „Hundsfötterey“. Darauf sagt der wunderliche Intrigant in einem Monologe: „Wer nun hier nicht hartes Herzens, fester Entschliessung wäre, dem lockten die Thränen der armen Leute die Wahrheit bald ab, und die Wahrheit macht Gröningseken zeitlebens unglücklich, lächerlich. — Aber seinem Freunde wider seinen Willen ein Unglück abwenden, mit Gefahr unsers Lebens abwenden, ist das klug? ist das recht? — O was wäre Freundschaft, wenn sie nur in kahlen Betheuerungen bestände?“ (vgl. Clavigo 4, 1). Vorher weist er, ein armseliger Abklatsch des Carlos, den Freund auf die Pflichten gegen den Staat und sich selbst hin und benutzt in vollem Masse jenes geeignetste Mittel, uns einem geliebten Gegenstande zu entfremden, die sarcastische Caricatur: Marie Beaumarchais wird zur trippelnden, hohläugigen Französin, Eva zum Metzgermädchen oder zur dummen Fleischerdirne. Im 3. Acte ist seine Rede feiner und massvoller, als bei Wagner.

Der letzte Act ist fast unverändert geblieben. Es fehlt

nur der Gesang des „Eya Pupeya“ und die Schlussworte weichen ab.

Im Dialoge sind einige Derbheiten ausgemerzt, aber die stärksten, z. B. Humbrechts Gepolter über die Gurr, geblieben. Manches ist recht ungeschickt geändert. So sagt Humbrecht über die vornehmen Leute: „die mögen meinetwegen auch ein Gewissen haben, das grösser ist als die [67]) Metzger-Au draussen;“ daraus macht Lessing: „als eines Metzgers seines“. Alle „er“ und „sie“ der Anrede entfallen. In der Affectscene zwischen Gröningsek und Evchen (4. Act) das „du“. Die Elsässerin Lissel wird zu einer norddeutschen Lisbet, die Fausthämmer zu stummen Statisten. Den Strassburger Localton und die vielen Anklänge an den Dialect sucht Lessing zu dämpfen. Er mindert die zahlreichen Synkopen und Apokopen und sagt nicht mehr: nit, wärli, halt, Herr Jemer, gstudirt sein, Uffezier, Puppelchen, geloffen. Auch die Gallicismen sind verringert: *busoir*, duss (still), kunsternirt (bestürzt), Sols (Pfennig). Humbrecht erscheint nicht mehr im „Nachtkamisölchen“ u. s. w.

Trotz allen diesen Aenderungen wurde die Aufführung, gleich der von Goethes Stella, in Berlin [68]) verboten. Als Wittenberg und andere Nachtwächter der Sittlichkeit die hohe Polizei anriefen, war diese bereits eingeschritten. Der Appell an die Obrigkeit brachte nur das Verbot zur allgemeinen Kenntnis. Wagner freute sich über das Fiasco seines Berliner Correctors.

Freunde, wie [69]) Schlosser theilten seinen Zorn gegen den unberufenen Bearbeiter, dessen Unternehmen in der That eine Unverschämtheit war. Wagner äussert gegen Müller: „Meiner Kindermörderinn haben sie in Berlin eben die Ehre angethan, die Stephanie dem Macbeth anthat; haben sie verstümmelt, verhunzt, eignen Koth hineingeschissen. — In Augsburg soll ihr das nemliche Schicksal für das Münchener Theater bevorstehen. Meinetwegen!“ Im Februar 1777 veröffentlichte er in den F. g. A. eine heftige Polemik gegen den unberufenen Bearbeiter, die ich hinten im Auszuge [70]) mittheile. Dass die Recension von Wagner herrührt, bewei-

sen mehrere ihm eigene Ausdrücke, die sehr genaue Kenntnis des Stückes, der heftige Ton, die Bemerkungen, wie Lessing hätte ändern sollen (so änderte Wagner später selbst), die Erklärung des Wortes „Reisegeld“ in Humbrechts Schlussworten, die nur der Verfasser geben konnte, die Begründung des Todes der Mutter durch die freilich wahrscheinliche, aber doch nur subintellegierte Wuth des Vaters über ihren Leichtsinn in jener Nacht u. s. w. Er spricht von dem „überall durchscheinenden hohen moralischen Zweck“ seines 1. Actes und endet: „Der Hr. Verfasser mag indessen immer stolz darauf seyn, dass man sein Werk schon bey seinen Lebzeiten *in usum Delphini* kastrirt hat. Will er den armen Tropf nicht mehr für sein Kind annehmen, so lass er ihn in Berlin seinen Unterhalt suchen. Uns ists auch recht!“

Theils aus Aerger über Karl Lessings Eingreifen, theils um seinem Stücke die Bühnen zu erschliessen, gieng Wagner selbst an eine Umarbeitung. In der[71]) Vorrede liest er dem schwächlichen Publikum heftig die Leviten, weil es seine edle Absicht verkannt habe. Dass er eine solche verfolge, klingelte er gleich im Titel aus: „Evchen Humbrecht, oder ihr Mütter merkts euch!“ „Die Kindermörderinn“ konnte es nicht mehr heissen, denn der tragische Ausgang wurde getilgt und alles in eitel Wolgefallen aufgelöst. Lessings Bearbeitung blieb natürlich unberücksichtigt. Es heisst nicht mehr „die Handlung währt neun Monat“ sondern „beynahe ein Jahr“. Wagner fügt dem Personenverzeichnis genaue Kostümangaben bei. Der erste Act ist gestrichen. Das fünfactige Schauspiel beginnt, ohne dass grössere Zusätze irgend vermisst würden, mit dem früher zweiten. Die Sceneneintheilung stimmt selbstredend meist mit der Lessingschen überein. Von kleinen Abweichungen der beiden Wagnerschen Ausgaben sehe ich ab. Neu ist im 1. Acte folgendes Moralgespräch, worin der Magister an Lenzens Eisenhardt erinnert:

v. Gröningseck Zugegeben! das gilt aber nur der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts; — würden sie die andere mit eben der Bereitwilligkeit in diesen Geheimnissen [Gefahr der Ausschweifungen] unterrichten?

Magister Nein, ich nicht! Dies ist eine von den heiligsten Mutterpflichten, in die kein Fremder einen Eingriff thun muss. Desto schlimmer, wenn diese sie versäumen! Ich traue mir ganz gewiss zu behaupten, dass von allen unglücklichen Opfern der Sinnlichkeit, zwey Drittel dem Laster entflohn wären, wenn sie seine Stimme, seinen Gang, seine falsche einschläfernde Lockpfeife gekannt hätten, wenn sie —

v. Gröningseck (sich vor die Stirn schlagend) Dass ich nicht einige Täge früher diss überlegte! — Es hätte mir — einem Freunde von mir, wollte ich sagen, sehr zu statten kommen können.

Magister Weh ihm, glauben sie mir! Weh allen, die den unbefleckten Schleyer der Unschuld, den selbst der ausgelassene Ovid respectiren musste, zu besudeln oder gar zu zerreissen sich erkühnen! —

Der 3. Act (2. Act) ist fast ganz unberührt geblieben. Lindsthal erzählt seine lange Wachtstubengeschichte, nur sagt er statt „hundsfüttischer Laffe“: „Lumpenkerl“, statt „da wird gewiss einer auf den Arsch gesetzt“: „da wird gewiss einer gepfeffert“, auch copiert er den Schweizer Dialect nicht mehr. Hasenpoth bleibt der alte gemeine Intrigant. Zu den früheren Schlussworten „ich muss erst Nachlese halten“ fügt er jetzt hinzu: „Die Birne die einmal vom Baume herunter gefallen, kann jeder mit Füssen treten. Schwer soll sie mir, da ihr Geheimniss in meinen Händen ist den Sieg auch nicht machen.“

Zu Act 4 und 5 (3 und 4) ist nichts zu bemerken. Der Diebstahl der Dose bleibt. Die Fausthämmer spielen ihre alte Rolle. Dagegen musste der 6. Act umgearbeitet werden und das hat sich Wagner sehr leicht gemacht. Eben will Evchen ihr Kind tödten, als Humbrecht hereintritt. Sie lässt das Messer fallen. Dann erscheint auch die Mutter:

Evchen Ich bin des Todes, der Geist meiner Mutter!

Humbrecht Der Geist! ist sie närrisch!

Fr. Humbrecht Ich selbst bins meine Tochter! nicht mein Geist: komm zu dir. Evchen! erhohl dich, dann sollst du erfahren, dass ich von ganzem Herzen noch deine Mutter bin ..... Mein Kind! meine Tochter!

Fr. Marthan (kommt) Ihre Tochter! ists möglich! — Ist das seine Frau hier? gewiss?

Humbrecht Der sieht sie doch eher ähnlich als einem Meerwunder, das ihr aus ihr macht.

Fr. Marthan So ist sie denn nicht begraben worden, wie die Leute sagten? nicht vor Kummer gestorben? —

Fr. Humbrecht Ja wenn der Kummer umbrächte —

Fr. Marthan So hab ich doch vielleicht noch wahr prophezeyt! Du lieber Gott! was die Leute doch alles erdenken können! Immer machen sie aus einer Laus einen Elephanten.

Sagt früher Evchen „Mein Kind ist todt, todt durch mich“, so heisst es jetzt einfach: „Wären sie einen Augenblick später gekommen, mein Kind wäre jetzt todt, todt durch mich — (giebt dem Messer einen Tritt damit es ihr aus den Augen fährt)“. Gröningseck eilt herbei: der Heirat steht nichts mehr im Wege. Hasenpoth sei zu niederträchtig und verächtlich, als dass er sich an ihm rächen sollte. Die Schwiegereltern will er „durch Handlungen nicht durch Worte zu bewegen suchen, das Vergangene zu vergessen und zu vergeben“, den Magister aber als Freund und Berather für immer auf seine Landgüter mitnehmen.

Fr. Marthan Sagt ich nicht, sie würde noch glücklich werden?

Evchen Dem Himmel seys gedankt, dass sie wahr gesagt! und doch stands so und so — wie man eine Hand umdreht — —

Humbrecht So stehts mit der Tugend jedes Mädels, das mit vornehmeren als es ist *parties de plaisir* macht; und selten nur gelingts einem von so vielen am Ende, wie dir, mit einem blauen Auge davon zu kommen. Merke dirs! — Wenns auch nur für deine künftige Tochter wäre. —

So ist aus dem Trauerspiel ein abgeschmackter Tragelaph geworden. Aber auch mit diesem heiteren Ausgang fand es auf der[72]) Bühne wenig Glück. Auffällig bleibt, dass Schröder, der Figuren wie Walz, Berg, Wegfort so liebte, die „Kindermörderinn“ ganz unbeachtet liess. Dagegen nahmen die Seylersche und andere Truppen die neue Tragikomödie in ihr Repertoire auf. Von den Aufführungen hängen die abweichenden[73]) Drucke ab.

Sollte, wie einst Kurz beabsichtigte, einmal ein Neudruck des Stückes veranstaltet werden, so würde eine kritische Ausgabe geboten sein.

5. Der Roman Sebastian Sillig.

Wie wir Wagners Gaben und Neigungen kennen, werden wir bei der Nachricht, er arbeite an einem Roman, diesen nicht suchen in der Richtung Richardsons oder Wielands

oder Rousseaus und Goethes, sondern in der humoristischen eines Fielding, Smollet, Sterne. Gross ist ihr Einfluss auch in Deutschland, wo selbst moralisierende Romanschriftsteller, ihr Getränk schmackhafter zu machen, gern einen Tropfen *humour* einmischten und die Blankenburg, Schummel Musäus, Wezel, I. G. Müller u. s. w. in hellen Schaaren den Engländern nachliefen. Wollte doch Lessing ein Jahr seines Lebens hingeben zur Verlängerung des Sterneschen. Man reiste empfindsam und tauschte Lorenzodosen. Aus Bodes klassischen Uebersetzungen sog mancher „innigen Shandysmus". Aber bei den Nachahmern trat nur zu oft an die Stelle der englischen Behaglichkeit die ödeste Breite und Unart. Wol fühlten alle freieren Leser, dass der edle Grandison ein fabulöses Meerwunder und der so gar nicht musterhafte Tom Jones ein Mensch sei, doch lernten nur wenige aus Fieldings unschätzbaren Einleitungen und lebenswahren Schilderungen oder von Smollets unverwüstlichem Peregrine, seinem biederen spleenbehafteten Tramble, der Natur nachgehen. Am liebsten wurde der Polterton eines Junker Western — selbst Miller im Siegwart hat den Junker Kronhelm — oder eines Commodore nachgeäfft. Man zwinkerte mühsam, um Sternes „lächelnde Thräne" herauszupressen. Hier kann nicht näher nachgewiesen werden, wie in Deutschland nach Lichtenbergs Witz „jeder Jung be Schäkspeart und be Sternt" wurde; ich theile aber lebhaft den Wunsch Julian Schmidts nach einer umfassenden Darstellung des deutschen Sternecultus.

Zu böser Stunde beschloss Wagner, dessen grobkörniger Spass mit dem schillernden Humor Yoricks nichts gemein hatte, gleichzeitig mit einem kindermörderischen Drama im Roman auf gut Sternisch die Geschichte eines Nasciturus zu liefern[74]. „Leben und Tod Sebastian Silligs. Ein Roman für allerley Leser zur Warnung, nicht zur Nachfolge" ist der Titel. Aus dem mahnenden Zusatze ist W. Menzel wol die Erleuchtung gekommen, das Werk sei die „Geschichte eines Taugenichts" (2, 498), da doch der erste und einzige Band von Ostern 1776 nur die Praesebastiana schildert.

Mitten im Schreiben schiesst Wagnern „auf einmal der

Gedanke in die Böllerchen", die sumsenden Fliegenschnäpper der Bibliotheken und Merkure möchten ihn für einen verunglückten Nachahmer Sternes halten, aber er benutzte diese dämmernde Selbsterkenntnis nur, um auf die despotische Kritik zu schimpfen. Gewiss wollte er nicht bloss Sternianer sein. Er will zugleich als Volksschriftsteller, als neuer Gellert oder Rabener (vgl. an Müller) dem „Mittelmann" statt „hoher *ragouts*" eine Schüssel voll kräftiger Hausmannskost auftragen und (vgl. Abschnitt 1) dem im Familienkreise seine Pfeife Toback schmauchenden Bürger für die langen Winterabende den zerlesenen Robinson ersetzen. Er schreibt nicht für die „bebänderten und besternten privilegirten Müssiggänger", sondern lässt sich von Müller eine „Vocation zum Apostel" ausstellen. Aber ein verhängnisvoller Irrthum führt seinen Karren immer tiefer in den Schmutz, statt dass der Apostel die „allerley" Zuhörer empor höbe. Durchgängig herrscht der roheste Realismus in Form und Inhalt; man meint den Qualm eines Dorfkrugs und üblen Stallgeruch zu spüren. Auch breitet Wagner seinen Kram unter so geschwätzigen Erklärungen und Apostrophen vor den Lesern aus, dass Schubart ärgerlich ausrief: „Sackerment, ist danns Publikum 'n Schaafkopf?"

Der Kern ist, dass der Oberschulz Jacob Sillig, einer von den braven Wagnerschen Polterern, von seiner schwangeren Ehehälfte durchaus einen Buben erwartet, der Sebastian heissen und Pfarrer werden soll. Die Geburt eines Mädchens versetzt ihn in unbändige Wuth, die in die massloseste Freude umschlägt, als gleich ein Söhnlein hinter drein kommt.

Goethes „sie peitschen den Quark, ob nicht Crème daraus werde" findet hier seine volle Anwendung. Niemand verlangt von dem Sterneschen Roman widersprechendes: eine gedrungene Form und festgefügte Composition. Und Wagner, der, um es Fielding gleich zu thun, allgemeine Einführungen vorausschickt und einwebt, erklärt sehr bestimmt, sich „an gar keine Form binden" zu wollen, sondern Selbstgespräche, Dialoge, dramatische Auftritte, Briefe u. s. w. ganz nach Belieben einander ablösen zu lassen. Da spannen denn endlose und meist zwecklose Unterhaltungen des Ehepaares, des Sillig

mit der Hebamme, der Bauern in der Schenke unsere Geduld aufs höchste. Den grössten Raum nehmen Episoden ein, wie die als Beispiel getäuschter Erwartungen vorgetragene frivole Anecdote von dem Cavalier und der Jüdin, die nichts als eine Variation des altbekannten Schwankes von der Juden Messias ist (Poggio u. s. w., vgl. Oesterley zu Kirchhof I 2, 50); die ergetzliche Lebensgeschichte des nicht übel nach dem Barbier und weiland Schulmeister Benjamin Rebhuhn im „Findling" gezeichneten Barbier Mussie Benedict Blink, der sein rastloses Geschwätz mit gelehrten Phrasen und unzähligen *mehercle* aufputzt; oder die weitläufig, grossentheils im elsässer Ditsch beschriebene Fahrt des Hannes und der Marie Liss auf den Jahrmarkt zum Wiegenkauf, wie sie da schäkern und umwerfen und die ganze Geschichte, nicht figürlich gesprochen, im Koth versinkt. Ursel erinnert deutlich an die gefährlichen alten Jungfern Fieldings und Smollets. Was Wagnern an letzterem behagte, zeigt schon die Stelle der „Confiskablen Erzählungen" (S. 9): „das Markichte der Drapperie geformt von jenem Theil, der auch vor Smollet Gnade einst fand", eine Anspielung auf die berühmten zerrissenen Hosen des guten Humphrey Klinker, welche Miss Tabby so entsetzten. Wagner überhäuft, entsprechend dem wirklich scheusslichen „Titulkupffer", seine Personen mit grotesken Zügen. Wir bewegen uns fast nur unter „vierschrötigen, grossmäulichten, dickbausichten, quapplichten" Leuten, von denen uns erst der Schluss in die gleich carikierte Residenz Z* führt, wo der Herzog Karl Joseph mit seiner Maitresse haust und eine grausame Gewaltherrschaft ausübt. Wagner lässt seinem ganzen unreifen Hasse gegen die Höheren die Zügel schiessen. Der Beamtenstand ist verrottet, rechtliche Männer schmachten in finsteren Verliessen, Stockprügel sind etwas alltägliches. Mit dem Hohne gegen die Franzosen verbinden sich hitzige Ausfälle gegen Adel und Klerus. Das 20. Capitel besteht in dem Wunsche, jeder Herrscher möge einen Liebetraut (Götz) zum Hofprediger haben. Ein feiner Gesell ist namentlich der Pfarrer Matzkopf. Bei Z* dachten einige Deutler an Zweibrücken, was Wagner in dem wichtigen

zweiten Briefe an Müller ärgerlich abwehrt; freilich habe er nichts aus der Luft gegriffen, aber durch Mischung jede Portraitähnlichkeit mit irgend einem Hofe vermieden. Z* sei der letzte Buchstabe, nichts weiter. Einen Hof gab es allerdings den Wagner aus persönlichen Gründen bitter hasste: den Saarbrücker. Dieser hat ihm jedenfalls vorgeschwebt und hier möchte an einer Meldung Bretschneiders an Nicolai, dessen Zeitschrift den Roman unbarmherzig zerzaust, etwas wahres sein (Coblenz d. 6. May 1776): „Der *pag* 202 *sqq* geschilderte Hof ist der Hof zu Saarbrücken so deutlich dass die Nahmen nicht einmahl feiner verändert sind als z. E. an statt *Kohlermann* steht hier *Kohlerfeld*“ (ungedruckt, Mittheilung Werners).

Mit dieser Schandwirthschaft geräth der alte Sillig durch sein wackeres Auftreten bei einer Zwangsaushebung von Rekruten in Streit. Seine Gefangennahme beschliesst den Tauftag des neugebornen Helden und den Romantorso.

Der Sudelkoch hat in seinen unappetitlichen Brei auch allerhand litterarisch-kritische Brocken geworfen. So wird auf J. G. Jacobi gestichelt und das grobe „Sendschreiben an die Grazien“ (von Schubart, s. D. Chronik 1775, 717 f.) ironisch citiert, was dem Roman nur einen Hieb in Schubarts Organ verschaffte.

Zu dem Inhalt stimmt die überaus nachlässige, breite, durch endlose Parenthesen aufgeblähte, pöbelhafte Sprache nur zu gut. Die Marie Liss flucht etwa in dem rohesten Stücke des Buches: „schlo di der Hagel un's Wetter! du Himmelhund! du verfluchter Grindsäckel!“ Nicht nur in dieser Dialectepisode wimmelt es von vulgären Provinzialismen (N 377). Lateinische Worte werden eingestreut oder „Gassenhuren“ noch durch *common strumpets* erklärt, andererseits statt des „dürren, ausgepeitschten, von so vielen genothzüchtigten Wortes sympathisiren“ das belachte [75]) „zusammenstallen“ gesetzt und empfohlen.

Der erste Band sollte nur eine etwas lange Vorrede zu den folgenden sein, aber Sebastian Sillig blieb in den Windeln liegen. „Die Messe kommt der II. Band noch nicht“

schreibt Wagner im Februar 1777 und schiebt „die verfluchten Staarmatzen mit ihrem ewigen Deuteln“ als Hindernis vor. Verdächtig klingt schon früher die Bitte, Müller möge sehen, wie ihm Sillig behage, aber auch bedenken, „dass er nicht für Dich und unseres Gleichen geschrieben ist.“ Der Roman bedeutet ein vollständiges Fiasco.

6. Vermischtes und Ende.

Seit dem Jahre 1776 versandet Wagners Thätigkeit in Recensionen für die immer kritikloseren, geniefeindlicheren und bis zur kläglichsten Verurtheilung des Lessingschen Nathan („Welch ein Bild von Gott?!!!!!“) sinkenden F. g. Anzeigen, in Umarbeitungen, kleinen Abschnitzeln, Uebersetzungen und ähnlicher Tagesarbeit. Schon 1770 hatte er als Student eine recht ungelenke[76]) Verdeutschung des oft gemisshandelten, sogar in französische Verse übertragenen und in Wien umgedichteten *Temple de Gnide* von Montesquieu veröffentlicht, die später noch zwei Ausgaben erlebte, heftig gegen andere Uebersetzer, besonders den „Karlsruher“ — es ist der Anakreontiker Götz (1759) — polemisierend; auch ein kleines Denkmal seiner früheren Geschmacksrichtung.

Anfang 1775 übersetzte er auf Deinets Antrag das *Mémorial d'un Mondain par M. le comte Max Lamberg* (1730 — 1792) als[77]) „Tagebuch eines Weltmannes“ in zwei Theilen, gegen das Original mit Bewilligung und Hilfe des, wie es scheint, ihm persönlich bekannten, damals in Landshut lebenden Verfassers um einen Vorbericht über Lambergs Leben und namentlich im zweiten Theile durch ein paar pikante Untersuchungen über St. Germains und d'Eons Zwitterthum, über die Syphilis, einen längeren Bericht über das wunderliche Landleben des bekannten schlesischen Grafen Hoditz, einen altfränkischen Brief des Duc de Brissac und anderes, auch durch etliche Anmerkungen von Wagner selbst vermehrt, was die Herausgabe verzögerte, sehr selten um ein kleines verkürzt. Die Frohnarbeit ist etwas flüchtig erfolgt, obwol Lamberg die Uebersetzung „meisterhaft“ nannte. Der Buch-

händler rechnete vermuthlich auf ein „curiöses" höhères Publikum, das gern in den Reiseerinnerungen und Lesefrüchten eines weitgereisten, gebildeten österreichischen Grafen blättern würde. Ein Schriftsteller von so hoher Geburt, der mit mehreren Höfen verbunden war, lange in Frankreich gelebt hatte, dessen nächste Verwandte in Wien und Berlin ihre Rolle spielten und hier zwanglos vorgestellt wurden, der seine Aufzeichnungen dem Grafen Sternberg und gar dem Könige von Preussen zueignete — war das nicht lockend genug? *Italiam! Italiam!* ist das — Montesquieusche — Motto (vgl. Hamann 3, 417) der losen Plaudereien, verlegt *Au cap corse*, denn der ganze erste Theil handelt von Corsika, besonders auch von dem berühmten Paoli, während der zweite alle möglichen Reisenotizen, Gedankenspähne, Sentenzen und Anecdoten, auch bedenkliche, in ziemlich seichter Weise über Venedig, über Rousseau über die verschiedensten Schwindler und Originale: St. Germain, Belmar, Poinsinet, Lodoli, Kleinjogg (den philosophischen Bauer) u. s. w. auskramt.

Wagners späterer Schriftstellerei fehlt jedes Centrum. Aber auf das Gebiet der Tonkunst hat er sich nicht verirrt, denn die launig kritische Betrachtung[78]) „Etwas von und über Musik (Vign.) fürs Jahr 1777 Frankfurt am Mayn bey den Eichenbergschen Erben 1778" (118 ss) rührt trotz Dorer-Egloffs Katalog, trotz den netten Preisen unserer Antiquare nicht von ihm her und ist ihm, so viel ich sehe, ohne jeden Anlass ausser dem des gleichen Verlags angehängt worden. Nirgends zeigt Wagner eine Spur von der bedeutenden musikalischen Bildung, welche diese Schrift erfüllt. Direct gegen ihn spricht die ausgedehnte scharfe Kritik der Alceste (39—81), das Lob Kleins, der Preis französischer Componisten wie Grétry, eine Bemerkung gegen Neefe. Der Ausdruck ist durchaus geniemässig, aber nicht Wagnerisch, sondern Schubartisch (vergl. etwa den Ton D. Chronik 1775, 75, 797 f. über solche Gegenstände). Schubartisch ferner der Enthusiasmus für den Odendichter Klopstock und seinen Componisten Gluck, das warme persönliche Verhältnis zu Miller, die Begeisterung für Fritz Stolberg, Müller, H . . . (Hahn) als

fähigste Librettisten, Schubartisch diese ganze hitzige Sorge um seine liebe Musica, und so wäre ich denn geneigt, ihm das höchst frische, fesselnde, näherer Betrachtung sehr werthe Büchlein zuzuweisen und scheinbar widersprechende Umstände, als die Bezeichnung „junger Recensent", die Abkürzung M . . . . . am Schlusse, die Angabe, erst nach 1754 geboren zu sein, für ein Versteckspiel zu halten.

Dagegen geht noch der „verstorbene Wagner" in Reichardschen und anderen Zeitschriften und Kalendern um. So bringt das Theaterjournal (1779 St. 10, 14—42) das[79]) „Fragment eines Nachspiels, Jedem sein Lohn", dessen verlorenen Schluss der Verfasser selbst noch durch Erzählung ergänzt hat; ein ebenso langweiliges, als simples Erbstück in platter Sprache. Zwei Geistlichen, dem trefflichen Laudikius und dem elenden Spitzkopf — ein Pastor Matzkopf im „Sillig" — wird schliesslich ihr verdienter Lohn. Ausdrücke wie „Murmelthier", „Marmottel", „Schindaas" begegnen sämmtlich auch im ersten Act der „Kindermörderinn" und die ganze Strafpredigt gegen die „Saustreiche" schlaftrunkener Krankenwärterinnen, die Kinder in den Nachttopf stürzen lassen und Klystiere zu trinken geben, passt leider ganz wol zu Wagner; wie denn auch des wackeren Gudjan Titel „Stabhalter" gerade im Hanauer Ländle die Dorfschulzen bezeichnet. Auch der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung ist ein letztes Blatt „Von Wagners Schatten", vielleicht durch Reichard, zugekommen, das gleichsam vorahnend in die Unterwelt führt (1780, 85 ff.), ohne weitere Ueberschrift als „Elysium, Schatten; Nachen des alten Charon landet". Matt hinter Goethes „Götter, Helden und Wieland" einherkeuchend, spottet das kleine[80]) Gespräch über Campes Robinson und Wagners alten Freund, den Deutschen Merkur.

Der Prometheusist sollte mit litterarischen Satiren aus der Welt scheiden. Wir kennen die Abneigung der Genies gegen Voltaire, der ihnen mit greisenhaftem Eigensinn das Scepter des verhassten litterarischen *siècle de Louis XIV* festzuhalten und den Thersites Shakespeares zu spielen schien. Und es musste sie dünken, als sei dieser geistige Machthaber

unverwüstlich an Schaffelust und Zähigkeit. Noch schrieb, noch dichtete er. Das Frühjahr 1778 hob ihn dann auf den Gipfel seiner Triumphe: jene jubelreiche Aufnahme in Paris, die Sitzung der Akademie, und gar jener unbeschreibliche Festabend im *Théatre français* mit der Aufführung der neuen Irene, wo die Künstler unter dem begeisterten Zuruf des Publikums Voltaires Büste bekränzten und nach des Marquis St. Marc schmeichelnden Versen, die Voltaire dann ebenso galant erwiderte, Frankreich dem Gefeierten den Kranz der Unsterblichkeit darbot.

Ich brauche nicht erst zu sagen, dass nur eine gewisse Gefühlsrohheit und zugleich ein starkes Unverständnis für das Geistesleben des Jahrhunderts der Aufklärung diese Fülle der Ehren, welche den Greis zugleich erhoben und erdrückten, rein spöttisch auffassen kann. Wagner, in begreiflichen Antipathien befangen, konnte es und gab das beste, dessen sein Witz überhaupt fähig war. Seine Satire ist zwar eine Crudität, aber eine höchst ergetzliche. Sie würde einen Neudruck wol verdienen. Sie heisst „Voltaire am Abend seiner Apotheose (Vign.) Aus dem Französischen. Frankfurt und Leipzig 1778“ (2 Bogen 8⁰) mit einem boshaften Kupfer zur Illustration des Einganges, das den Jubilar mit Portraitähnlichkeit darstellt, wie er ganz erschöpft, im Hermelinpelz, einen Lorbeerkranz auf dem Haupt, matt gen Himmel blickend, bei der Heimkehr in den Schreibstuhl gesunken ist. Wagner gibt denn auch dem „künftigen Akteur“ die genauesten Vorschriften für Kostüm und Maske. Drunter steht: *ARROVET DE VOLTAIRE. Sifflé à Paris le* 13 *Août* 1732. *couronné poëte à Paris le* 30 *Mars* 1778.

Das Ganze ist ein dramatischer Scherz. Voltaire lallt — eine Parodie seines Dankes *ah Dieux! vous voulez donc me faire mourir* —: „jetzt — jetzt will ich gerne sterben“ und fällt in Ohnmacht. Seine Amme, die Amme des Siebzigers! versucht in einer langen von Malicen wimmelnden Rede ihr Arouetchen zu wecken, aber die Anrufe *Seigneur de Fernai* (Ferney), *Auteur de la Henriade* (diese Aufmunterung ganz verfehlt, weil sie ihn mit einem Dutzend Verse

daraus einzulullen pflegt), *Rival de Racine*, *Commentateur de Corneille* (doch auch das *voici sa nièce*, Voltaires Schützling, verfängt nicht), *Auteur de Mahomet* (auf ihn bezieht sich das *Sifflé*), *Auteur de Zaire*, Mörder des Shakespeare u. s. w. fruchten nichts — „Irene! göttliche Irene!" stöhnt der erschöpfte und wiederholt: „So ists denn beschlossen, meine Herren! ich muss sterben", bis die Amme ihm die Halsbinde lockert, die der eitle zur Verschönerung seiner Gesichtsfarbe wie zum Erdrosseln geschnürt hat. Nun muss er erzählen, wie die Irene gefallen — er habe ja schon den Fall mancher Dame zu verantworten, meint die Amme auf sein geringschätziges „gefallen?" — und von den Lorbeeren, welche sie praktisch zu boeuf à la mode verwenden will. Immer wirft die Alte in die mehr als selbstgefälligen Spiegelungen des Dichters die spitzigsten Bemerkungen, aber er hört sie kaum. Er berichtet, was Wagner in Erzählungsform nur im Auszug abhandelt, von den genossenen Ehren, sonderlich im Theater: von Brisard und seiner göttlichen Irene Mad. Vestris und der nicht übertriebenen Huldigung St. Marcs. Nur eines fehlt ihm zur letzten Sättigung der Eitelkeit: ein Blick ins künftige Jahrhundert, damit er sich auch an dessen Lobsprüchen weiden könne. Und er versinkt wieder in seine Lethargie.

Die Amme holt ihr Zauberbuch und macht einigen Hokus Pokus, worauf wirklich der Genius des neunzehnten Jahrhunderts kolossalisch hereintritt. Er zermalmt den Kopf der unglücklichen zu Boden gestürzten Alten und den abgefallenen Kranz des von seinem Erscheinen aufgeschreckten Voltaire, der, allmählich Fassung gewinnend, kahlköpfig, denn auch die schwarze Allongeperrücke hat er verloren, vor dem Herrn Genius katzbuckelt. Erst will er das Gespenst exorcieren: „Der Pfarrer von St. Sulpice lehrte mich ja vor einigen Wochen das Kreutz machen!" Die Erscheinung treibt zur Eile und lässt durch eine leise Berührung Schreibtisch und Stuhl in tausend Splitter zerstieben. „Voltaire macht verdammt grose Augen". Der Genius lehnt die „sämtlichen Schriften" ab. Sein Jahrhundert wird das „läuternde" heis-

sen. Er hinterlässt Voltaire ein Buch, worin dieser aber nur den Einen Artikel lesen darf und geht über seinen Kopf weg hinaus. Gierig schmunzelnd greift Voltaire nach dem Band, in dem er viel artiges zu finden hofft. Auf dem Titel ärgert den Orthographen nur das immer noch übliche *oi* in *françoise*. Es ist ein französisches Gelehrten- und Dichterlexikon des 18. Jahrhunderts mit Lebensnachrichten und einer kurzen Kritik der Werke: *en tant qu'elles nous sont parvenues! Edition revue corrigée raccourcie de deux tiers* (*!*); *avec Approbation de la nation. Paris, de l'imprimerie Royale l'an* 1875.

Voltaire schüttelt den Kopf über dies System des Kürzens. Er beginnt zu blättern. Die Artikel sind sehr knapp! Sein Auge fällt auf die Namen Corneilles, Diderots, des „süssen harmonischen" Racine; der fatale Fréron ist auch da und sein Antipode Rousseau hat gar sechs volle Blätter. Immer schneller wendet er um bis zum V. „Gebohren" ..... das weiss er, „und starb endlich nachdem man ihn oft genug todt gesagt hatte würklich" ....., das will er nicht wissen. Nun liest er und fügt kurze Glossen bei, erst achselzuckend, dann ärgerlich, immer ängstlicher, es wird ihm kalt und warm, er „reisst sich ein paar Westen-Knöpf auf" wie Meister Humbrecht, weiter liest er den grausamen Nachruf, aber „biss ans Ende *decrescendo*, biss ihm auf die letzt unter einem *tremulirten pizzicato* die letzte Sylbe im Halse stecken bleibt", was Wagner im einzelnen recht wirksam ausführt. Er muss sich sagen lassen, dass er ein Vielschreiber war, ein Philosoph ohne Logik, ein Historiker ohne Kritik, weshalb von allen seinen einschlägigen Werken nur der rühmliche *traité sur la tolérance* geblieben sei; dass er den guten König Heinrich „in einer seyn sollenden Epopee ganz unverantwortlich misshandelte" und dafür im Fegfeuer seine Henriade so viele Jahre, als sie Verse hat, hindurch von Anfang bis zu Ende anhören soll; dass sein herzloser Witz Religion und Sitte verhöhnte und sein ganzes Autorleben einer Rakete glich, die kurze Zeit leuchtet und desto länger stinkt; dass heute seine besten Dramen *ad modum Minellii* bei fremden Völkern

als Schulbuch benutzt werden, dass man Racines Vers seinem vorzieht, dass höchstens sein Mahomet in der Fastenzeit Athalie und Polyeucte ablöst; dass er Corneille eine „Schandseule“ setzte, Rousseau verfolgte und sich an Shakespeare „ganz erbärmlich versündigte“; dass er wahrscheinlich zuletzt kindisch und von den Schauspielern durch eine scheinbare Feier verspottet wurde bei der Aufführung seines letzten Stückes, dessen Name sogar verloren — „Ists möglich Irene! dich theure Irene zu vergessen!“ eilig schreibt er den Titel für einen etwaigen „künftigen Salmasius“ hinzu — über den verfrühten Treibhauslorbeer „ganz aus dem Häuschen kam und mit einem faden *bon mot* seinen ausgedörrten Geist ausbliess“. Und ein fürchterliches Postscriptum besagt, dass für den nächsten Reichstag Voltaires sämmtliche Werke gar als *Esprit de Voltaire* zu zwei Duodezbändchen zusammenschrumpfen sollen, deren erstes zur Schande des achtzehnten Jahrhunderts sein „Meisterstück“ über die Toleranz, deren zweites durch die unglaubliche Bemühung eines Abbé R** alles gute und neue seiner vierzig Bände enthalten soll.

Das ist zu viel. Er sinkt zu Boden und murmelt dumpf sein *Ah Dieux! Vous voulez donc me fair mour . . . . ir . .* „So lang aber noch zweifelhaft ist, ob dieses ein seiner würdiges *bon mot* genennt werden kan, bleibts auch noch unentschieden, ob er würklich schon todt oder — noch sterbend ist“. Und die Nachschrift warnt zur Nutzanwendung Dichter, Schauspieler und Publikum vor solchen Krönungen.

Voltaire selbst wusste im Hinblick auf die lange Reihe seiner Werke gar wol, dass er mit so viel Gepäck nicht in die Ewigkeit reisen könne, aber diese Erleichterung ist doch zu stark. So sehr wir uns jetzt trefflicher vollständiger Ausgaben und darstellender Studien erfreuen und je immenser der historischen Betrachtung Voltaires Bedeutung für den Geist des vorigen Jahrhunderts aufgeht, werden wir doch der Farce trotz ihrer schlechten Prophezeiung und manchen Cynismen eine, wenn auch nicht, wie Lobredner wollen, aristophanische, aber doch wahrhaft witzige Anlage und Durchführung nicht absprechen.

Das „Aus dem Französischen“ ist natürlich nur Schein. Möglich, dass Wagner den allgemeinsten Grundgedanken aus dem berühmten, auch von Weisse verdeutschten „Traum aller Träume“, Merciers *L'an* 2440 bekommen hat. Die Idee der Reichstage vielleicht von Klopstock.

1875, im Jahre seines fingirten *Dictionnaire raisonné*, habe ich zuerst versucht, ein Urtheil über Wagners Bedeutung zu fällen. Wäre die Nachwelt so streng, wie er sie es gegen Voltaire sein lässt, wer sollte heute von ihm auch nur den Namen wissen? Sie darf Lob und Tadel dahin zusammenfassen: Wagner war eines von den forcierten Talenten, kräftig beanlagt und im Derben, Volksmässigen oft überraschend tüchtig, aber ungeschlacht, roh, geschmacklos und sich selbst durch gezwungenes Geniethum wie durch Zersplitterung feind, mehr höhnisch, als witzig, doch unläugbar zur Satire und zum bürgerlichen Drama berufen, während ihm andere Gattungen jeden Erfolg versagten; ein Strebender. Seien auch wir gegen diesen Strebenden gerecht.

Anmerkungen.

1) Goethe in DuW. und Loepers Anm. s. den Text. — Tieck kannte „Prometheus“ und „Kindermörderinn“ Lenzvorrede LXXII. — Scharfe Urtheile über die „Kinderm.“ Horn „Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen“ 3, 302 f. Gervinus 4, 656. Koberstein. Kurz. Stoeber „Der Actuar Salzmann“ S. 31 (vgl. u.). Appell S. 183 ff. 220 f. Düntzer s. Text. Goedeke Grdr. S. 665 f. und die Nachträge S. 1169 f. Maltzahn D. Bücherschatz S. 495 f. Am eingehendsten bisher Hettner „Goethe und Schiller“ 1, 267 ff. — S. auch Götz „Geliebte Schatten“.

Als ergetzliches Curiosum diene, dass Rector Reckewerd (Dortmunder Programm 1875, das „die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen gebührend berücksichtigt“) zwischen Lenz und Klinger den „strebsamen Hans Wagener († 1784)“ nennt.

2) Vgl. meine Bemerkungen Anz. 3, 198. 4, 222 und „Lenz und Klinger“ S. 85 ff. Vgl. noch die contrastierenden Karl und Fritz in Sprickmanns „Schmuck“, Karl und Ferdinand in Gemmingens „deutschem Hausvater“.

3) Nur einiges: Lenzens „Hofmeister“ fast allgemein als von Goethe: Schubart D. Chr. 1774 Augustbeilage 4 ff. Schirachs Magazin III 2, 193, Wittenbergs Postreuter u. s. w. R. Boie (Im n. Reich 1875. 1, 250 ff.), Voss (Briefe 1, 269. 252 vgl. 186, ebenso durcheinander Bürger Strodtmann 1, 218, Boie ibid 219). — „Die Freunde machen den Philosophen“ wurde in den Messkatalogen Goethe zugeschrieben. Ihm auch die „Anmerkungen übers Theater“ sammt „*Amor vincit omnia*“ (A. d. d. M. 1775, 11) vgl. D Merkur 8, 281). Lenz an Herder (1, 241): „es ist mir Last der Verzweiflung wenn man meine „Wolken“ Goethen auf den Rücken schieben wollte.“ Albertine von Grün: „Geschichte Karl Ferdiners“ von Goethe (Schwartz S. 141), wol wegen einer äusserlichen Aehnlichkeit mit der „Stella“. Schubart: Klingers „Otto“ von Goethe (Strauss 1, 321). Gleim an Heinse (1, 236) Klingers „neue Arria“ von Goethe, dagegen entsetzt Heinse 1, 238. Karl Lessing (13, 555): dieselbe von Lenz. Klingers „leidendes Weib“: „in der Göthisch-Lenzischen Manier abgefasst“ (A. d. d. M. 1776, 35); als von Lenz Schubart (1, 322), Eschenburg in seiner Rec. des Hahnschen „Adelsberg“ in der A. d. B., Tieck Lenzausgabe 1, CXXII u. S. 151 ff. u. s. w.

Wagners „Reue nach der That“: von Lenz Schlegel brieflich, von Goethe (?) Hamb. unpart. Correspondent s. u. „Die Kindermörderinn“: von Lenz Karl und G. E. Lessing (s. u.), als „von Lenz“ gedruckt in den Münchener Schauspielen (s. u.); Berl. litt. Wochenblatt 1777, 500: (Sprickmanns) „Ida“ sei „so grässlich wie Klingers Kindermörderinn.“

Ueber Klingers „Zwillinge" urtheilten die Richter anfangs, das Stück sei „von Hrn. Göthe oder einem seiner Freunde". Richtig dagegen über die Lenzschen „Soldaten" sogleich Erfurter gel. Ztg. 1776, 402 ff.

4) Die Genealogie genau in dem von Dr. Mühl gefundenen „Leichensermon" Anthings auf den Urgrossvater: „Der rechte Gott-Gefällige Jacobit", S. 30 ff. „Ehrengedächtnuss". Fast sämmtliche Wagner haben Gedichte beigesteuert, auch Heinrich Leopolds Grossvater.

Im Taufbuch der neuen Kirche *(temple neuf)* 1757: „Sonntag d. 19. Febr. zwischen 4 und 5 uhr ist Hrn. Heinrich Leopold Wagners Handelsm. u. B. allhier Ehl. Haussfr. *Catharine Salome* geb. Steinbachin eines söhnl. genessen, so Montag darauf getauft und Heinrich Leopold genennet worden. *Patr.* Hr. Joh. Friederich Keller Vornehmer B. und *Banquier* allhier, H. Johann Danjel Bauch Handelsmann u. B. allhier u. Fr. *Salome* geb. Barthin, Hrn. Johann Philipp Grauel *Medic. Doct.* u. *Physic. Prof. P. O.* auch jetztmahligen *Magnifici* Eheliebste."

5) Olla Potrida 1778, 1 ff. (vgl. Düntzer Frauenbilder S. 378).

6) Die wichtigsten Daten der Matrikel findet man in meinem „Goethe und *O-ferul*" Im n. Reich 1877 Nr. 47.

7) Vgl. meinen Aufsatz „Friederike Brion" Im n. Reich 1877 II, 451 f. Näheres später.

8) Vgl. Lucius „Friederike von Sessenheim" 1877 S. 174.

9) „Chronologisches Spiel, zum Gebrauch der Jugend, entworfen von Heinrich Leopold Wagner. Bey den Eichenbergischen Erben 1774" (8 kr.). Vgl. Frkf. g. Anz. 1774, 735. Ein Bogen zum Würfeln. Beigegeben „ein Brief an Hn. Hofrath Pfeffel in Kolmar die nöthigsten Erläuterungen und Regeln dieses Spiels enthaltend."

10) „Der Sudelkoch", ohne Kenntnis der Verfasserschaft erwähnt von Appell S. 224 Goedeke 879 (auch eine Farce „Der Sudelkoch, oder Peter Krapfel" Wien 1776). — Goethes „Der unverschämte Gast" zuerst im Wandsb. Bothen 1774 Nr. 39 vom 9. März.

11) Miller an Kayser 28 VIII, 24 IX, 16 X 75 in den von Burkhardt ed. „Briefen aus der Sturm und Drangzeit" Grenzboten 1870 IV, 421 ff. Vgl. Holtei Dreihundert Briefe I 2, 180. In Millers Nachlass nichts von Wagner (Redlich). Die Briefe der Familie Klinger N. 373.

12) *Q. D. B V. Dissertatio Inauguralis. Historico Juridica De Aurea Bulla non solorum electorum sed omnium statuum consensu condita, quam Deo solo praeside ex honorifico illustris facultatis juridicae decreto in alma argentoratensium universitate pro licentia summos in utroque jure honores et privilegia doctoralia rite consequendi solemni eruditorum examini ad diem XXVIII. Aug. submittit auctor Henricus Leopold. Wagner Argentinensis. MDCCLXXVI.*

H. L. Q. C. — Argentorati ex prelo Jonæ Lorenzii, Typographi. 20 S. 4⁰. (19 f. *corollaria*). So genau nach Weissteins Exemplar. Ungenau der Titel F. g. A. 1776, 583. Wagner citiert das auch von Goethe her bekannte Werk Datts *De pace publica* und rühmt den *J. D. ab Olenschlager patriae suae decus, ultimis quondam adhuc venerandus abnepotibus.*

13) Louis François Elisabeth Ramond de Carbonnières 4. Januar 1755—14. Mai 1827. Ich kenne von ihm 1. *Les amours malheureux d'un Vendéen à Strasbourg* 32 S. 8⁰ *o. J. o. O.*, ein abgerissener kleiner Liebesroman in Briefen, bei dem gewiss Goethes Werther und, wie mir scheint, entfernt Lenzens Strassburger Liebeswirren vorschwebten. Klagebriefe an einen Freund wechseln mit beigelegten Schreiben der *Charlotte Kr**z*, welche den Unglücklichen am Narrenseil führt. Sentimental, pessimistisch, monoton. 2. *Les dernières aventures du jeune d'Olban; fragment des amours alsaciennes* 104 S. *Yverdon* 1777 mit der Zueignung *À mon-*

sieur Lenz. Ein Trauerspiel in drei *journées*, dazwischen düstere, leidenschaftliche Dithyramben: Liebesgram in Ruinen, Naturschwärmerei, Phantastik. Das Stück spielt 1695 in elsässischen Burgen; ein kurzes Nachspiel 1775 (also 1775 verfasst). Ramond scheint eine Art Trilogie vorgehabt zu haben. Am 21. December 1775 theilt „Herr Ramond, ein Fremder aus Colmar“ ein Drama *Les malheurs de l'amour* mit, das „sowohl in Ansehung des Planes als der Ausführung das Gepräge des originellsten und hoffnungsvollsten Genies“ trug, wie Lenz bemerkt. Am 25. Jan. 76 liest Matthieu „ein Drama seines Freundes Ramonds, das dem bereits verlesenen zur Einleitung diente“; am 8. Febr. wird es nochmals vorgetragen „um es dem kühleren Urtheil der Herrn auszusetzen“. Den 22. August las „Herr Ramond von Colmar sein französisches Drama vor „Der Duell“ betitelt, welches ein Zwischenstück eines grösseren Werks ist, das den Namen *Amours alsaciennes* führt“. Der *Olban* ist jedenfalls der Schluss; seine Voraussetzung bildet *un duel malheureux* (S. 39 u. s. w.) also: *Amours alsaciennes* 1. Titel unbekannt (nicht erhalten) 2. *Le duel* (desgl.) 3. *Les dernières aventures = les malheurs de l'amour.* Eine durchaus überspannte Liebestragödie unter dem Einflusse von Lenz (und Klinger?). Religionsunterschiede spielen mit, wie in Ramonds Liebesleben. Sinval, der *étranger au monde*, der Mann der *extrême sensibilité* und der Verzweiflung steht zwischen Birks Pflegetochter Lali, die ihn liebt, und zwischen Birks Nichte Nina, die er anbetet. Das Duell hat sie geschieden; sie hat unterdessen seinen Freund geheiratet. Selbstmord endet das verworrene Stück, das nur in einzelnen Stellen durch seine leidenschaftliche poetische Prosa oder Naturgemälde anziehen kann. Ramond ist Romantiker; er schwärmt für *ce bon vieux temps romanesque*, für *la belle Magélone*, für Petrarka. Die Liebe ist die grosse Naturreligion. Zu den überspannten Liebenden Lali, Nina und Sinval dem „Zerrissenen“ tritt der Musikus Solfa *(fa sol?)*, der in musikalischem und katholischem Fanatismus und in Proselytenmacherei aufgeht, sowie ein sehr verschwommen gehaltener *missionaire*, der in seiner Zelle einmal inbrünstig Lalis Liebesgunst erobern will. Die erträglichste Figur ist der alte Birk, aus demselben Holze geschnitzt, wie Lenzens Major oder die Väter Klingers: bärbeissig gemüthlich, rauh und zärtlich, der Empfindsamkeit abhold; er spricht nur ruckweise in kurzen Sätzen, flucht viel; war Schiffskapitän. Die Technik sehr frei. Die kurze *Préface: Voici les erreurs, les infortunes des coeurs sensibles, lis, âme froide, et condamne.* Kayser sollte das Schauspiel in der Schweiz drucken lassen (vgl. an Roederer 20. Januar 76). Deutsch erschien es in der Olla Potrida 1778 S. 10 ff. als „dramatischer Aufsatz“: „Die letzten Tage des jungen Olban“ mit dem sonderbaren Zusatz „Nach Dorat von H. Ungedruckt“ (durch Wagner?). Einiges ist gekürzt, Nachspiel und Gedichte entfallen. Neue Ausgabe durch Nodier 1829. — 3. *Elégies* Yverdon 1778 90 S. Einer Elsässerin Sophie in einem wehmüthigen Vorwort gewidmet. 20 Elegien in zwei Theilen. Motti aus Tibull, Petrarka, Shakespeare *(Hang there, my verse, in witness of my love)*. Einiges aus dem Olban wiederholt. Auch sie verworren leidenschaftlich, sinnlich, voll langer Naturschilderungen. Am 5. Sept. 76 gab er der Gesellschaft das kleine Gedicht *à Mdlle avec une Traduction de l'Ecclésiaste* zum besten. Auch Prosahymnen, Heroiden (Sappho an Phaon). — 4. (Nicht erhalten die am 27. Sept. 76 vorgetragene Erzählung *le Pié de né*). — 5. *La guerre d'Alsace pendant le grand schisme d'occident terminée par la mort du vaillant comte Hugues surnommé le Soldat de Saint Pierre. Drame historique* Basel 1780 285 S. Die Widmung an *J*** M**** deutet Herr stud. Heymach, der in unserem Seminar über das Stück gesprochen hat, glücklich auf Matthieu. Zwei Stiche sind beigegeben. Für die Berechtigung der Gattung beruft er sich auf (S. XXI)

auf seine unerreichbaren Vorbilder, die politischen Tragödien Bodmers (!), den *François II* von Hénault, die Historien Shakespeares und den *Godefroy à la main de fer de Goethe;* als zweites Moment sind seine von Schöpflin abhängigen historischen Studien anzusehen. Deshalb auch die unausstehlichen geschichtlichen und topographischen Excurse in und unter dem Text. Ich bemerke nur weniges. Ramond gibt ein Gemälde aus dem deutschen Ritterthum ohne historisches Colorit. Zeit: die elsässischen Kämpfe 1089. Ort: Egisheim *(Exem)* und andere Burgen bei Colmar (Ramonds Wohnort), Strassburg. Fünf Acte. Ganz in der freien Historienform des Götz. Zwei Lager: Hugo, seine tapfere Gattin Bertha, seine empfindsamere, im Kloster erzogene Schwester Ottilie — das bischöfliche, darin Adalbert, der seit einer Gefangenschaft Ottilien liebt. Später wieder eingekerkert von seinem wilden Nebenbuhler Waldemar (vgl. Klingers „Otto"?), krank, befreit, von Ottilie gepflegt. Das stimmt zum Götz; *ce jeune efféminé* nennt ihn Waldemar. Hugo ist nur der Situation nach mit Götz zu vergleichen. (Rechtsstreiter; Verrath auf der bischöflichen Seite). An Georg erinnert der junge Lambert. In der ersten Scene beobachten zwei Krieger von einem Hügel den wogenden Kampf und berichten (vgl. DjG 2, 320). Act 1. Bei Hugo: erst Kampfscene, dann Frauenscene — Act 2 im bischöflichen Palais zu Strassburg, eine langweilige Berathung. Interessant ist mir die discrete Andeutung einer Adelheid hinter der Scene S. 172 *L'évêque: J'ai besoin de dissipation .... il faut qu'on m'amène la belle Hedwige & qu'elle apporte son luth* vgl. S. 223. Ramond operiert mit Massen, er versucht eine differenzierende Characteristik für Hugos Leute: die wackeren Lamberts, der treue Eric, der Mordbrenner Hermann, der schroffe Waldemar, der ebenso rebellische Bertholf. Menge von Kampfscenen. Niederes Volk: Adalbert bei und mit Bauern. Zechende Soldaten. Goethes Metzler und Genossen sind ersetzt durch den aufrührerischen Colmarer Fleischer Max und seinen Haufen, den Ramond recht glücklich grotesk-komisch nach dem Muster von Shakespeares Hans Cade gezeichnet hat, vgl. S. 173 ff. An Götz erinnert wieder, dass die Ritter Bertholf und Waldemar mit diesem Pöbel in Verbindung treten. Auf Shakespeare möchte ich ausser solchen Kampf- und Volksscenen die Vorliebe für nächtliche Scenen, die schwachen Geistererscheinungen im 3. und 5. Act, den *Waldemar égaré* (S. 277), die kurzen Gespräche mit Schildwachen zurückführen. Sehr wenig lebendiges und wirksames; eine Art dramatisierter Chronik. Deutsch: „Hugo der Siebente, Graf von Egisheim. Ein historisches Drama aus dem Französischen" Regensburg 1781 (bey Montag); für die Aufführung sollte „die noch zu moderne Sprache in die Sprache des damaligen Zeitalters (!)" geändert werden. Verfasst ist *La guerre d'Alsace* im Winter 1776 auf 77; am 9. Januar 77 las er „die drey ersten Akte seines elsässischen Trauerspiels *le comte d'Egisheim* vor."

Mit Unrecht habe ich Ramond früher den kleinen anonymen Roman *Les infortunes du jeune chevalier de la Lande mort à Lausanne le* 1. *Février* 1778 *o. O.* 1781 112 S. zugeschrieben. Maltzahn besitzt ihn. Der Verfasser ist vielmehr der Basler Prediger Bridel. Das matte Werk in Briefen an einen Freund schildert das Verkommen des jungen Lalande im soldatischen Luderleben. Dabei hat er *un coeur si sensible.* Das Werk gehört auch in das Capitel „Werther im Ausland". An Werther (und an Rousseau) wörtliche Anklänge. Auch der Wechsel der Naturempfindung. S. 89 f. wird Lavater als Physiognom geschildert. Der Verf. kannte wol Lenz und Ramond, sonst könnte er nicht S. 93 sagen *souvenez-vous de Lents, cet amant enthousiaste de la nature, qui voyant pour la première fois les cataractes du Rhin, se jetta à genoux, transporté de ce tableau singulier. n'oubliez point non plus Werther, amoureux comme vous d'une*

personne trop aimable pour son repos: le premier devint fou, & le second se cassa la tête. Die Scene am Rheinfall, wo Lenz ruft „Das ist eine Wasserhölle!“ (*voilà un enfer d'eau*) hat Ramond, der Zeuge, erst 1782 beschrieben (N 384). Vgl. Fritz Stolberg (Janssen 1, 273), Briefe von Friedrich Matthisson S. 72. — Lalande liebt wie Lenz unglücklich eine reiche, vornehme Dame (der Name Henriette!), fort, unstet, elend zurück.

Briefe Ramonds an Lenz hat Sivers im Verschluss. In die Salzmannsche Gesellschaft ist Ramond erst Ende 1775 als „Fremder“ gekommen. Daher irrt z. B. Urlichs „Deutsche Rundschau“ 1877 Mai S. 256. Goethe kann er nur ganz flüchtig gesehen haben; wann und wo weiss ich nicht. Dass er ihn persönlich kannte, beweist ein Brief Wilhelms von Humboldt an Goethe (S. 142). Vielleicht kam er den Strassburgern durch Pfeffel näher.

Ramond als Dramatiker ist mit Recht längst vergessen. Er lebt fort als Naturforscher und Staatsmann, als die „gelehrte Gemse“, welche die Schweizer Alpen und die Pyrenäen geologisch erforscht hat, als der grosse Redner der französischen Nationalversammlung. Er ist Poet in seinen Reisewerken als Schilderer des Hochgebirges und des Lebens seiner Bewohner, geschult an Rousseau. Er ist der Entdecker der Pyrenäenlandschaft. 1782 bearbeitet und bereichert er die Coxeschen *Travels* in *Switzerland* als *Lettres de m. William Coxe* (Goethe an Frau v. Stein 2, 195). *Observations faites dans les Pyrénées* 1789 2. (Deutsch 1789 unter seiner Aufsicht.) *Voyage au mont perdu* 1801. Vgl. St. Beuve, *Ramond le peintre des Pyrénées.* Causeries du lundi X, 362 ff. Friedländer Ueber die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur S. 25 ff. — *Eloge* par Cuvier in den Mem. de l'ac. des sciences IX.

1824 hörte L. Spach den einstigen Genossen des wilden deutschen Shakespearecultus in einem Pariser Salon den ersten Act des Hamlet exponieren (vgl. die treffliche Skizze Oeuvres chois. 5, 129 ff.).

14) Zöppritz Aus F. H. Jacobis Nachlass 2, 317. Vgl. Briefe v. u. a. Merck S. 49.

15) Ich habe vergebens eine grosse Anzahl von Werken der Heitzschen Bibliothek zu Strassburg durchstöbert. Die Handschrift *L'Alsace littéraire Extraits de Quérard* oder *Arnold*, *Notice littéraire et historique sur les poètes alsaciens* bietet gar nichts. Ja auch Isaak Haffner (1751—1831), selbst Mitglied der Salzmannschen Societät, hat in seinem Heft *Mémoire sur l'histoire littéraire de l'Alsace* kein Wort über die Bewegung der 70er Jahre. In dieser sehr flüchtigen Skizze werden von neueren überhaupt nur v. Nicolay und Pfeffel *(qui est par son âge en quelque sorte le doyen des poètes allemands)* genannt. Anders Haffner in seiner acad. Antrittsrede und Fritz in der Grabrede auf Salzmann (s. meine „Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur im Elsass“ 2 Archiv 1878/79). Zu Haffner einiges in Stoebers J. G. Röderer S. 132 ff., Spach Strassb. Ztg. 1878.

16) Interessant ist sein Reisejournal aus den siebziger Jahren, von welchem Fritz im 1. Bande seines „Leben Blessigs“ Auszüge mittheilt. Wir finden viel über Zollikofer, Semler, Spalding, Sack, Reitz, über Mendelssohn, Diderot. Im Herbste 1774 besuchte er Goethe, bei dem gerade Basedow verweilte, in Frankfurt. Ueber Lavater (Leben I, 142 f. II 98 ff.) und Jung spricht er warm, aber mit Kritik, die ihn jedoch nicht hindert, den überschwänglichen Ausruf zu thun (I, 94): „Ich weiss nicht, ob ein Händedruck und Kuss Lavaters oder einer Braut süsser ist.“ In Düsseldorf verkehrte Blessig mit Jacobi, von dem er sagt: er fühle tief, sei sehr höflich, aber etwas stumm. I, 58 über Heinse: „Ein junger Mann voll Talent, ein geborener Dichter, dessen Morgenröthe nach Wielands und Jacobis Urtheil einen herrlichen Mittag verkündigt.“

Vgl. meine kleinen Mittheilungen Im n. Reich 1874 II, 1012. Auch Mühl Strassb. Zeitung 1875, 7. Nov. — Für die Strassburger Gesellschaft, Salzmann, Türckheim, Blessig u. s. w. ist noch auf den interessanten Bericht Zoegas (Welcker 1, 145) zu verweisen, dessen Jugendbriefe kein Litterarhistoriker ungelesen lassen darf.

17) Von elsässischen, speciell Strassburger Wochenschriften aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kenne ich folgende. 1. Der Sammler (1760—1761) zeigt engen Anschluss an die englischen Muster, wie er auch sehr viel Uebersetzungen aus dem Englischen bringt. Von Interesse sind die Artikel über Goldonis Pamela (II, 9 ff., 43 ff., 76 ff.) und besonders der eingehende Bericht über die Ackermannsche Truppe (II, 97 ff.). 2. Der Bürgerfreund (Strassburg, bei Stein) 1776 von Blessig im Vereine mit Salzmann begründet. Die Wochenschrift soll lokal sein, streng elsässisch. Deshalb viel über Strassburg, das Münster, Landesgeschichte, heimatliche Landschaften, den Pfeifertag, Bevölkerungsstatistik u. dergl. Der Ton ist manchmal etwas hausbacken. Ein Mitarbeiter übersetzt Theokrits Adoniazusen „in Strassburgische Mundart"; ein anderer Terenzens Heautontimorumenos. Salzmann schreibt über Strassburger Kinderzucht (I, 457 ff., 553 ff.). Man bemerkt ein reges Interesse an den elsässischen Humanisten, an Geiler und Brant. Aus dem Narrenschiff werden Auszüge mitgetheilt. Wir finden „Beyträge zu einem elsässisch-deutschen Wörterbuch". Oberlin berichtet über das mittägliche Frankreich, seine Bibliotheken u. s. w., über französische Patois. Blessig beschreibt die Enthüllung des Standbilds des Marschalls von Sachsen. Gut ist die Satire „Kinderprobe der alten Deutschen" (I, 361 ff.). Daneben fehlt es nicht an kleinen ethnographischen Aufsätzen, Rathschlägen fürs Haus etc. Auf französische Litteratur ist wenig Bezug genommen, dagegen werden Stücke von Pfeffel, Lavater, Engel, Stolberg (An die Natur) neu abgedruckt. Das Sinngedicht „An den Schlaf", den Gothaischen gel. Ztgen entnommen (1775, 543 acht wetteifernde Uebertragungen, vgl. 1774 St. 84), ist eine der vielen Uebersetzungen des schönen Meibomschen Epigrammes *Somne levis* u. s. w., über die R. Köhler einmal berichten will. Salzmann giebt einen langen Auszug aus Lenzens Soldaten (s. u.). Eine Probe aus Goldsmiths Landprediger wird vorgelegt; auch eine Uebersetzung der Abschiedsrede des Cyrus aus dem Xenophon. An Gedichten ist kein Mangel, wol aber an guten. Lenz hat beigesteuert (s. u.); M. (Meyer?) sendet aus Wien das „Lied eines ungarischen Grafen" (II, 318 ff.) Schönfeld verdient nach dem Gedicht II, 14 ff. das Beiwort „launig" nicht, das ihm Stoeber zuertheilt. Sehr schwach sind zwei kleine Schäferspiele. Ein anderer Reimschmied unterzeichnet „der Kranke". Noch nennen sich Kamm (Lenzens Menalk!) und Luce. Michaelis, der Sohn des Göttinger Gelehrten, hat ein Lied „An Nerinen Zum neuen Jahre" geliefert (I, 15). Süsslich empfindsam, aber durchgebildeter sind die poetischen Beiträge von J** (I, 470 ff. An das Elsass von einem Berg herab II, 151 Lied des einsamen Jünglings 153 An den Mond). Höher muss auch eine Ode von M. S. K. gestellt werden „Ein Allmosen für die Herausgeber des Bürgerfreunds. Die Natur" (II, 382 f.). Auffallend ist, dass Goethe seinen Salzmann gar nicht unterstützte. — Aus dem Unternehmen spricht wackerer deutscher Sinn. Vgl. Lenz 2, 330. Gieng eben deshalb der „Bürgerfreund" schon am Schlusse seines zweiten Jahrganges (1777) ein? — 3. Der Elsässische Patriot (Strassburg und Colmar 1776 und 1777) bietet wenig bemerkenswerthes. Im 1. Quartal steht ein Aufsatz „Leucate" über Sappho, wo der Schreiber zum Schlusse den „Verfasser des Hofmeister, der die Sprache der Leidenschaft so sehr in seiner Gewalt hat" auffordert, den Tod der Sappho in einem „tragischen Singstück"

zu bearbeiten. Im 2. Bande lesen wir „Etwas von unseren alten Vorfahren“, die ihre Nachkommen „an innerer Stärke der Seele, an Liebe zur Tugend, an Hass und Abscheu vor dem Laster übertreffen“. Zum Beleg wird das „altteutsche heimliche Gericht“ vorgeführt, aber nicht in historischer Darstellung, sondern in der Vehmgerichtsscene aus Götz von Berlichingen. Man glaube aber deshalb nicht, dass Goethes Drama im Elsass sehr bekannt gewesen sei, im Gegentheil heisst es hier: „Unsre Beschreibung ist aus dem vortreflichen Götz v. Berlichingen genommen, einem Büchlein, das, ohnerachtet es in so manchem Betrachte ein wunderbares Meisterstück ist, doch den meisten von unsern Lesern, noch unbekannt seyn wird.“ Lerse? 4. Strassburgische Gelehrte und Kunstnachrichten 1782 ff. von den Professoren der Universität herausgegeben, in Art der Jenaer, Erfurter, Altdorfer u. s. w. gel. Zeitungen. Vgl. meine Mittheilungen Archiv 5, 485 f. 5. Magazin fürs Frauenzimmer (in Kehl gedruckt, die achtziger Jahre hindurch) mit Beiträgen von Sophie La Roche, deren Schriften im Elsass sehr geschätzt worden zu sein scheinen. 6. Der Lieferant „Gedruckt zu Strassburg über Rhein Wo auch noch deutsche Leser seyn“ 1785; ganz unbedeutend.

18) Mittheilung Kriegks aus dem officiellen „Todtenbuch“ (dem Register der Begräbnistage): „12. Mai 1778 Frau Theodora Magdalena Wagnern, Hrn. Heinr. Leop. Wagner, *I. U. L.*, *Advoc. ord.* und Burgers dahier, Ehe-Consortin geb. Friesz, *bapt.* 21. Decemb. 1729, *cop.* 18. Januar 1763, *vidua* 15. Mai 1774, *cop.* 7. Octob. 1776.“

19) 19 XII 77 u. s. w. Archiv 3, 111.

20) Die Confusion gegen Meusels u. s. w. richtige Angabe entstand durch Stoeber „Der Actuar Salzmann“ S. 31. Der hier abgedruckte Brief eines Wagner (Mainz 27 XII 83) ist aber schon der Schrift nach weder von Heinrich Leopold, noch, wie Stoeber jetzt will (J. G. Röderer S. 54), von Henrich. — Im „Todtenbuch“ steht „6. März 1779 Wagner, Hr. Heinr. Leopold, *J. U. L.*, *Advoc. ordin.* wie auch Burger dahier, alt 32 Jahr 6 Mon., *bapt.* zu Strassburg, *cop.* 7. Oktob. 1776, *viduus* 12. Mai 1778.“ F. g. A. 1779, 184 (16 — 19. März): „Herr Heinrich Leopold Wagner, *J. U. L.* gebürtig aus Strassburg, Verfasser des Prometheus, Deucalion und seiner Recensenten etc. ist im 33ten Jahre seines Lebens am 4ten März dahier in Frankfurt gestorben. *Sit illi levis terra.*“ Und im Register S. 10 „Wagner, der Prometheusist stirbt!“ — Auch Erfurt. gel. Ztg. 1 IV 79 (daraus Berl. Litt. u. Th. Ztg. 8 v), A. d. d. M. 1780 unter „Todesfälle“ u. s. w. Falsch das Datum „13. Merz“ Schwäb. Magazin 1779, 198.

21) Ungedrucktes aus Boies Nachlass s. Beilage II, wo auch andere Proben, und aus Rings Nachlass. Ring besass nach seinem Bücherverzeichnis handschriftlich das „Kinderpastorale“ (Bürgerfreund 2, 154—160, neu veröffentlicht durch den Grafen Yorck Archiv 4, 393 ff.) und „Wagners Beweiss dass die Kinder von jeher Klüger sind als d. Elt. Romanze“ (verloren). Auch das folgende trägt er als von Wagner ein und sichert damit die Autorschaft; „Apolls des ersten Bänkelsängers Leben und Thaten auf dieser Welt nebst seiner letzten Willens-Ordnung allen seinen unächten Söhnen die nichts von ihm erhalten haben, zum Aergerniss, dem Herrn, Herrn David Friedrich Döllin *Med. Lt.* bey seiner Abreise von Strassburg, zur nöthigen Einsicht kund gemacht und übergeben von einigen seiner zärtlichen Freunde. Strassburg bei Jonas Lorenz, Buchdrucker. Mit Hoher Approbation.“ O. J., ohne Pagination (10 S. 8°, davon 6 S. Text, 11 Strophen). — Das Saarbrücker Wochenblatt war nicht aufzutreiben. — „Phaeton“ s. Goedeke S. 665, als erster Versuch registriert A. d. d. M. 1775, 66. — Im A. d. d. M.: 1774, 221 — 223 „Neujahrswunsch“ (vorher im Saarbr. Wochenbl.); 1775, 7—11 „Die verbotenen Verwandlungen. Eine Romanze

gesungen am Neujahrstage"; 1776, 153 f. „Ernestinchens Empfindungen" und „An den Mond" (vgl. Hamb. unp. Correspondent 1775, 189). — Das letzte bei Kayser a. a. O. S. 18, S. 16 „Ein Abschiedsliedchen". — Bürgerfreund 1, 260 „Die vergebliche Warnung. Ein Lied", 342 f. „Bitte an die Vorsicht, 390 ff. „Lob der Freundschaft" („Jetzt seh ich trunken vom Affekt In unsern Zirkel hin, Durch Streitigkeiten nie beflekt, Wo Freund für Freunde glühn"). — Berliner Litteratur- und Theaterzeitung 1, 322 f. „An Thaliens jüngste Schülerin, Lotte Grosmann auf ihren zweyten Geburtstag den 9. September 1777" (Archiv 6, 524).

22) Die groben Ausfälle rühren gewiss von H. L. Wagner her. F. g. A. 1774, 254 f. über die „vermischten Gedichte" Henrichs. Das „armselige lateinische Büchelchen" mit Klotzens Vorr. sind die *Horati Flacci carmina collatione scriptorum Graecorum illustrata praefatus est Christ. Adolphus Klotzius* (1770). Er münzt auf ihn das unflätige Sinngedicht „Claus Till" aus dem Wandsbecker Bothen (Claudius gegen Wittenberg, vgl. Redlich Die poet. Beiträge S. 41). — S. 424 über die „Lieder für die Söhne der Dummheit", schliessend: „Wenn der gute Mensch Witz hätte so brächte ihn sein Talent ins Zuchthaus: bey Ermangelung dessen ist er auf dem Wege ins Kloster Hayne, ins Tollhaus!" Dagegen im Anhang (nach S. 578) eine lange Erklärung Henrichs mit höhnischen Fussnoten der Redaction, oder wol des Recensenten.

Vor einer Verwechselung warnt auch die Erf. gel. Ztg. 1777, 239.

23) Die „Confiskablen Erzählungen" wurden sehr ungünstig beurtheilt z. B. in Schirachs Magazin IV 1, 260 f. Neuer gel. Mercurius 75 (Altona), 71 f. („Wisch" u. s. w. „Alles ist äusserst elend; und noch dazu spottet der armselige Tropf, dem die Natur alle Gaben versagt hat, über Religion und Tugend"). Allg. d. Bibl. 30, 252 (Biester) und in den „krit. Nachrichten" des Deutschen Merkur 8, 197: „Nicht durch Scherz zu unterrichten, welches der Zweck der komischen Erzählungen [Wieland!] war, sondern einige gesellschaftliche Obscönitäten und Raillerien in Reime, oft sehr weitschweifige und matte Reime zu bringen, scheint die Absicht des Urhebers von gewissen konfiskablen Erzählungen gewesen zu sein". Wusste Schmid nicht, dass Wagner der Verfasser war? Doch hat vielleicht Wieland diese Stelle eingeschoben. (Wagner verhöhnt die Nachrichten im Prometheus). A. d. d. M. 75, 76. Nichtssagend günstig F. g A. 74, 569, wo offen nur die Schreibung „Confiskable" statt „Konfiskable" verwiesen wird.

24) Die Zahl der Separatausgaben ist nicht so bedeutend, als man wol meint, da nach S. Hirzel und Maltzahn die Namen der vermeintlichen Druckorte Berlin (Nicolai), Göttingen, Weimar (Wieland) Hamburg (Correspondent u. s. w.), Düsseldorf (Jacobi, Heinse), Leipzig (Weygand) nur mit der Handpresse auf das Titelblatt des Frankfurter Druckes (28 S.) gesetzt sind. — Flögel hat einen Nachdruck benutzt, wo statt „Recensenten" „Reisegefährten" zu lesen war. — Ich besitze eine Freystadter Ausgabe ohne Holzschnitte im Text (16 S.): auf dem Titelblatte der schwebende geflügelte Merkur, in der Linken den Caduceus, in der Rechten ein entrolltes grosses leeres Blatt.

Maltzahn fand in einem Exemplar von einem Zeitgenossen die Masken gedeutet (Gans und Esel fehlen, die Frösche werden fälschlich auf die Kieler Zeitung bezogen) mit dem Zusatze: „Der Verf. ist Heinrich Leopold Wagner, Hofmeister bei H. v. Günderode in Saarbrück".

In „Rheinischer Most. Erster Herbst" 1775 (s. Goedeke S. 884, Hirzels Neuestes Verzeichnis S. 14) steht der Prometheus an 5. Stelle, zwischen Mercks Rhapsodie und Lenzens gegen Wieland gerichteter Ekloge „Menalk und Mopsus". Die Erfurter gel. Anzeigen, denen PDusR am

28. Febr. anonym zugegangen war, nennen (1775 S. 735) den ganzen Rhein. Most „eine ungesittete Pasquinade zu der ein Herr Wagner seinen Namen hergiebt". Hat Wagner die Sammlung veranstaltet?

F. g. A. 1775 S. 651 f.:

Merkur . Hans Sachs wie schmeckt euch der Most?
Hans Sachs Hab lang nichts so gutes gekost.
M. Ist wahr — doch dort in der Welt
Der Ton nicht jedem gefällt.
H. S. Mögen sich oben breit machen,
Dichten Tragödien zum Lachen,
Freudenspiele zum Weinen,
Stehlen noch immer aus meinen
Gedichten, Figuren und Schwänken,
Wollen den Most nicht loben
Die Trauben hängen hoch oben.
M. Schon recht, doch sagt Meister Hans;
Gefällt euch das Werklein ganz?
H. S. Nein Herr Merkur; ich sags euch frey
Dass ein Stück nicht wies andre sey —
Das erst das hat bei mir den Preis
Es ist in so lieblicher Weis
Gedichtet, dass ein jeder schmeckt
Wie grosse Wahrheit drinnen steckt.
Dann kommt ein feines Schönbartspiel
Hat mir der Orgeley zu viel
Aber eins, Pater Brey genannt
Brächt mir Hanns Sachsen selbst kein Schand
Wenn es in meinen Büchern ständ.
Eins das oft euern Namen nennt
Ist zwar kein Gsang — doch gute Lehr,
Bringt Nutz, wenns auch ein Predig wär.
Da steht vor einer langen Brüh
Der fremde Name Rhapsodie
Mag sein für izge Zeiten was.
Das nun kömmt das gefallt mir bas:
Glaubs soll der Kasten Noä seyn
Stehen allerhand Thiere drein.
Gleich darauf folgt ein Titelblatt
Mit einem griechischen Gallimat-
hias, da schweig ich stille *nam*
ne sutor ultra crepidam.
Noten die kenn ich auch nicht mehr
Schliesse drum keck mit dieser Lehr
Ulysses darum, als man spricht
Sich selbst für einen Thoren dicht,
Dass er bei seinem Weibe leb
Und sie ihr Garn in Frieden web.
So glaub ich auch dass mancher Mann
Wohl mag seine Ursachen han
Warum er lieber Fastnachtsspiel
Als etwas anders dichten will.

Als Verfasser entpuppt sich der erwähnte Heinr. Gottfr. Bretschneider (6 III 39 Gera — 1 XI 1810 Lemberg, damals Major in Usingen) in einem Briefe an Nicolai Frankf. 11 X 75, den Werner in seinen als Hs. gedruckten Mittheilungen „Der Berliner Werther" (Salzburg 1878 10 S.

4°) S. 5 ans Licht gezogen hat. Wenn B. sich ins Fäustchen lacht, dass weder Deinet noch Goethe „den nicht eben fein versteckten Hieb auf Goethe“ gemerkt hätten, so kann ich das nur auf die Stelle „brächt mir Hanns Sachsen selbst kein Schand“ u. s. w. beziehen, welche auf Nicolais Recension des „Neueröffneten Puppenspiels“ A. D. B. 26, 203 ff. (vor der des „Prometheus“) anspielt. Darin heisst es, das Puppenspiel enthalte auch „viel plattes, das wenns im Hans Sachs stünde, gelitten würde u. s. w. — Ueber B. auch Appell S. 211 f.

25) Nicolais „Freuden“: „Voran und zulezt ein Gespräch“. Hottingers Gegenfarce „Menschen, Thiere und Goethe“, welche den „Prometheus“ oft wörtlich parodiert (z. B. 'S·is ä Flegeläy üch an jedem Biedermann z'reibä): „Voran ein Prologus an die Zuschauer und hinten ein Epilogus an den Herrn Doctor“. — Wagners Titel (vgl. Hottingers) nach „Götter, Helden und Wieland“. Nicolai witzelt einmal „Zigeuner, Lumpengesindel und Göthe“.

26) *Let em censure* u. s. w. „soll mit meinem lieben Prior mein Motto sein, so lang ich noch lebe“ Sebastian Sillig S. 34. — „Sie reden was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmerts mich?“ (vgl. Bertrams Wertherschrift Appell S. 160) ist Motto und Thema für Wielands „Gedanken über eine alte Aufschrift“ (1772). Dies Motto legt Goethe boshaft dem erwachenden Wieland am Schlusse von „GHuW“ in den Mund, DjG 2, 404. „Was kümmerts mich?“ schliesst Wieland auch die „Gedanken“.

27) Ich sage gegen die, welche vom „ungewaschensten Sachsenhäuser Dialect“ u. dgl. reden, nicht aufs Gerathewol, dass der Epilog im Elsässer Ditsch abgefasst ist, das Wagner auch in der Kindermörderinn und im Sillig anwendet, sondern nach genauer Prüfung, der ich ebenso Stil und Vers unterzogen habe. — Alle neuen Besprechungen zu erwähnen, fühle ich mich nicht verpflichtet (Zimmermann, Ebeling).

28) Wagner vertheidigt den Hanswurst gegen das Gottsched-Neubersche Autodafé. Möser, Lessing, Goethe, Lenz. Die Vorliebe für das „Püppelspiel“. Der Hanswurst im Jahrmarktsfest.

29) Nicht ohne Absicht wählt Lenz den Ausdruck „ohne mein Wissen und Zuthun“ F. g. A. 1775, 439, um die Veröffentlichung einiger seiner Dichtungen durch Goethe zu kennzeichnen. Vgl. Loeper 22, 392.

30) Ich gebe eine Reihe von Belegen, die zum Theil im Text verwerthet worden sind. „Papagey“ wird Weygand auch von Dohm genannt 5. Oct. 76 an Bürger (Strodtmann 1, 343), Bürger an Miller 8. Sept. 78 (2, 299) „unser Freünd Weygand, der, wie Ihr wisst, kein Lakonier ist“. Lenz an Zimmermann 6. März 76 (Buchner, Aus dem Verkehr einer deutschen Buchhandlung S. 60) „Buchhändler schweigen nicht gerne“.

Bürger an Boie 31. Juli 75 (Strodtmann 1, 238 vgl. 231). Boie an Merck 10. April 75 (Briefe an J. H. Merck S. 63). Merck an Nicolai 6. Mai 75 (Briefe aus dem Freundeskreis Nr. 44). „Er (Goethe) scheint indessen die Folgen schon zu empfinden, weil er sogar gegen mich als Herzensfreund auf Ehre und Treue läugnet, dass er der Verfasser des Prometheus sey. Aus einer gedruckten Erklärung werden sie gesehen haben, dass ein gewisser Wagner der Verfasser davon ist, ob ichs gleich nicht glaube“. Herder an Hamann im Mai 75 (Roth 5, 141). Hamann 14. August (5, 158). Heinse an Gleim 28. März und 8. Sept. 75 (Briefwechsel 1, 213 f. 221). Jacobi (Briefwechsel 1, 205) an Wieland 22. März: „Liebster Wieland, liebster Bruder, wie in aller Welt ist es möglich, dass Sie nur einen Augenblick haben glauben können, Goethe sey der Verfasser des Prometheus? Ich wüsste mir so etwas unter gar keiner Bedingung sie möchte seyn, welche sie wollte, vorzustellen“ u. s. w. Wie-

land antwortet am 9. April widerwillig zustimmend (S. 208). Jacobi am 22. April (S. 212 f.): er hätte nothwendig mit Goethe brechen müssen, wenn er Verfasser des Prometheus gewesen wäre, wegen der physischen Unmöglichkeit, diesen Mann nicht zu verachten. Wieland an Gebler 7. April 75 (Auswahl 2, 44 f.). „Noch eins! — Vermuthlich ist Euer Hochwohlgeb. auch die Scartaque PDusR. zu Gesichte gekommen? — Das Ding macht lachen. Durch ganz Deutschland wird es Goethen zugeschrieben; ein gemeinsamer Freund versichert mich aufs Heiligste, dass Goethe an dieser Pasquinade nicht nur ganz und gar keinen Antheil habe, sondern auch sehr ungehalten darüber sei, dass man ihm ein so schurkisches Produkt zur Last lege. Ich gestehe, dass ich nicht weiss, wass ich von der Sache denken soll". An Gleim 31. März „Was sagen Sie und Jacobi zu dem feinen Stückchen von teutscher Art und Kunst, PDusR.? Können Sie glauben, was das ganze Publikum glaubt: dass Goethe das infame Ding gemacht habe?" Und in einem am 24. April eingegangenen Briefe an denselben: „Goethe ist'n feiner Bursche — hat einen Lumpenkerl gefunden, der Vater zu seinem Bastard sein will! Sie haben doch das Billet schon bekommen, das er an seine Freunde herum schickt, um zu deklariren, dass nicht er sondern ein gewisser Leopold Wagner den Prometheus ge . . . . . habe. Wollen 'm doch den Gefallen thun und thun, als ob wir es glaubten" („Lessing, Wieland, Heinse" von Pröhle S. 100, wo der Stelle eine Bedeutung beigelegt wird, die sie durchaus nicht hat). Die Stellen an Lavater im Archiv 4, 309 f.

Zimmermann Aus Herders Nachlass 2, 348 f., aber an Sulzer, Nicolai sei von Goethe im Prometheus „auf die ungeziemendste Art mishandelt" worden (Bodemann J. G. Zimmermann 1878 S. 248). Lenz an Lavater 8 IV 1775 Dorer-Egloff S. 187 (mit Citat von Merkurs Auftreten).

Garve an Weisse 1. April 1775 (1, 121) „Was für Menschen sind das . . . . unsre Gelehrte und schöne Geister. Meine Seele komme nicht in ihren Rath. — Vgl. (Cranz) Gallerie der Teufel 1776 3, 155 nach Anspielungen auf PDusR und GHuW „das Grausen möchte einen ankommen, auf die Art unter die Herren Litteratoren zu gerathen."

Schlegel 9. Mai 75 an Ring: Der Verfasser sei Wagner, wie Goethe auch der La Roche bezeugt habe (nicht erhalten). Anders Petersen an Ring 26. März.

Claudius' erste Anzeige Wandsb. Bothe 1775 Nr. 47 wieder abgedruckt in Redlichs Nachlese S. 40 f. „Zwote Anzeige" Nr. 67 Redlich S. 41. Auch Düntzer Neue Goethestudien 1861 S. 16 ff.

Wittenbergs Entgegnung geben meine N. S. 378. Vgl. über ihn jetzt Werner S. 125 ff. Den „Postreuter ohne Kopf" wiederholt Wagner, der sich gern selbst citiert, F. g. A. 77, 19. S. u. Anm. 44. — Ueber Reuter und Ross haben auch Lessing, Claudius, Cranz gespottet.

Schubart D. Chr. 1775 S. 174 ff. gibt „zur Stärkung" nach Nicolais „Freuden" einen Auszug aus dem „schnackischen Drama" und sagt S. 693 über „Die Reue nach der That": „Der Vf. heisst Wagner, der sich schon durch P. u. D. auf einer sehr vortheilhaften Seite gezeigt hat". Nichtssagend ist die Rec. in den F. g. A. 1775 S. 215 f., auffallend günstig die in Schirachs Magazin IV 1, 293. Wüthende Polemik in Schlettweins „Briefen an eine Freundinn über die LdjW" s. Düntzers Studien S. 200 f. Spott auch in der Vorr. zum „Lorenz Konau" s. Werner S. 185 („man wird sie in Holz schneiden lassen", „oder — Wagner Ihnen die Ruthe geben"), in den geschmacklosen „Brelocken" (vgl. darüber Wieland an Merck 1. Dec. 77, Merkur 78 I, 71) S. 125 vgl. 140 f.

Höpfner an Nicolai 24. März 75 dankt für Zusendung der Wertherparodie und fährt fort: „Dass G. sie höchst übel nehmen würde sah ich voraus, und

Sie vielleicht auch. Die Farce übrigens Deucalion desavouirt er schlechterdings". — N. an H. 13. April. — H. an N. 2. Mai. „Wagner der Verf. der confiscablen Erzählungen hat sich bei Göthe als der Autor von P. u. D. angegeben. Göthe glaubt, dass ers sey. Ich weiss nicht was ich glauben soll, der Mensch ist soviel ich ihn aus seinem Umgange kenne, ein sehr schaaler Kopf und nicht fähig, die Schnurre gemacht zu haben".

Nicolai an Zimmermann 15. April und 30. Mai 75 (Bodemann S. 304 u. 308 f.).

Bretschneiders Mordgeschichte, die der Verfasser wirklich durch einen Wetzlarer Bänkelsänger absingen liess, haben Appell und Ebeling neu gedruckt. Sein Gewäsch über Goethe und Lili Düntzers Frauenbilder S. 371 f. vgl. Werner „Der Berliner Werther" S. 6. Hier einzelnes Wahre mit viel Entstellungen und Unsinn vermischt (Wagner Grenadier in Magdeburg! etc.): Usingen 11. April 75 „Göthe der den Prometheus verläugnet und sich sogar gegen mich selbst so erniedrigte, dass er sagte „die Canaille die ihn verfertigt habe sey sehr fürsichtig zu Werke gegangen" ist mit Deinet gar sehr über den Fuss gespannt, denn die Gans ist Deinets werthe Person; ich könnte Göthen am besten überweisen, wenn ich Lust und Beruf dazu hätte, denn ich weiss den Formschneider zu Offenbach, der die Figuren für ihn geschnitten hat". 28. April „Göthe hat den Prometheus auf einen gewissen Wagner geschoben, den ich kenne und der dazu ganz und gar unfähig ist, sich aber grosse Ehre daraus macht, dadurch bekannt zu werden, der arme Teufel braucht auch Geld. In Offenbach kann man erfahren, wer die Holzschnitte dazu bestellt hat, und das war Göthe". 15. Juli „Sie verlangten den Namen von dem Formschneider der die Vignetten zu dem Prometheus geschnitten hat, er heisst Donnheuser u. wohnt in Offenbach, die erste Ausgabe ist unstreitig in Deinets Buchdruckerei verfertigt. Denn ich besitze ein gewisses satyr. Blatt auf einen Hendrich Lender im Hessischen das darin gedruckt ist u. den nehmlichen Buchdruckerstock am Ende hat wie der Prom., nehmlich einen Bock in einer Einfassung wie die — [Octaeder]. Ich habe Deineten beide Abdrücke gegeneinander gehalten und überwiesen".

Darauf nun schreibt Nicolai Allg. d. Bibl. 26, 280 ff.: „Nebst der unverschämten Oscitanz, der karrenschiebermässigen Grobheit, mit welcher verschiedene Gelehrte, die über die Leiden des jungen Werthers öffentlich ihre Meinung gesagt haben, in diesem Pasquille angeschnarcht werden, ist doch darinn eine eigenthümliche Kraft und eine trotzige Unbekümmerniss, die man gar wohl Hrn. Göthe zutrauen, hingegen dem H. L. Wagner, der durch nichts, als durch gewisse sehr elende „confiscable Erzählungen" bekannt ist, gar nicht hätte zutrauen sollen. Es ist uns daher, um Hrn. Göthens Ehre willen, wirklich lieb, dass er durch seine öffentliche Erklärung es ausser Zweifel gesetzt hat, dass Er wenigstens der Verfasser des Prometheus nicht ist. Ob Wagner oder ein anderer der Verfasser sey, steht indessen doch noch dahin und möchte am sichersten bey dem Formschneider Dannheuser in Offenbach zu erfahren seyn, der am besten wissen wird wer die Holzschnitte zu diesem Possenspiel bey ihm bestellt hat, und für wen sie gewesen sind. Ist Wagner der Verfasser, so hat er sich wirklich in wenigen Monaten gar sehr gebessert, und da er so schnell ein so ungemeines Genie zeigt, kann er gewiss, wenn ihm nur erst wird der Bacchantenzahn ausgebrochen, die Hörner abgestossen, die Glieder behobelt und das Salz der Weisheit auf die Zunge gestreut worden seyn, ein recht wackrer Bursch werden. Bis dahin sey er eingedenk, dass es ihn sehr schlecht kleide, wenn er Leute, die zum Theil so gut und besser sind, als er, so tölpelhaft scurril angrunzt, und dass er dadurch alle Gaben, die er haben mag, schände."

Noch ist der widerwärtige Handel nicht aus: Usingen d. 16. Oct. 1775. „Ich besuche die Officin Deinets fleissig, wenn ich in Frankf. bin und mache manche Entdeckung als z. B. die mit dem Formschneider Donnheusser, welchen ich zu der Zeit als der Prometheus bey Deinet ist gedruckt worden, bey ihm aus und eingehen sah und daraus die Wahrheit schloss, die sich itzo so gar schön bestätigt. Der *Passus* mit dem Namen dieses Mannes in Ihrer Recension, macht erschreckliches Aufsehen in hiesiger Gegend und zwar um so mehr, weil Göthe in eigner hoher Person die Figuren selbst gezeichnet und bei Donnheussern in Offenbach ohne sich einmahl einem Bedienten anzuvertrauen, alle Bestellungen selbst verrichtet hat. Nie hat noch etwas Göthes *nonchalance* so bestürmt. Er zankt mit *Donnheusern* und *Deinet* und schilt sie Verräther. Ueberhaupt kann nichts in der Welt passenderes und geschickteres gemacht werden um ihn zur raison zu bringen, als Ihre *Recension* des *Prometheus*. Ich und alle sind begierig wie er sich verhalten wird, denn nun wird er mit *badiniren* nichts mehr ausrichten und ernsthaft kann er sich in allem Betrachte nicht verantworten. Wagner wird von jedermann ausgelacht und für einen schlechten Menschen gehalten der für baares Geld sich zu allem brauchen lässt. Er ist es der Göthes Sprache in den Frankf. gel. Zeit. nachäfft. Donnheusser läugnet gar nicht dass Göthe die Formen bey ihm bestellt hat“. Am 28. Januar 76 eine neue Betheurung: „Glauben Sie nur gewiss, dass Göthe der Verfasser des Prometheus ist“. Schliesslich 27 III 76: „Wenn Sie ein neues Drama die Kindermörderin sehen, so merken Sie sich, dass es von Leop. Wagner ist. Er will aber verborgen bleiben, weil das ganze Stück eine Local Satyre auf Strassburg seiner Vaterstadt seyn soll. Er schreibt auch einen Roman den Gebhard in Frankfurt verlegt. Dieser Wagner ist der vorgeschobene Verf. von dem Prometheus, war ehedem Preussischer Grenadier unter der *Garnison* in Magdeburg und lebt itzo in Höchst unweit Frankfurt bloss von seiner Feder“ (mitgetheilt von Maltzahn).

Aus so unlauteren Quellen schöpfte Nicolai. — Ende Dec. 75 stand ihm in Aussicht „Orang Outang, von einem vertrauten Freunde des Herrn G“ (Briefe an J. H. Merck S. 80 vgl. Werner Der Berliner Werther S. 6). An Parodien seiner Parodie hat es auch sonst nicht gefehlt, „gedruckt allhier in diesem Jahr,‘ da alls über'n armen Werther herwar“. —

Salzmann an Knebel s. Düntzer Zur deutschen Literatur u. Geschichte 1, 29 (vgl. Neuestes Verzeichnis S. 181) auch 55. — Goethe DjG 3, 78 f. 81 f. Goethes u. Knebels Briefwechsel S. 8. — Sein „Zeddel“ auch im Fränk. Magazin 1775 Nr. 18, AddM 1776, 37 u. s. w.

31) „Die frohe Frau“ von Göntgen habe ich ausführlich analysiert Anz. 4, 216 ff. AddM 76, 55. D. Chr. 75, 719. War Göntgen, den die Giessener Matrikel nach Prof. L. Seufferts freundlicher Mittheilung nicht aufweist, wirklich Theolog, oder verwechselten ihn Schubart und Miller vielleicht mit dem Prediger Köntgen (J. G. Röderer S. 113 ff.)? — Auch das „Fragment eines Schreibens über den Ton in den Streitschriften einiger teutscher Gelehrten und Schöngeister“ F. g. A. 1779, St. 16 f. 28 f. ist nicht von Wagner, wie Petersen an Nicolai meldet, sondern identisch mit der Bockiade von Cranz. Einige Satiren von Lenz, Contius, Cranz u. s. w., die manchmal auf „Prometheus“ Bezug nehmen, behandelt mein Aufsatz „Satirisches aus der Geniezeit“ (Archiv 1879).

32) Erst — ob alle? — separat erschienen, dann im Gothaer Theaterkalender abgedruckt. 1778, IX f. Marchand beym Schluss der Bühne in Maynz den 19. Febr. 1776. 1779, IX ff Antrittsrede gehalten von Ma-

dam Seyler zu Frankfurt am Mayn 1778; XIX ff. Antrittsrede von Mad. Seyler zu Anfang der Herbstmesse 1778 nach einer schweren in Köln überstandenen Krankheit in Frankfurt a. M. eines Rückfalls wegen nicht gehalten; XXIV ff. Antrittsrede gehalten von Mad. Seyler in Mannheim den 27. Octob. 1778. — „Epilog bey Eröfnung des Herrschaftlichen Theaters in Mainz, gesprochen von Madame Seyler, den 17ten Junius 1777“: „Mit nie gefühlter Wonne betrat ich heut“ u. s. w. (neugedruckt von einem Mainzer Anonymus zur Säcularfeier! — Auch im Th.Kal. 1780, 13 f. als „Anrede ans Mainzer Publikum, im Namen der Madam Seyler den 17. Jun. 1777. Vom Verstorbenen Wagner“. Nach einer Notiz des Theaterjournals 3, 9 ff. hätte die Seyler statt dieses zu spät eingetroffenen Epilogs eine, ganz leidliche, Ansprache von Grossmann gehalten). — Unzugänglich war mir die „Sammlung theatralischer Gedichte und Epigrammen auf Acteurs“ Lpz. 177?, die Beiträge von Wagner enthalten soll (Weisstein).

33) Apolls Abschied von den Musen ein allegorischer Prolog mit welchem sich einem hochedlen und hochweisen Magistrat wie auch dem gesammten nach Standesgebühr geehrten Publiko der kaiserlichen freyen Reichs-Wahl und Handelstadt Frankfurt am Mayn unterthänigst empfehlen wollte und sollte die Seylerische Schauspielergesellschaft. Frankfurt am Mayn bey den Eichenbergischen Erben 1777. 8. 29 S. — Vgl. Berl. Litt. u. Th.ztg. 1778 I, 30 f. (= Archiv 6, 522 f.).

34) Chronologisch möglich, denn Seylers kamen im Januar allwöchentlich von Mainz und im Februar ganz herüber. Aber behaupten will ich nichts. Auf die Genies könnte Wagner 1779 wol sticheln. — „Die neuen Schauspieler in Mannheim Vorspiel und Prolog, welches bei Eröfnung des Mannheimer deutschen Theaters hätte gegeben werden können. Frankenthal und Mannheim 1779.“ Die Vorbereitungen und das Gespräch darüber bilden selbst das Eröffnungsspiel, zum Schlusse ein langer ernster Prolog (Boek). Brandes, für den mir das Stück zu flott ist, declamiert über die moralische Würde der Schauspielkunst. Die grosse Wirkung des Hamlet, auch der Medea, Ariadne wird bezeugt, der Stadt Mannheim und Karl Theodor reichlich Weihrauch gestreut. Sc. 1 komische Schilderung einer Macbethprobe, 2. eines französischen Liebesstücks. Das Wirthstöchterlein Sophie beschreibt dann eine andere Probe, wo einer eine halbe Stunde allein schwatzt „von Sturm und Drang, von plastischer Natur, Thatkraft, Wonnegefühl, bildendem Traum, von einem Ding, das ein Ding und wieder kein Ding ist“. Wirth: „Gans, das war ja ein deutsches Originalstück“. Der halbgebildete Wirth spricht vom „Sackbar“ und improvisiert S. 27 f. ein Stück Prolog in gelungenen Knittelversen. Von „Knittelverschen“ und „Balladenton“ redet auch der schäbige Bettelpoet, der neben dem Lichtputzer auftritt.

34a) Die Königskrönung. Aus dem Franz. Haag 1775. Auch in den Frankf. „Gesammelten Schauspielen“ an 13. Stelle. Blieb mir trotz einer öffentlichen Bitte unzugänglich.

35) Das Original von Wagner angezeigt F. g. A. 75, 599 f. — Wagners Uebersetzung auch in den „Gesammelten Schauspielen“ Frankf. 1780 und in anderen Sammlungen. — Eckhof in Gotha zuerst 21 XI 75, Schröder in Hamburg 28 XI. Iffland als Dominik gemalt, von Mercier selbst bewundert, dichtet fortsetzend „das Erbtheil des Vaters“.

36) Wenn Fr. Pfeiffer (Goethes Friederike 10 ff.) Wagner in der Societät eine Probe seines „Romeo und Julie“ vortragen und Lenz darüber spotten lässt, so ist das natürlich eine Seifenblase.

37) Die Uebertragungen dieses Refrains zusammengestellt in Genées unzulänglicher „Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland“



S. 477; über Wagner 262 f. Bürger 272 ff. u. s. w. — Unrichtig behauptet Goedeke Grdr. S. 1031 eine Abhängigkeit Schillers von Wagner. Er fusst vielmehr auf Eschenburg.

38) Gemmingens „Mannheimer Dramaturgie. Für das Jahr 1779" S. 88 ff. Vgl. darüber meinen Artikel Gemmingen in der Allg. d. Biographie.

39) Das Bibliographische zu Wagners Macbeth s. Anm. 73 Schluss.

40) Für die Seylersche Truppe verweise ich auf Schmid „Chronologie des d. Theaters", Brandes „Meine Lebensgeschichte", Iffland „M. theatral. Laufbahn", Uhde „H. A. O. Reichard", Devrient II, Gemmingen.

Frau Seyler (einige Angaben nach Uhde). Friederike Sophie Sparmann geb. Dresden 23 V 38. Ihre Jugend s. Schmid 173 f. Heiratet 1755 den Komiker Gottlob Hensel (1728—1787), seit 1759 getrennt, 1773 geschieden (Schmid S. 323: 1772). Glänzt in Hamburg neben Eckhof (Lessing HD; vgl. Lessing 12, 443, Briefw. zw. Lessing u. s. Frau 301 u. 306; S. 545 Anm. Schönes über Seyler). Wieland Ausgew. Br. 3, 219. In Wien unzufrieden, leitet eine Filetschule. Heiratet 1773 in Weimar Abel Seyler (aus Basel, Hamburg). Gest. nicht 1790, sondern 22 XI 89 zu Schleswig. Auch schriftstellerisch thätig: „Die Familie auf dem Lande", nach dem Engl., 1772 neu umgearbeitet als „Die Entführung"; 1768 poet. Antwort auf Jacobis Epistel. Oft angesungen und portraitiert. Die „Donna" (Klinger) war höchst empfindlich (Lessing), rollengierig und intrigant (Brandes). Spielte auch komische Partien, hervorragend als Heroine in der hohen Tragödie und im neuen Monodrama. Wagner preist sie als Merope und sagt, sie sei als Medea noch dreimal grösser.

41) Vgl. Erf. gel. Ztg. 1777, 618 ff. Thjournal 1, 155 f. Die hier 1778 im 5—7. St. als eine Art Fortsetzung der „Briefe" erschienenen „Theatralische Nachrichten die Seylerische Gesellschaft zu Frankfurt am Mayn betreffend" sind nicht von Wagner.

42) Der Inhalt ist folgender. 1. Emilia Galotti. Nichtssagende Besprechung. 2. Wieland-Schweitzers Alceste; wird keineswegs getadelt. 3) Henriette (Grossmann); auch dies unbedeutende Stück sehr gelobt. 4. Sie lässt sich herab um zu siegen oder Die Irrthümer einer Nacht (Goldsmith *She stoops to conquer or the mistakes of a night*) „steife Uebersetzung" aus Wittenbergs „Sammlung einiger Schauspiele". 5. Die junge Indianerin (ungedruckte Bearbeitung Eckhofs; Inkle u. Yarico?); Der Jahrmarkt (Gotter), als Singspiel vom Publicum enthusiastisch aufgenommen. 6. Die eifersüchtige Ehefrau aus dem Engl. von Bode = Colman *The jealous wife*. 7. Alceste (fingierter Brief eines Freundes). 8. Merope (in Gotters Bearbeitung; vgl. Almanach d. d. Musen 1775 S. 45, die Erzählung des 5. Akts bei Voltaire ist bei Gotter in Handlung umgesetzt; immer Rücksicht auf Maffei). 9. Der dankbare Sohn (Engel), Walder (Marmontels *Silvain* in Weisses Bearbeitung). 10. Der glückliche Geburtstag (Schletter), Medea (Gotter). 11. Sturm und Drang (Klinger). 12. Das Duell (Jester; getadelt), Romeo und Julie (Gotter). 13. Die Freymaurer, Der Graf von Walltron oder die Subordination (dies von Schiller mit Recht „elend" genannte Stück Möllers (s. u.) hatte auch hier solchen Erfolg, dass am Schluss der Ruf *l'auteur, l'auteur!* einstimmig erschallte). 15. Die verstellte Kranke (Goldoni). 16. Piramus und Thisbe (wohl das Singspiel aus dem Italienischen mit Hassescher Musik, von Kämpf?); keine Wand, kein Löwe. Shakespeare nicht erwähnt; Wagner erinnert sich in seiner Kindheit einen Peter Squenz auf dem Puppentheater gesehen zu haben. 17. Die Irrungen (von Grossmann, nach Shakespeare vgl. Genée S. 251 f.). Einleitung über die *Menaechmi;* das ganz moderne Stück spielt in Berlin. 18. Robert und Kalliste (in Eschenburgs Bearbeitung) „Quark".

43) Klinger auch S. 198 gerühmt unter Anführung einer „herrlichen Passage“ seines Guelfo (der berühmten Stelle 1, 1 „wie viel gewinnt der Maler“ u. s. w.)

44) Orang-Outang: Nicolai. Ebenso nennt er (Nr. 4) Wittenberg „vulgo Postreuther ohne Kopf genannt“. Vgl. o. — „Die verfluchten Staarmatzen“ (an Müller gelegentlich des „S. Sillig“). Der Miss Iris entspricht in den früheren Gedichten eine Miss Echo (dies „Miss“ war in Folge der englischen Romane in Frankfurt beliebt; Cornelie Goethe bei Jahn S. 250. Parodistisch in Romanzen u. s. w. (Geissler u. s. w., Gotter 1, 68. 116).

45) Einiger Beiträge Wagners für die F. g. A. wurde schon gedacht, andere werden später hervorgehoben werden. Ich habe mir bei einer grossen Reihe von Artikeln gesagt: das kann wol von Wagner sein, aber es ist unsicher und ziemlich gleichgiltig. So spricht 77, 94 ff. (Simsone Grisaldo) z. B. die Erwähnung der Lessingschen „Kindermörderinn“ für ihn, der affectiert herzliche Brustton dagegen mehr für Deinet. Bestimmt schreibe ich ihm u. a. zu wegen der Anspielungen auf den „Prometheus“ 75, 746 und 76, 238 f.; das Lob des „Bürgerfreundes“ 77, 113, die Anzeige von Otts Strassb. Dissertation 75, 780; einige Sterniana; 75, 599 ff. *la brouette.* 75, 12 ff. Wittenbergs Sammlung, 65 Fabel statt Recension, 321' Nachrichten 374 Miscellanea (419 ff. Nothanker im Bänkelsängerton, z. Th. in Knittelversen besprochen wol von Bretschneider) 592 f. Schwagers Martin Dickius. Die enthusiastischen Anzeigen der Müllerschen Dichtungen (75, 607 f. 164 ff. u. s. w. ausgezogen von Seuffert, der mir beistimmt); die Recensionen Hahnscher Dramen, so 77, 19 ff. 78, 452 f. — Ich glaube nicht, dass jemand versuchen wird, für Wagner den Lachmann, Redlich, Haym, Suphan zu spielen.

46) F. g. A. 75, 72. — Neue Bibl. der sch. Wissensch. 17, 343 (vgl. über das Original 98 ff.). Hamb. unp. Corr. 75 Nr. 18. — F. g. A. 75, 787.

47) Wagner lässt Anm. Merciers als „ganz allein französisch“ und für „einige *maîtres sots*“ Frankreichs bestimmt weg. S. 147 erwidert er Merciers Protest gegen eine plumpe Verspottung der Deutschen auf einer Pariser Bühne durch den Wunsch einer endgiltigen Verbannung des Lessingschen Riccaut vom deutschen Theater. S. 291 äussert sich Mercier abschätzig über die Ilias; darauf Wagner: „Du guter Vater Homer, und ihr andre, freylich bald gezählte Dichter der Nation, alle, die ihr das Feuer vom Himmel gestohlen und den Kritikern zu Untersuchung eurer Flecken mit 'eigner Hand die Fackel gehalten habt, verzeiht dem guten rechtschaffenen patriotischen Verfasser dieses Werks ...... wenn auch er in seinen Urtheilen hier und da beym Ziel vorbeyschiesst, er ist Mensch und Franzos. Als ersterer kann er, wie wir alle, irren; als letzterer bisweilen die Schaale für den Kern halten.“ Aber darin werde auch in Deutschland gefehlt u. s. w.; mit einigen trivialen Sätzen über falsche Kunstbetrachtung leitet Wagner ein längeres Citat aus Lenz ein, das ich in der 3. Beilage mittheile.

48) Mercier gegen Aristoteles S. 351. Vgl. über die Abneigung der Genies „Lenz und Klinger“ S. 25. — Die Litt. u. Th.Ztg. nimmt einmal (1, 59 ff.) Molière und Destouches unflätig in Schutz, „gegen deren Hügel jetzt mancher elende Kläffer sein Bein aufhebt und sie anbrunzt. (*Videatur Mercier* und seine noch schamlosere Nachbeller in Deutschland).“

49) Von Heinrich Leopold Wagner. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben 1775 48 S. 8⁰ (Auch in den Gesammelten Schausp. 1780 Goedeke 666). Ebenso lang *L'inconnu Bienfésant. Drame en un acte par Henri Leopold Wagner. A Francfort chès le héritiers de J. L. Eichenberg* 1775. — Die Anecdote S. 37—48. „Anecdote von einem Kosmopoliten“ F. g. A. 75, 547 ff. Goth. gel. Z. 75, 573 ff. D. Merkur Oct. 75.

Allg. d. Bibl. 32 II 475 u. s. w. Zuerst wol im *Mercure de France.* 1776 in Iselins „Beyträgen" S. 291 ff., wo schliesslich Wagners Stück begeistert gepriesen wird: es sei ganz nach dem Motto geschrieben, niemand werde es „ohne Rührung und inniges Entzücken" lesen. Wagner sehr gelobt Hamb. unp. Corr. 75, 191, u. a.: „Das deutsche Theater kann sich von diesem Schriftsteller viel versprechen, wenn er fortfahren sollte, für selbiges zu arbeiten." Berliner litt. Wochenblatt 76, 1 ff. druckt Wagners Anecdote ab, lobt das Stück (Wagner sei auch Vf. der vortrefflichen „Reue nach der That") und empfiehlt es mit Verweis auf den Hamburger Erfolg der Döbbelinschen Truppe. Erste Aufführung in Berlin 6. Mai, dann 9. Mai, 1. Juni.

50) Die Reue nach der That Ein Schauspiel [Kupfer: Christian auf Langen zielend, Schl. von I] Franckfurt am Mayn bey den Eichenbergischen Erben 1775. 140 S. 8°. — Auf den Carton hat mich zuerst der verstorbene Weigand freundlichst aufmerksam gemacht und mir eine Vergleichung der beiden letzten Blätter des Hirzelschen Exemplars von H. Hildebrand mitgetheilt. Wie ich mich in Berlin überzeugt habe, ist aber die ausführlichere Fassung die frühere. Auf dem Carton entfiel „Feldscheer. Weib! bist du auch toll?" und in der folgenden letzten Rede der Räthin, was ich hier einklammere: „Himmel! Hölle! Tod! [für mich, für mich war sie geladen —] jetzt ists aus mit mir — bin weder kalt noch warm mehr — [hab so viel Unglück hier ausgeheckt — und] kann [jetzt] nicht [einmal] schiessen, ohne zu zittern —." — Gedruckt in den Frankfurter „Gesammelten Schauspielen" an 8. Stelle und im „Theater der Deutschen XVII (1776). — Von Aufführungen nur die wichtigsten. Schröder in Hamburg zuerst 5 XII 75 (vgl. auch Goedeke 665). Wahrsche Truppe u. s. w. — Grossmanns Bearbeitung 1777 (seine kurkölnische Hoftruppe spielte sie noch 29. IX 81 in Kassel. Grossmanns Singspiel „Die Reue vor der That" hat nur den Titel nachgebildet, beruht sonst auf *L'erreur du moment*). Seylersche Truppe. Schröder 25 VI 77 (Meyer 1, 296. 2, 58 f. u. s. w.). In Mannheim „Der Familienstolz, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von D. Wagner" 28 XII 79, wiederholt erst 27 VII 80. Die Bemerkung der Theateracten „wurde gut gespielt, wird aber schwerlich ein Repertoirestück werden" bestätigen die Rhein. Beiträge 1780 I, 160, welche Boek ebenso loben, als sie das Stück, das ihnen „zum Troze der besten in der Natur und dem gesunden Menschenverstande gegründeten Regeln" verfasst scheint, tadeln. — Von Recensionen z. B. ungleich günstiger die Göttinger gel. Anz., sogar des pädagogischen Gehaltes wegen die Allg. d. Bibl. 27 II, 499, sehr lobend Neuer gel. Mercurius 1775, 359 f. („Meister"), Hamb. unp. Corr. 75 Nr. 177 („von einer Meisterhand verfertigt, die Kenner leicht errathen werden" s. Anm. 3 und N. 380), sogar Wittenberg in Beytr. z. Reichspostreuter 4. Jan. 76 (das Stück sei nicht nach den aristotelischen Regeln, aber mache „das Herz so gross, dass es einem zu beyden Augen herausströmt"; er spricht von der Geisteskraft und dem göttlichen Feuer des Vfs., „er sey, wer er immer wolle, Göthe, Lenz, oder ein andrer", sagt, das Stück beruhe auf einem wirklichen Vorfall, fragt, ob eine solche Vorführung einer lebenden Person statthaft, auch ob die Hereinziehung der Monarchen passend sei, zeigt sich übrigens enthusiasmiert, nennt die Charactere „meisterhaft", findet zwar die Bettelweibepisode unorganisch, doch verrathe sie an sich den „Meister" u. s. w.; er schliesst mit der Mahnung gegen die ewigen Selbstmorde in den neuen Dichtungen). Schubart D. Chr. 75, 692 f. — Schlegel an Ring 2 X 75 „der Held in der R. n. Th. ist ein Held *à la* Goethe — ein überspannter empfindsamer Narr. Der Kutscher hat mehr gesunden Menschenverstand, als der H. Assessor. Es ist Schade, dass Hr. Lenz (denn dieser ist vermuthlich der Vf. auch dieses Stücks) sich in dergleichen abgeschmackte Charactere von Menschen verliebt. Sein

Stück hat sonsten viel rührendes, eine Stärke in der Sprache, die oft der Lessingischen gleich kommt und sehr viel Energie im Dialog." — Schiller 2, 342 (vgl. Goedekes Anm.).

51) Hasenpoth fordert zu einer Fahrt „an Wasserzoll" auf, eine beliebte Kneipe. Vgl. Scherer Anz. 1, 210 f. Lenz „Der Wasserzoll, Denkmal der Freundschaft". — Der S. 17 gepriesene Sauveur ist nach Loepers 344. Anm. vielleicht Goethes Tanzlehrer. Eine verschwommene Localtradition spricht dagegen. W. v. Biedermann hat neulich „Lucinde und Emilie Sauveur" feierlich „unter den Frauengestalten aus Goethes Leben" vorgeführt. — S. 104 die Wanzenau, gleichfalls von Goethe her bekannt. Noch in der Bühnenbearbeitung des Götz (11, 299) finden wir einen „alten Herrn von Wanzenau."

52) „Fausthammer" Waffe des Büttels, in rheinischen Gegenden auch der Büttel selbst; Grimmelshausen u. s. w. Vgl. DWB. 3, 1383, wo Citat aus unserem Stück.

53) Die Wäscherinnen waren wegen ihres Schwatzens und Lärmens verrufen. Fliegendes Blatt von Pack an Röderer: „Den Wascherinnen, so auf der Britsch klatschen, Woll der Rübezahl den *podex* batschen, Bis die Hexen in sich gehen, Und ihr Gekrächel lassen stehen." — Vgl. Strassb. Bilderbogen Nr. 34 (Nr. 36 die Metzger).

54) Bekanntlich ist die Schlussscene des Clavigo — vom Hamlet abgesehen — einem Volkslied „vom Herrn und der Magd" nachgebildet, Herders Nachlass 1, 153 ff. Wunderhorn 1, 50 ff. Uhlands Volksl. 220 ff. In einem verwandten Volksliede (Uhland 675 ff.) konnte Goethe die höchst dramatische Situation finden, wie der Bruder, ein stolzer Knab, nach Augsburg kommt und seine liebste Schwester Elselein schwanger findet. Daraus konnte die Valentinscene entstehen. Vgl. aber auch das grausame „Lied vom Pfalzgrafen", das Goethe an Herder sandte (Schöll S. 124 u. s. w.).

55) Ich will den Vergleich nicht ausführen. Von kleineren Zügen sei erwähnt, dass Humbrecht und Anton heftig mit einem Polizisten (Hans Adam oder Adam) zu thun haben. Hebbel las damals Lenz. Neuerdings hat man Hebbel sogar des Plagiats an Wagner beschuldigt (vgl. Gutzkow „Dionysius Longinus" S. 75); ganz mit Unrecht. Hebbel soll z. B. sein „ich verstehe die Welt nicht mehr" abgeschrieben haben, aber Humbrecht sagt nur „die ganze Welt wird mir zu enge".

56) Aus der zufälligen Uebereinstimmung, dass Miller zum Präsidenten sagt „halten zu Gnaden, ich heisse Miller", wie Humbrecht zu Harroth „Herr Lieutenant, ich bin ein Metzger", möchte ich nicht auf eine Kenntnis der Lessingschen Bearbeitung schliessen. — Vielleicht kannte Schiller nur Wagners Umarbeitung. An Dalberg 15. Juli 1782 (S. 69): „Wagners Kindsmörderin hat rührende Situationen und interessante Züge. Doch erhebt sie sich über den Grad der Mittelmässigkeit nicht. Sie wirkt nicht sehr auf meine Empfindung und hat zu viel Wasser. Um den Macbeth hat er gar nicht das geringste Verdienst. Beide Bücher sende ich E. E. hier mit dem unterthänigsten Dank zurück. Ich würde den Namen Dalbergs niemalen an die Spitze einer solchen Arbeit zu setzen wagen."

57) Vgl. Goethe DuW Buch 14. Stoeber Der Dichter Lenz S. 45. An Herder 1, 233.

58) Die Sitzungsprotokolle in Stoebers Alsatia 1862 ff. S. 173 ff. Salzmanns Besprechung ist gedruckt als „Fragmente zur Strassburgischen Kinderzucht" Bürgerfreund 1, 569 ff. 585 ff. Er schliesst „Welche Verwüstung kann nicht ein Bösewicht in der Liebe, und die Eitelkeit eines Mädchens anrichten! Und für solche Verbrechen ist keine Strafe? Und durch solche Beyspiele, die leyder in stärkerm oder geringerm Grade nur allzuhäufig sind, lassen sich die Mütter nicht belehren, bey der Kin-

derzucht alles zu vermeiden, was die Eitelkeit erzeugen oder ihr Nahrung geben könnte? — Dieses Drama kann als ein Kommentar über das angesehen werden, was wir im XXXsten Stücke des Bürgerfreundes [S. 462 Eitelkeit u. s. w.] von der Kinderzucht gesagt haben.". Also, wie Wagner später ruft: Ihr Mütter merkts euch!

Im Protokoll, das nach Lenz Salzmann selbst führte, heisst die Kindermörderinn „ein Trauerspiel in fünf Aufzügen"; gewiss nur ein Versehen des Schreibers, dem die fünf Acte geläufiger waren. Dass Wagner etwa den 1. beim Vorlesen unterdrückt hätte, ist nicht anzunehmen.

59) Den Ortsnamen Hasenpoth konnte Wagner im Subscribentenverzeichnis der Gelehrtenrepublik — er war Collecteur für Saarbrücken — finden (vgl. Trillers albernen Witz in Danzels Gottsched S. 389), oder in den F. g. A. 1775 S. 457.

60) Vgl. an Herder 1, 232 f. 238. War Lenz durch Mösers kleinen Aufsatz „Von den Militärehen der Engländer" Patriot. Phantasien 4, 123 ff. angeregt?

61) Komisch ist die Bevorzugung der Studenten im „Hofmeister". Paetus hat Rehaars Tochter verführt, heiratet sie aber. Rehaar 5, 1 „hab ichs doch mein Tag gesagt: mit den Studenten ist gut auskommen. Die haben doch noch Honnetetät im Leibe, aber mit den Officiers — die machen einem Mädchen ein Kind und kräht nicht Hund noch Hahn nach." Das Landmädchen Lise 5, 10 „von meiner ersten Jugend an hab ich die studierte Herren immer gern gehabt; sind alleweil so artig, so manierlich, nicht so puf paf wie die Soldaten."

62) Boie an Bürger 1. Sept. 76 „Ein Trauerspiel die Kindermörderin (von Wagner glaub ich) musst du lesen. Es ist zu roh und ungearbeitet nach dem neuesten Geschmack, hat aber starke Naturscenen" Strodtmann 1, 337. Darauf Bürger 15. Sept 1, 339. Boie 27. Sept. 1, 341 „Wagners Kindermörderin lassen sich wie Lenzens Soldaten übertreffen und sollten dich nicht abschrecken. Was dramatisches mögt ich von dir lesen. Wie stehts um die Ballade Die Kindermörderin?" Bürger 17. Oct. 1, 347 „Wagners Kindermörderin hab ich gelesen und mich gefreüt, dass er meine Idée nicht ergriffen hat. Der Titul machts nicht aus. Indessen hat Wagners Stück viel trefliches" 3, 54, 61. — Vgl. A. W. Schlegels feine Bemerkungen 8, 113 f. — Zu Sprickmann s. Weinhold Zs. f. Culturgesch. N. F. 1, 265.

63) Agnes: die unschuldige Naive, (seit Molières *Ecole des femmes*) eine auch in Deutschland verbreitete Bezeichnung. (Auch so viel wie blöd, dumm. Graf Reinhard schreibt einmal witzig von einer schlechten Schauspielerin als Agnes Sorel: eine Sorel war sie nicht, aber eine Agnes.) Die „falschen Agnesen" Wagners zielen auf die bekannte Komödie des Destouches *La fausse Agnès ou le poète campagnard.*

64) Von Recensionen weniges: bezeichnend die im Berliner litterar. Wochenblatt 1776 S. 153 ff. Derselbe Recensent, der die neue Arria verdammt, vergiesst heisse Thränen bei der Kindermörderinn, wünscht nur die Sprache massvoller, vertheidigt aber das Bordell, denn ein viel schlimmeres Bordell sei ein Tyrannenschloss als Sitz von Raub, Mord und Gefühllosigkeit, und im eigentlichsten Verstande ein französischer Hof, wo jede Dame mit allen Marquis kose, nur nicht mit ihrem Mann; er theilt „des Verfassers Verachtung der übertrübenen Delikatesse unseres Zeitalters" und schliesst: „wir dürfen wohl nicht erst sagen, dass Herr Lenz der Vf. dieses Stücks wieder ist." — Gött. gel. Anz. 1777 Zugabe S. 301 (Reue 75, 256, W. Unbek. 76, 454, Rh. Most 76, 127).

65) Karl Lessing 14. Dec. 1776: „Hast Du die Kindermörderin gelesen? Ich habe dieses Schauspiel, das von Lenzen seyn soll, für das hiesige Theater abgeändert und diese Abänderung schicke ich Dir gedruckt"

u. s. w. Der Bruder antwortet am 8. Januar 1777: „Deine Kindermörderin habe ich mit Vergnügen gelesen und es ist unstreitig, dass sie nur so auf das Theater gebracht werden kann. Wenn nur die ersten Akte nicht dabey gelitten und ein wenig leer geworden wären! Ich dächte, Du hättest früher anfangen und im 1. Acte uns den Hausstand des ehrlichen Metzgers, nebst dem gutherzigen Betragen seiner ganzen Familie gegen den Lieutenant zeigen sollen, so dass das Verbrechen erst zwischen dem 1. u. 2. Acte vorgegangen wäre etc. Uebrigens sind viele gute Sachen in der Vorrede gesagt, die doch auch von Dir ist? Lenz ist immer noch ein ganz andrer Kopf als Klinger, dessen letztes Stück ich unmöglich habe auslesen können" (Werke, Lachmann XIII, 580. XII, 481).

66) Die Vorrede lehrt uns zunächst, dass Döbbelin von vielen gebeten war, die Kindermörderinn auf die Bühne zu bringen, eine grosse Partei dagegen das Original für zu unanständig hielt. Lessing ergeht sich dann in einem allgemeinen Gerede über die neuen Stücke vom Götz bis auf den Simson Grisaldo, will den Reiter nicht nach den Regeln des Tänzers beurtheilt wissen, aber findet bei vielen Schönheiten „das Ganze und den Ton" der heutigen Dramen verwerflich. Er weist andrerseits die Lappereyen der Kunstrichter zurück, welche kritisieren, wie beliebige Zuschauer „am Punschnappe". Die „Philosophie" bringt ihn dann auf Physiognomik, Gassnerische Alfanzereien und moderne Erziehungslehre. Von da geht der kritiklose Magister zum Begriff des „Genies" über, dessen Fruchtbarkeit er einem Boden vergleicht, „auf dem ein gutes Getreyde mit einem zweydrittel Wicken und Unkraut wächst", um dann die äusserlich nach Regeln abzirkelnde Krittelei abzuwehren. Also bald rechts, bald links.

Seine Umarbeitung „verbittet er feierlichst, für Verbesserung auszugeben." Der Verfasser, „den er nicht die Ehre hat zu kennen", habe auf Bühne und Zuschauer keine Rücksicht genommen. Er reisse seine Begebenheit gewaltthätig aus dem allgemeinen Weltlaufe heraus, zerstöre seine edlen Charactere durch unedle Züge, sei aber ein sklavischer Realist in Behandlung von Local, Sprache, Sitte, Character. „Er macht es just wie ein mittelmässiger Maler, der um eine recht handgreifliche Aehnlichkeit herauszubringen die ordentliche Schönheit seines Gegenstandes verabsäumet", doch das gefalle dem Haufen und verleite manche Künstler. Er schreibe immer drauf los; „er bringt alles in ein Stück, wie die Haushälterinn allen Vorrath in ein Gewölbe, und wer das sehen will, der muss freylich zuweilen Aug und Nase zuhalten. Es herrscht daher in solchen Stücken ein disparater Ton, und man empfindet es ohne Erinnerung, dass der Verfasser bald lustig bald traurig gewesen, ob er gleich nach dem Bedürfniss des Inhalts ganz etwas anders seyn sollen. Diess heissen die Deutschen jezt Shakespearisiren" u. s. w.

„Der zum Theil herrschende Ton in der Kindermörderin ist zu schmutzig und plump, als dass man sie nur keuschen Ohren erzählen, geschweige keuschen Ohren vorstellen könnte. Man musste sie also weglassen, und ob das Eingeschaltete dafür Erstattung ist, mag die Aufführung gleichfalls entscheiden.

Die Scenen mit dem Major, den Fausthämmern, und alles, was die unnöthige Episode mit der verlohrenen Dose der Humbrechtinn auf dem Balle veranlasset, ist Theils albernes linkes Tabagiengeschwätz, Theils elender Witz, den man höchstens dem Puppenspieler in der Schenke verzeihen kann. Sie verderben auch den Eindruck der vorhergehenden und folgenden Auftritte. Will man sagen, dass dem ohngeachtet gute, gesunde Altagsgerichte dabey wären, so kann man auch sagen, dass bey einem Gastmahle, worauf man sich vier Wochen zubereitet haben will, wohl

schwerlich Wurst und Sauerkraut, recht gesunde Speisen! aus der ersten besten Butike aufgetischt erwartet werden.

Die Veränderung des Charakters Hasenpoth, den man Harroth umgetauft, schien darum nöthig, weil er im Originale wie ein Mensch geschildert wird, der in allem seinem Betragen nichts weiter äussert, als dass er isst, trinkt und flucht, und wie sein Budel liebt. Solche Leute will niemand auf dem Theater sehen, sondern in Zuchthäusern und Festungen, wenn es noch wahr ist, dass es Leute ohne eine einzige gute Eigenschaft giebt.

Mit allen diesen und andern kleinen Veränderungen hat man dieses Trauerspiel vor ehrlichen Leuten vorstellbar zu machen gesucht. Der Abändrer sieht es für eine theatralische Fantasie an: und so wie man zuweilen gern einen grossen Musiker auf seinem Instrumente fantasiren hört, glaubt er könnte das Publikum wohl Lust haben, dergleichen von einem guten theatralischen Dichter zu hören."

67) „grösser als die Metzgerau". Schon Moscherosch 1, 386 (6. Gesicht „Höllen-Kinder"): ein Saal „9999mal grösser als die Metzger Awe zu Strassburg".

68) Die Stella hatte schon viele Aufführungen erlebt. — Vgl. Gothaer Theaterkalender 1778 S. 40, Theaterjournal 1777 I, 88. Plümicke u. s. w.

Das Stück, schon Ende 1776 fertig gedruckt, sollte im Januar gespielt werden. So erklärt sich der Titel „Die Kindermörderinn, so wie sie abgeändert auf dem deutschen Theater zu Berlin im Jenner aufgeführt worden." Himburg musste folgende Erklärung veröffentlichen, die wir in mehren Zss. abgedruckt finden „Anzeige. Die auf dem Titel des in meinem Verlage herausgekommenen Schauspiels: die Kindermörderinn, enthaltene Bemerkung „so wie . . . . aufgeführet worden" ist ungegründet; vielmehr wird die Aufführung dieses der Sittlichkeit und dem guten Geschmack, anstössig befundenen Stücks, auf ein ausdrückliches hohes Verbot nicht Statt finden. Berlin, den 25sten Februar, 1777 Christian Friedrich Himburg." Den Anstoss zu dieser Erklärung und der ganzen Veröffentlichung des Verbots gab Wittenbergs Recension Beytr. zum Reichspostreuter 13. Febr. 77. Der Kritiker hatte gegen die Moral nichts einzuwenden, nannte das Stück sogar besser, als die meisten neuen „theatralischen Ungeheuer", tadelte aber das Criminelle, den Naturalismus, besorgte „die völlige Rückkehr der alten Barbarey" und äusserte wörtlich: „Auch des Beyspiels wegen hätte der Vf. den Umstand mit der Stecknadel weglassen sollen. Es kann vielleicht Ursache seyn, dass einst ein solcher Mord begangen wird, und uns wundert, dass die Polizey die Aufführung dieses Stückes erlaubt hat."

Vgl. dann ibid. St. 17 und RPR Nr 32. Die Obrigkeit erklärte: „In dem Beytrage zum Altonaer Postreuter von der 7. Woche, 13ten Stücke, hat der Herr Recensent des Trauerspiels D. K. u. s. w. in seiner gründlichen Beurtheilung dieses in aller Absicht verwerflichen Stückes sein Befremden darüber geäussert, dass die Polizey die Aufführung desselben nachgelassen hat. Hiezu ist der Herr Rec. aber bloss durch die auf dem Titelblatte dieses Trauerspiels begangene Unwahrheit verleitet worden. Dasselbe ist nicht in Berlin aufgeführet, und, so wie es bekannt geworden, dass der Director des Theaters, Herr Döbbelin, damit umgehe es vorstellen zu lassen, ist ihm von hoher Obrigkeit bey einer nahmhaften Strafe dessen Aufführung untersagt worden, denn nach seinem Privilegio darf er ohne dies bei Verlust desselben keine Stücke aufführen, als solche, die der Sittlichkeit und dem guten Geschmacke unanstössig sind." Darauf ein lautes Bravo Wittenbergs. Vgl. Hamb. unp. Corr. 1777 St. 32 (St. 13 eine leidliche Recension).

69) Schlosser schreibt 22. Sept. 76 an Boie, die K. sei von Wagner und übertreffe seine bisherigen Leistungen weit. — Am 28. Sept. 1778 äusserte er sich weitläufig über Lessings Bearbeitung und Wagners eigene, die damals schon aufgeführt worden war, in einem Schreiben an Boie, das dieser im Deutschen Museum 1778 II, 478 ff. unter der stehenden Rubrik „Auszüge aus Briefen" anonym erscheinen liess. Ich gebe es genau nach der Handschrift in Weinholds Besitz:

Auszug eines Schreibens aus *** das Theater betr.

Es ist doch kaum begreiflich, mein lieber *B.* dass es ausser den Stephanis und ihren vielen Consorten noch Dichter fürs deutsche Theater giebt! Sie kennen Wagners Kindermörderin; und gewis hat der traurige Ausgang dieses so guten so interessanten und wahren Stüks auf Sie eben die Wirkung gethan, die er auf mich that. Das ädle verführte Mädchen so aus dem Leben wandern zu sehen; ihrer Seele *quaal* so mächtig in ihr arbeiten zu sehn; so mit zu empfinden wie sie biss auf die lezte Spur ihres unschuldigen Falls, zerriss es auch ihr Herz, auslöschen, und dann selbst sich hingeben wollte — das, mein *Boje*, fühlte ich der verädelten menschlichen Natur so angemessen, dass ich dem Dichter für seine Grausamkeit dankte und dass mein Herz mitten im Gefühl des Mitleidens, über die leidende, sich erhub und sich selbst an der Scene weiden konnte. — Nun kamen aber ich weis nicht was für entnervte Kunstrichter und *dilettanti*, und das *operabuffa publicum* dahinter, und schrien, wie die menschenfreundliche *Toulouse*rinen, die einen *Calas* auf dem Richtplaz rädern, aber keinen *Beverley* [Moores *gamester* erhielt einen friedlichen Schluss durch Saurin] auf dem Theater verzweiflen sehn konten — die schrien dann; o weg! weg! wer kan das sehn, wer tragen! uns traumt von dem Kind, uns wirds übel vor Angst; bey uns spukts die ganze Nacht wenn wir das sehn, wir bekommen Kopfweh, Herzklopfen, Wallungen — schickt uns doch nicht krank vom Theater! — Die seidenen Männerchen schrien mit und schnell war ein Dichter [Lessing] da, der wie der mit des freudigen Werters Blutpistole [Nicolai], auch hier Rath wuste. Der goss Rosenwasser über das so scheussliche Gemälde, parfümirte es wie er konte — die Farbe ging freylich aus, aber nun rochen doch die schönen Jungfern und die seidenen Herrn den glänzenden Firnis nicht mehr! Nicht genug! Der Dichter [Wagner] der doch sein Stück gern hätte aufführen sehn lies sich verführen, und tröpfelte selbst auch ein paar Tropfen auf; und siehe da, statt dem mutigen, ädlen, selbst bei ihrem Verbrechen grosen Mädchen, steht nun da eine schmelzende Braut und ein dummer Jung, die so glüklich sind dass sie in ihren Entzückungen zerschmelzen und des Redens kein Ende finden. Das menschenfreundliche Publicum geht getrost nach Haus und nimmt sein *Soupée* ohne Sorgen über das arme Kind und die gerettete Mutter, schwazt noch ein Viertelstündchen drüber und schläft dann ohne Herzklopfen und ohne Kopfweh so gähnerlich ein, als es vor der Bühne wachte! —

O muste sie denn ganz den weichlichen Reichen aufgeopfert werden, die schöne Kunst! Haben Sie denn gar nichts mehr für den Mann [erst „das Herz"] dem das Leben zu träg zu empfindungslos ist, und der zur Bühne geht um wieder einmahl durch die Dichtungs-Zauberkunst eine kraftvolle Welt um sich schaffen zu sehn, wo er sein Herz doch einmahl fühlen kan, solt ers auch bluten fühlen?

Armseeliges *publicum*, wie würdest Du gezittert haben hätte Dir Dein Jahrhundert einen Sophokles, einen Euripid, einen Aeschylus, einen Shakespear gegeben! Wer hätte von ihnen wagen dürfen Das stoss zweimahl der Electra zu sagen, wer den blinden Oedip mit blutenden augen;

den heulenden Philoctet, die rache der Hekuba — wer alle die mänliche Scenen darzustellen, wobey Athen und Griechenland in stummer Empfindung den Helden Geist nährte, vor dem du nun erstaunst, und dem du nichts entgegen sezen kannst, als die List und die Klugheit deiner Heerführer [erst „Anführer"] und die Stätigkeit [?] deiner in Formen geschraubten, oder zur Wuth berauschten Soldaten und die schönen Herrn und Damen die aus lauter Empfindsamkeit keiner Empfindung mehr fähig sind — doch der Himmel hat für dich gesorgt und wohl denn dir bey deinen Operettenmachern und menschenfreundlichen, lieblichen Dichterlingen, aber unsere Kinder — *adieu Boje*, lass den Vorhang fallen. —

Für Wagner hatte schon das Berliner litterar. Wochenblatt 1777 S. 45 f. gegen Lessing Partei genommen, und ebenso Schubart D. Chr. 1777 S. 111 f., zugleich „zuversichtlich versichernd", Lenz sei nicht der Vf. des Originals (vgl. ibid. S. 255).

70) S. 100 ff. Er unterscheidet sich und Lessing „nach Manier der Handwerksbursche" den Geburtsorten gemäss als L. (Leipziger) und B. (Berliner), hebt den „überall durchscheinenden hohen moralischen Zweck" seines 1. Actes hervor, tadelt die Leere des neuen Lessingschen, räth einfach 2, 7 einiges anzudeuten, und bespricht als 2. Hauptänderung die Weglassung des Dosendiebstahls, heftig gegen Lessings Vorr. streitend. Citiert aus seinem 5. Act die Stelle, wo Lissel auf Humbrechts Frage, ob ihre Mutter sie ins Hurenhaus geführt, sagt, so gottverlassen sei diese nicht, und Humbrecht seiner Frau dies Liedchen noch oft vorsingen will, was den raschen Tod der Mutter motiviere. Den Lindsthal habe B. zum Briefträger herabgesetzt „und damit Holla" (so schliesst dieser bei Lessing). Am schlimmsten sei dem grundlos umgetauften Hasenpoth mitgespielt worden, der im Original zwar nicht schön, aber consequent gezeichnet, hier halb Mensch, halb Teufel, halb Erzlibertin, halb Schulmeister geworden sei, weil der B. in einem Abc von den nie ganz schlechten Characteren gelesen habe. Wagner citiert den „sanatischen Giftmischer aus Zürich" (die Abendmahlsvergiftung). „Ganz vornen ins hellste Licht solche schwarze Seelen zu stellen, möchte bei unsern ekeln tugendlallenden, hyperempfindsamen Zeiten nicht rathsam seyn", dennoch sieht Wagner darin ein Mittel, die Zuchthäuser, in die B. solche Menschen verweisen will, für die nächsten Generationen durch diese Abschreckung zu leeren. H. sei Natur, wenn auch böse. Woher aber B. wisse — ein köstlicher Einwand! — dass H. gar keine gute Eigenschaft habe? Als ob man schliessen dürfe, einer könne nicht reiten, weil er jetzt gehe? Besser werde H. beim B. nicht, wo er dem Magister die Gefallene „zuschustern" wolle u. s. w. Der L. lasse H. mit Absicht nicht mehr auftreten, beim B. erzeuge er die „grässlichste Langeweile! Er macht sich lustig über den lutherischen Stab, den der Strassburger Marschall, ein katholischer „Stockfranzos", haben soll u. s. w. Endlich, oft sehr treffend, Aenderungen im Ausdruck und Flüchtigkeiten des „Berliner Magisters".

71) Aus der Vorrede zu den „Theaterstücken": „Etwas über Evchen Humbrecht. Ich schrieb vor drey Jahren eine Kindermörderinn in Form eines Trauerspiels, nicht für die Bühne, sondern fürs Kabinet, für denkende Leser: man beehrte sie mit Beyfall und mit Tadel, beydes in einem höhern Grade als ich jemals erwartet hätte; dies freute mich. — Einige philosophisch prüfende Kosmopoliten [Schlosser?] waren der Meynung, eine auf Befehl der Polizey in einem wohlregierten Staat monathlich wiederhohlte Vorstellung dieses Stückes könnte nach und nach dies immer unnatürliche nie ganz willkührliche Verbrechen an seiner Wurzel untergraben und ausrotten. Ein süsser Traum! welcher aber auch als solcher schon der Menschheit zur Ehre gereicht, und einer Probe

wohl werth wäre, wenn unsre Zeiten es nur erlaubten, ihn zu realisiren. Dass dieses aber jetzt uns gewiss nicht thunlich sein würde, davon war niemand mehr überzeugt als ich. — In unsern gleissnerischen Tagen, wo alles Komödiant ist, kann die Schaubühne freilich, wie ihr schon mehrmalen vorgeworfen worden, keine Schule der Sitten werden; dies von ihr zu erwarten müssen wir erst dem Stande der unverderbten Natur wieder näher rücken, von dem wir Weltenweit entfernt sind. — Sollte dies je wieder geschehen können? Ich hoffs, denn jede zu hart gespannte Feder schnappt über und in ihre natürliche Lage zurück. Jetzt ist es Mode tugendhaft scheinen zu wollen, vielleicht wird man es einmal aus der nemlichen wichtigen Ursache. Jetzt hat alles keusche Ohren, der gröste Haufen freche und buhlerische Augen, und ein unreines Herz: Tugend sizt den meisten blos auf den Lippen, und giebt alle andre Zugänge der unverschämtesten Ausgelassenheit Preiss; wenn sich das einmal wiederkehrt, wirds wieder besser werden. — Eh es aber geschieht, mag sich jeder wohl vorsehn eine Saite zu berühren, die so kützliche Empfindungen rege macht. Es ist boshafft und grausam Leute zum Lachen zu bringen, die das Wasser nicht dabey halten können.

Aus diesen und anderen Gründen hätt ichs niemals erwartet, dass meine K. irgendwo auf die Bühne würde gebracht werden; und dennoch geschah es! der Wahrischen Gesellschaft gelang es in Pressburg ein Publicum zu finden, vor dem sie eine Vorstellung derselben mit einigen wenigen, unbedeutenden zwar, aber nothwendigen — bey der Aufführung nothwendigen — Veränderungen wagen durfte.

Mit dieser unerwarteten Art von Belohnung zufrieden würde ich zeitlebens nie auf den Einfall gerathen seyn, den Stoff besagten Trauerspiels für andre oder hiesige Gegenden umzuarbeiten, wäre nicht schon vor zwei Jahren eine abgeänderte Ausgabe desselben in Berlin von dem jüngern Herrn Lessing — wie ich nachher erfahren — ohne mein Vorwissen veranstaltet worden. Zu meinem grossen Vergnügen fand die dasige Polizey auf Anrufen des Nachtwächters [vgl. Gelehrtenrepublik] in Altona für gut, die Vorstellung derselben zu verbieten; wofür ich ihr den verbindlichsten Dank hier abstatte.

Indessen bewog mich doch dieses zu einer Zeit, wo ich gerade was bessers zu thun nicht gestimmt war, selbst Hand anzulegen, und den in der K. behandelten Stoff so zu modificiren, dass er auch in unsern delikaten tugendlallenden Zeiten auf unseren sogenannten gereinigten Bühnen mit Ehren erscheinen dörfte. In dieser Rücksicht hab ich den ganzen ersten Akt unterdrückt, und das nöthigste daraus, was der Zuschauer unumgänglich wissen musste, in den folgenden Aufzügen an schicklichen Stellen eingeschaltet. Die dem jüngeren Herren Lessing so anstössige Episode mit der Dose habe ich beibehalten, weil ich sie mit der Entwicklung schon in der Anlage zu sehr verbunden hatte; Und weil — —

Da es nur denenjenigen neueren Trauerspiel-Dichtern erlaubt ist traurige Katastrophen anzubringen, denen man es bey jeder Scene ansieht, dass es ihr Ernst nicht ist, und dass die Leute auf dem Theater nur so zum Spass sterben, so hab ich um allen meinen Zuschauern eine schlaflose Nacht zu erspahren auch die Mühe über mich genommen dem Ding am Ende eine andre Wendung zu geben, wofür mir, wie ich gewiss weiss die meisten Dank wissen werden.

Ich überreiche demnach hier dem geneigten Leser keine Kindermörderinn, sondern Evchen Humbrecht ein Schauspiel; unter diesem Titel war es den 4. Septembris 1778 hier in Frankfurt am Mayn von der Seilerischen Schauspieler-Gesellschaft zum erstenmal aufgeführt. Von der Vorstellung, und wie sie gelungen? sag ich deswegen nichts, weil es mir

jederzeit verdächtig vorkam, wenn der Vf. die Schauspieler loben will; am Ende macht er sich immer das gröste Kompliment."

72) Aufführungen 1. des Originals in Pressburg Juli 1777. Wahr, nach Schmids Chronologie ein sehr mittelmässiger Schauspieler, spielte Orest, Lear, Olsbach, Richard, Mellefont, Götz, Beaumarchais, Langen, Essigmann, Gröningseck. — In München (s. u.) kaum ungeändert. Vgl. auch Berl. Litt. u. Th.ztg. 2, 145 ff. über die Niesersche Gesellschaft; Madame Heiglin hielt 15. Sept. 78 dort als Julie eine Abschiedsrede, worin sie unter ihren Rollen nennt „Walltrons leidende Gattin, Tellheims liebende Minna, Humbrechts unglückliche Tochter, Ferdinandos glühende Stella". 2. Lessings Bearbeitung später in Süddeutschland (Augsburg); Wien? 3. Wagners Schauspiel 4. Sept. 78 in Frankfurt. Wenn sich unter den ersten Stücken, die Schubart als Theaterdirector 1787 einstudiert, die Kindermörderin befindet (Strauss 2, 348), ist schwerlich an das Original zu denken.

73) Ausgaben. 1. Originalausgabe: „Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel. *Kupfer* [ärmliches Zimmer, Spiegel, zwei Holzstühle, ein Himmelbett, Eva halb liegend, ihr Gesicht verhüllend, daneben halb verdeckt das Kind, Martha empfängt Humbrecht] VI. Aufzug pag. 113. Leipzig im Schwickertschen Verlage 1776" 120 S. — Das Kupfer fehlt auch.

b. Nachdruck „Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel. *Kupfer* (freie Reproduction des Originalkupfers, nur ein Stuhl links, aber gepolstert. Söckler fc.). Zum 6. Akt. 1776" 112 S. ff. in den „Neuen Schauspielen aufgeführt auf dem Churfürstlichen Theater zu München. Mit Genehmhaltung des Churfürstlichen Büchercensurcollegiums Augsburg und München, bey Conrad Heinrich Stage 1777" Bd. IV. Der Band enthält 7 Stücke, an zweiter Stelle den „Schubkarren", an 6. den „Beverley" nach Saurin, an 7. nach der Inhaltsübersicht „Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel in sechs Akten, von L e n z". Jedes Stück hat besondere Paginierung und Bogenzählung und ein besonderes Titelblatt, auf dem jedesmal die Aufführung 1776 vermerkt ist. Es sind Textbücher in gleichem Format, anfangs separat erschienen, erst später bandweise vereinigt. Die Kindermörderinn ist mit anderen Typen gedruckt und ohne den Aufführungsvermerk, dessen Stelle die Vignette einnimmt. Ich schliesse daraus, dass das Stück nicht so aufgeführt worden. Die überaus seltene Sammlung lieh mir Herr Regisseur Dr. Grandaur auf das zuvorkommendste. Das Stück separat in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. — Von der Originalausg. nur durch winzige Abweichungen in Orthographie und Interpunction unterschieden.

2. Lessings Bearbeitung „Die Kindermörderinn, so wie sie abgeändert, auf dem deutschen Theater zu Berlin im Januar 1777 aufgeführt worden ist. Dieses Trauerspiel wird im himburgischen Buchladen und bey der Theatercasse für 8 Gr. gebunden verkauft" 110 S. (13 S. Vorr.). Ich durfte v. Maltzahns Exemplar (D. Bücherschatz S. 496) benutzen. — Titelausgabe davon „Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Neue umgearbeitete Auflage. Berlin 1777. Bey Christian Friedrich Himburg". — b. Neueste Sammlung von Theaterstücken Frkf. a. M. 1776—79 (Nr. 23).

c) in „Theatralische Sammlung. 25. Bd. Wien, 1792" als „Die Kindsmörderinn. Ein Trauerspiel in sechs Aufzügen von P r o f e s s o r Wagner. Frankfurt am Mayn, 1777", mit einem Titelkupfer zum 6. Act. — Separat ohne Kupfer (Berl. kgl. Bibl.)

d) Deutsche Schaubühne 1789. 4, 363 ff. „Der Schlaftrunk oder Mütter! Hütet eure Töchter besser. Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen", offenbar für eine Bühne bestimmt. Der Titel ähnelt dem spä-

teren Wagnerschen (vgl. Seyfrieds Lustspiel „Ihr Männer merkt es!"). Sonst ist das Stück identisch mit Lessings Verballhornung, geht aber kaum vom Originaldruck Lessings aus, weicht im Uebrigen nicht unerheblich ab. Lessings 1. Act ist gestrichen; dafür längerer Monolog Evas am Schluss des 1. Acts. Auch sonst vieles gekürzt und getilgt; 2, 1 z. B. verfeinert. Im letzten Act befindet sich das Kind in einer Seitenkammer; der ganze Act stark mit dem Rothstift bearbeitet. Lischen kommt, Monolog, man hört Eva drinn „Blut" schreien, dann kommt sie mit der Leiche heraus u. s. w. Der Major Lindsthal ist ganz verschwunden. Die Mutter heisst Sabine. Rücksicht auf die Geistlichkeit ist deutlich. Manches gelungen: für Lessings thörichtes „Gewissen, grösser als eines Metzger seins" „als eines Juden seins". Vieles. z. B. das „Stubenmädl" S. 101 verräth den Süddeutschen. — Der Schluss frei, Monolog Humbrechts „Die ganze Welt" u. s. w., Abschied, „und dann herunter mit deinem nichtswürdigen Kopfe, herunter damit, allen geilen Mädchen zum Schrecken, allen künftigen Kindermörderinnen zum Schauspiel. Adieu!" — Separat o. O. 1789. 109 S.

3. „Evchen Humbrecht oder Ihr Mütter merkts Euch! ein Schauspiel in fünf Aufzügen" eröffnet die „Theaterstücke von Heinrich Leopold Wagner. Frankfurt am Mayn verlegts Johann Gottlieb Garbe 1779 (Rec. Allg. d. Bibl. 40. 2, 484). 1. Evchen Humbrecht, ein Original-Schauspiel. 2. Macbeth, ein Trauerspiel nach dem Engländischen des Shakespear. (vgl. über die zufällige Zusammenstellung die Vorrede). — Beides auch separat (144 S. 106 S). — Die Widmung an Dalberg entsprang wol der Hoffnung auf ein Unterkommen in Mannheim (vgl. S. 21),

74) Frankfurt und Leipzig 1776, 236 S. 8° mit Vignette und Titelkupfer. Wol bei Eichenbergs Erben. Denn eine Ausgabe, wo dieser Verlag wirklich auf dem Titel genannt wäre, habe ich nie gesehen, finde aber in Zss. diese Verlagsangabe. An einen Nachdruck ist nicht zu denken. — Allg. d. Bibl. 30. 1, 235. D. Chronik 1776, 311 f. vgl. 319 (natürlich freut sich Schubart bei allem Tadel über das Zerrbild des Hofes). — N. 374 ff.

75) Karl August an Merck (185): „Oeser stallt ganz vortrefflich mit ihm".

76) Der Tempel zu Gnidus. Aus dem Französischen des Herrn von Montesquieu übersetzt von H. L. W. Strassburg Heitz 78 S. 8°. Neuer Abdruck: Strassburg und Frankfurt bey Esslinger 1773. Und: Herrn von Montesquieu Tempel zu Gnidus. Aus dem Französischen übersetzt von H. L. W. Wetzlar, 1776 bey Philipp Jacob Winkler, dem ältern 80 S.

77) Vom Original kenne ich zwei übereinstimmende Ausgaben. Maltzahns Exemplar hat bei engerem, schlechterem Druck 142 S. (meines 179), auf dem Titel eine Vignette und *Au cap corse* 1774 gegen das *Au cap corse et se trouve aussi à Francfort sur le Main chez J. G. Esslinger* 1775 der späteren correcteren Ausgabe, der auch eine Widmung an Sternberg beigegeben ist. — Vgl. das Lob im D. Merkur 8, 245 f. Ueber Lamberg Intelligenzblatt zur Lit.ztg. 1793 Nr. 25. —

In Wagners Uebersetzung vorn neu ein Titelkupfer (Lambergs Schreibtafel u. Griffel) und eine sonderbare Vignette im Titel des ersten Theiles „Tagebuch eines Weltmanns. Uebersetzt von Heinrich Leopold Wagner. *Italiam Italiam.* (Vign.) Frankfurt am Mayn bey den Eichenbergischen Erben 1775" 120 S. Titel des 2. hier besonders paginierten Theils „des Herrn Grafen Maximilian Joseph von Lamberg ... Zweites Stück ..." Vgl. F. g. A. 1774, 849. 1775, 161 f.

78) Vgl. F. g. A. 1778, 553 Goth. gel. Ztgen 78, 843 ff. u. s. w.

79) S. Erfurter gel. Ztg 1779, 598.

80) So bringt das Theaterjournal 1779 aus Cronegks Nachlass ein den 1. Act des J. E. Schlegelschen Kanut parodierendes Gespräch zwischen Gottsched und Schönaich zur Verhöhnung der Dichterkrönung.

81) Angezeigt Litt. u. Th.ztg. 1, 492 f. (vgl. 397 ff.) und ohne Nennung Wagners F. g. A. 1778, 461 f. Ganz in der kritiklosen Weise dieses Blattes vgl. 393 f. 761. Ebenda S. 247 f. gegen den „alten Sünder" und seine „Affen" in Deutschland wol von Wagner. — Auf Merciers *L'an* 2440 geht auch der Titel der nationalökonomischen Vorschläge „Das Jahr 1850" (Frankf. u. Lpzg. 1777) zurück. —

Beilagen.

I. Briefe Wagners.

a. An Boie (in Weinholds Besitz).

1. *Hochedelgebohrner Hochgeehrtester Herr!*

Können Sie sich auf einige Augenblicke an die Stelle eines funfzehnjährigen Mädchens setzen, das zum erstenmal sein bischen Reiz auf einen masquirten Ball wagt? Mit dem festen Vorsatz sich niemand zu entdecken tritt es in den Saal, hört ungerührt sich hundertmal im *bon ton beau masque* nennen, glaubt sicher bis ans Ende sein *incognito* halten zu können, auf einmal werden ihm die nemlichen Höflichkeiten in einem Ton, der den Schein des wahren hat nochmals gesagt, es wird stolz darauf, wünscht sie verdient zu haben, und zieht die Spitzenmasque ab.

Mit weniger Veränderung ist dieser Fall auch der meinige; Wissen Sie also, dass Ihr unbekannter Korrespondent — aber erschrecken Sie ja nicht — ein gebohrner Strassburger ist welchem der Hr. v. Günderode die Erziehung seiner Söhne anvertraut hat, und jezo lebt er in einer Gegend die fast eben so barbarisch ist als sein liebes Vaterland. — Bedauern Sie ihn nicht ein wenig?

Sie wollen wissen, wie ich mein Exemplar zu empfangen wünsche? Da ich unter der addresse, unter der ich bisher *Ihre* Briefe erhalten habe und der ich *Sie* ferner sich zu bedienen bitte — wenn *Sie* mich anders noch mehr mit *Dero* angenehmer Zuschrift beehren wollen — postfrey bin, so könnte ich es vielleicht gleich aus Ihrer Hand auf dem Reichspostwagen erhalten; wo nicht so will es Hr. Hofrath Ring mit dem ich in Briefwechsel stehe, bey Macklott*) in Carlsruhe erheben lassen. Ich bitte mir zu melden, welcher von beyden Wegen Ihnen der schicklichste scheint.

Lassen Sie mir übrigens die Gerechtigkeit widerfahren, und glauben, dass es meine Schuld nicht seyn wird, wenn meine Bemühungen in hiesigen Gegenden dem guten Geschmacke Beförderer aufzutreiben fruchtloss seyn sollten; so wie ich mich auf der andern Seite genug dafür belohnt halten werde, wenn ich Ihre Freundschaft dadurch erwerben kan. Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu seyn

Euer Hochedelgebohrn

Saarbrücken d. 9. *Xbris* gehorsamster Diener

1773. Heinrich Leopold Wagner

Gouverneur de Messieurs les Barons de Günderode.

---

*) Der berüchtigte Karlsruher Sosius Macklot. Goethe 23, 53.

2. *Hochedelgebohrner Herr! Hochgeehrtester Herr!*

Das Schicksal meines letztern Briefs vom 9t *Xbris* 1773 scheint mir sehr problematisch zu seyn: ist er *Ihnen* zu Händen gekommen? ist ers nicht? Die Höflichkeit mit der Sie die Briefe eines Ungenannten beantwortet haben, heisst mich das leztere vermuthen. Ich muss also den Hauptinhalt meines letzten Briefes wiederhohlen. Ich bat *Sie* mir zu melden, ob *Sie* mir — da ich unter der *addresse* des Hrn. *President* von Günderode postfrey bin, meine Briefe erhalten Sie doch auch so? — gerade von *Ihnen* aus Klopstocks Gelehrten Republick mit dem Postwagen schicken könnten, oder ob ich bey Macklot in Carlsruh bezahlen und es dort durch den Hofrath Ring in Empfang nehmen soll? Jetzt scheint mir das leztere selbst bequemer: noch diese Woche werde ich das Geld hinschicken, werde ich aber auch ein Exemplar — denn abgedruckt ist sie ja schon erhalten können? — Die Collecktur in hiesigen Gegenden werde jederzeit mit dem grösten Vergnügen übernehmen.

Wenn *Sie* glauben dass meine Beyträge in ihrem Almanach — der mit den Nahmen unsrer grösten Dichter prangt, — nicht *deplacirt* sind, so bitte ich mir zu melden, bis wenn ich sie einschicken soll.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

Euer Hochedelgebohrn

Saarbrück d. 20. Hornung 1774. gehorsamer Diener

Heinrich Leopold Wagner.

gouverneur de Mess. les barons de Gunderode

b. An den Schauspieler Grossmann*).

(1. mitgetheilt von S. Hirzel, 2. ff. aus Kestners Sammlung durch Schnorr v. Carolsfeld).

1. Hier mein lieber Grossmann! schick ich Ihnen Sturm und Drang

*) G. F. W. Grossmann 1746—1796, ward vom studierten Secretär Schauspieler und Bühnendichter. Goedeke S. 643, dazu Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters Halle 1773, seine Uebersetzung der Minna von Barnhelm ins französische 1772, seine Todtenfeier für Lessing, „Lessings Denkmal" 1791. Ganz unbedeutend im Trauerspiel, Ifflandisch im Drama: in seinem Hauptwerk „Nicht mehr als sechs Schüsseln" (scharf Goethe 22, 115). Vgl. über ihn Götz „Geliebte Schatten" S. 23 f., Devrient 3, 100 ff. Schlichtegroll Nekrolog auf 1796 II, 60 f. Lessing 12, 571 f. Vieles in den Theaterjournalen, z. B. Gothaer 1783, 78. Briefe an Knigge „Aus einer alten Kiste" S. 172 ff. „Frau Rath" S. 234, 265. Vgl. o. Er trat 1774 bei Seylers ein und heiratete 1775 in Gotha Mad. Flittner geb. Hartmann, deren jüngere Schwester Dem. Hartmann durch Mad. Seyler ausgebildet wurde. Später Director der kurkölnischen Hoftruppe, dann Principal. — Wichtig das Büchlein „Karoline Grossmann. Eine biographische Skizze herausgegeben von C. G. N." Göttingen 1784, auch von Frau Rath gerühmt (Archiv 3, 123). Verfasser ist Neefe. Ein Portrait ist beigegeben. 24|25 XII 52 — 29 III 84. Mit 17 Jahren Wittwe des Geh. Registrators Flittner. Aus dieser Ehe blieb die „Fritze" 24 I 71 — 16 VIII 1815, vermählt mit Unzelmann (Frau Rath), geschieden, berühmt in Berlin als Frau Bethmann (Briefe in Dorows „Reminiscenzen" S. 201 ff.). Frau Grossmann, auch poetisch beanlagt, hat nur ein paarmal gespielt; tüchtige, muthige Directrice in Bonn. Ihre Briefe machen ihr mehr Ehre als dem flotten, leichtsinnigen Gatten. Von den Mädchen war die von Wagner besungene Lotte die anziehendste. Der erste Bube hiess Hans Wolfgang, „diesen Namen gab ihm sein Pathe-Genius

zurück. Es gehört in ihre Bibliothek: den Zettel davon leg ich auch bey; um Hr. Opitz Sammlung nicht zu stümmlen. — Wie gehts Ihnen allerseits in Mainz; es hat noch keiner kein Wort von sich hören lassen. Auch Hr. Schletter hat mich und die versprochenen Arien vergessen. Vielleicht weiss er gar nicht mehr welche es sind. Aus dem Jahrmarkt das Rondo: selbst die glücklichste der Ehen etc. und aus Romeo pp. Wollen Sie ihn gütigst an sein Versprechen erinnern? Wie lange ist ihr Aufenthalt in Mainz noch? Welche Tage wird gespielt, Dass ich mich darnach richten kan! Einen herzlichen Gruss von meiner Frau an Sie und Ihr Weibchen: küssen Sie Lotten auch einmal für mich. Ich bin wie immer

Ihr

Frkft d. 26. *Juni* 1777. Freund *Wagner*.

2. Frankfurt den 27. Nov. 1777

(*von anderer Hand:* den 4. Dec. beantw.)

So eben, da ich mich hinsetzen will Ihnen zu schreiben erhalt ich Ihren Wischer und freue mich, wie ich mich allemal freue, wenn ich einen begangenen Fehler ungewarnt wieder gut mache oder wenigstens den Vorsatz gehabt habe es zu thun. — Erst vorgestern konnt ich an Rodog. kommen, die VerhinderungsUrsachen haben Sie trefflich errathen, aber Schnirkel war nicht die einige; hab noch einen andern *criminal* process *puncto falsi* und ein paar Rechnungs*affairen* einzuleiten gehabt. Biss es dem langsamen Gang der Madam Justitia gefallen wird mir auch ein paar Schritt wieder entgegen zu gehn, bin ich wieder mein. So viel anders möglich ist soll die Zeit Ihnen gewidmet seyn. — Charakteristick soll kommen, nächstens! aber mausstill! sonst. — Dann schick ich Ihren Philos. f. die Welt, Zeitung, Musäum, kurz was hier nicht mit kommt, mit. — Die Rückantwort aufs Condole Schr. kan ich, weil ich sie vielleicht jeden Augenblick produciren muss, nicht missen. Will sehn, wo ich eine krieg. Fleischer wird *interveniendo* auch einkommen, und den Spass voll zu machen, fordre ich Ihnen vielleicht zu seiner Zeit auch noch *carta bianca* ab. — Ich glaube 2 Gedichte, ein ungedrukts an Mad. Seiler und 1. gedrucktes aber nicht sehr bekanntes an Mad. Abt zu besitzen; sie stehn zu Diensten und kommen im nächsten Transport. Meinen herzlichen Gruss auch von meiner an Ihre Gattin. Der Durst verliehrt sich doch sehr gemach: macht wie sie sich ausdrückt, allerhand Männchen — wünsch beyderseits glücklich zu landen. Der guten lieben Lolo gibt D. Wager (Wagner?) zehntausend Mäulchen; Meine Schwester empfiehlt

Göthe" (vgl. Frau Rath Archiv 3, 112). Der Kleine trägt ein Ritterwamms und unterschreibt sich als „deutscher Sohn". Die Frau bittet „Grüss die Frau-Räthin Göthe. Was macht die trefliche Mutter des grossen Sohnes?" — Die Reihe der schwächlichen Trauergedichte bei Neefe beschliesst eine lange „Antwortsepistel dem Wittwer Grossmann gesandt im April 1784 von A. C. L. Karschin", worin sie ihn höchst naiv zu einer neuen Heirat drängt (anders Frau Rath 3, 123).

Opitz begabter Schauspieler (Frau Rath 3, 110). Wagners Aufträge hängen mit seinen Briefen über die Seylersche Truppe zusammen. „Jahrmarkt", „Romeo und Julie" von Gotter. — Schletter untergeordneter Acteur und Bühnendichter. — Dem. Meyerfeld u. s. w. von der Truppe. — „Rodog." natürlich Rodogune (Mad. Seyler Kleopatra).

Christian Gottlob Neefe Chemnitz 5 II 48 — Dessau 26 I 98, Schüler Hillers, Musikdirector, Componist, Theaterdichter; bei Seyler, dann bei Grossmann; Schwiegervater L. Devrients.

sich. H. Möller sagen Sie, dass meine Klage angenommen und die Inquisition schon angestellt worden. — So bald ich mehr weiss schreib ich. Ist H. Opitz mit Abschreiben bald fertig? suchen Sie das Ding doch so bald als möglich in Gang zu bringen. — In Presburg ist meine Kindermörderinn im Julius mit nur wenig Veränderungen im ersten Akt aufgeführt worden. Melden Sie diess H. Reichardt, damit er sie besternt. — Vergessen Sie nicht mir meinen Göthe von Ettinger zurückzurufen! — Soll ich warten biss Sie mir das III. St. vom Th. Journal schicken können, oder darf ich auf Ettingers Rechnung eins bey Fleischern erheben? Leben Sie wohl; schreiben Sie bald; wie geht die Kunst in M**. Des Guckucks wegen ja reinen Mund — Addio

Ihr

Wagner.

3. Hier mein Freund! allerhand. — Das Versprochene! ich konnt es unmöglich eher liefern; — Bitten Sie Reichard nebst meinem Gruss, ja sich nichts merken zu lassen, wo es herkommt; ich mag keinen Verdruss haben. — Die Verse an M. Seylern und Abt bitt ich mir, wenn kein Gebrauch davon gemacht werden sollte, wieder zurück; werden sie in Almanach abgedruckt, brauch ich sie nicht mehr. — Beykommende Gedichte machen ihnen vielleicht ein Bischen Spass. Die Familienscene machte ich für H. Hofrath Deinet, von dem hier ein Päckchen. Der Merkur kommt von H. Fleischer. — Es ist ½ zehn Uhr schon, ich muss Brief und Päckchen schliessen. Meine Frau empfiehlt sich ihrer Lieben Gattin aufs beste; meine Schwester und ich auch. Die Liebe Lotte wird von uns allen hauptsächlich aber auch von der Mama Räthin gebüsst (geküsst?). Werden Sie uns nicht ein Bischen besuchen? Wenn die Frau im Kindbett liegt und er die Nas also davon muss lassen. Viel Glück zum voraus! — Schreiben Sie mir wieder — — ein andermal mehr.

Ihr

Montags den 15 *Xbris* 1777. Wagner.

4. Dass Sie doch mit samt Ihrer grossen Nase es niemals riechen können, wenn ein Päckchen von mir für Sie bestimmt da liegt, oder wohl gar schon die Athmosphäre worinn Sie leben parfürmirt oder durchstänkert. — Wozu ins Henkers Nahmen dient Ihnen dann der Pfahl, den Sie im Gesicht stehen haben? nur lediglich dazu um die Frauenzimmer auf das*) Ovidische *noscitur ex naso* etc aufmerksam zu machen? — Doch ich will nicht Böses mit Bösem vergelten, nicht Vorwürfe mit Vorwürfen erwiedern, über den BänkelsängerTon Ihres Briefs und das ewige hier ist — hier sehn — hier erhalten sie ferner — mich nicht aufhalten; aber vertheidigen werd ich mich auch nicht: denn, wenn ich mich vollkommen legitimirte, würden Sie dieses als eine Probe meiner Erfindungskrafft ansehen und mir doch nicht glauben; erläg ich dem Beweiss? so würden Sie die Gelegenheit mich derb auszufilzen, gewiss nicht versäumen. Es ist also am besten ich schleiche über diesen Punkt weg wie eine Katze über das Eis. — Mein Päckchen muss in Ihren Händen gewesen seyn, noch eh mir das Ihrige einlief. Wie Ihnen mein Manuscript behagt hat, hoff ich in Ihrem nächsten zu hören. Hierbey schick ich Ihnen authentische Nachrichten von der Wahrischen Bühne in Presburg; in Kalender werden Sie zu spät kommen; schicken Sie sie ins Journal. Den

*) Die Erklärung dieses zotigen Spasses mag sich jeder selbst geben.

Brief an Frau Rath Göthe hab ich gleich überbracht; Innliegende Antwort*) mag dies beweisen. In Zukunft aber wollte ich gehorsamst gebeten haben, wenn Sie mich wieder zum erhabenen Posten eines Gevatterbriefträgers erheben wollen, mir einen kleinen Wink davon zu geben, damit ich nicht im langen Mantel, fliegendem Haar und schwarzen — Stiefeln, sondern hübsch gepuzt, gestuzt, gelekt bey einer so feyerlichen Gelegenheit erscheinen dörfe. — Dem lieben Neefe danken Sie für die gütige Mittheilung des *Vaudevilles* in meinem und meiner Frauen Nahmen: letztere wird es selbst thun — sobald es ihre — Weiblichkeiten erlauben. Sein Brief an Madems. Herzog ist bestellt. — Ich wünsche, dass das Erdbeben, das Ihre Frau Gemahlin erwartet (da der Mensch von vielen als eine kleine Welt betrachtet wird, so bin ich auf diese ganz neue Figur meiner Einbildungskraft sehr stolz) glücklich vorübergehn und am Hauptgebäude nichts verlezen möge. — Die Möllerischen Akten kan ich Ihnen jezt noch nicht schicken; bey dem Schnekengang den sich Madam Justitia beygelegt hat, könnten sonst gar leicht die ersten Akten dem Gegenpart zu früh bekannt werden. H. Möller werd ich in wenig Tagen selbst Rechenschafft ablegen, wie weit die Sachen gediehen sind; und alsdann auch der Demoiselle Meyerfeld antworten. Bitte dieses nebst meinem Empfehl meinen beyden Clienten wissen zu lassen. — Biss Dienstag wird ja wie ich höre Spauers *Opus* aufgeführt, an guter Einnahme wirds ja da wohl nicht fehlen. Grüssen Sie H. Opitz, wenn er mit**) Abschreiben fertig ist (zum Souffliren wird es wohl nöthig seyn, das ganze im Zusammenhang noch einmal zu kopiren,) so bitt ich mir gelegentlich mein Exemplar zurück aus. — In Strassburg warten aller Augen auf Euch Herrn und Damens. — Meine Frau empfiehlt sich der Ihrigen, ich küss ihr die Hand, und umarme die liebe Lolo vielmahls. Leben Sie wohl und schreiben bald

Ihrem

Frkfrt den 21 *Xbris* 1777. Freund Wagner.

5. Was soll ich nun denken? sagen? — Sind Sie gestorben? liegen Sie in Wochen? Sind Sie bös? wüsste nicht worüber? — Haben Sie mein Päckchen nicht erhalten? Verdients keine Antwort? wars nicht Recht? — hundert Fragen könnt ich mir noch selbst so aufwerfen; aber beantworten kan ich sie warlich nicht: nicht Eine! Das müssen Sie thun; und eher Sie es thun, je lieber sind sie mir. — Meine Frau und Frau Rath Goethe machen mir den Kopf auch noch toll. — Ey du hast ja gar lang keine Briefe von Grosmann! — Wie befindet sich Madam Grosmann haben Sie nichts gehört; und die gute Lotte; was macht dann die? u. s. f. da steh ich dann und zucke die Achseln und sage ich weiss nicht; ich hoffe wohl etc. 'Sist zum theuren Aerger so 'ne dumme Rolle spielen zu müssen. Wenn sie es nicht glauben, sollen Sie es einmal fühlen. — Der Theaterkalender ist da, (recht gut gerathen) aber das bewusste ist nicht drinn; kams zu spät oder schickten sie es nicht hin? Kans ins Journal taugen? Umsonst möcht ich mir die Augen doch nicht verdorben und biss nach Mitternacht dran geschmiert haben. — Hier wird ja allerley Guts und Böses von Ihrer Gesellschaft geschwazt; Billig sollt ichs doch auch wissen. — Doch im Ernst Freund! ist mein leztes Päckchen etwa in Unrechte Hände gekommen? Es kennen einige meine Hand und mein Siegel, es war mir sehr ärgerlich — Ich leg Ihnen hier noch ein paar Hochzeitsgedichte bey; drey andre sind schon wieder auf dem Stuhl;

*) Archiv III, 111 f.
**) Evchen Humbrecht.

Meine Frau, Schwester und ich empfehlen uns Ihrem lieben Weibchen, der guten L o l o, H. N e e f e und Ihnen aufs Beste. Ich verbleibe wie immer

Ihr

Frfrt den 17 Jennner 1778. W a g n e r.

6. Hier schick ich Ihnen für H. M o e l l e r die*) Supplick wieder zurück; in der Titulatur habe ich den eben nicht unumganglich nöthigen Zusatz machen lassen; nun kommt es auf H. Moeller an, ob er sie präsentiren will oder nicht; es sollte mir leyd seyn, wenn er so wankelmüthig seyn und zurücktreten wollte. In Frankfurt kan und werd ich alles thun aber im Maynzischen darf ich nichts, weil ich da nicht als Advokat angenommen bin. Wäre H. M. nicht selbst *in loco* so hätte ich durch einen dasigen *procuratorem* die Bittschrifft bey der Regierung übergeben lassen, wie die Sachen aber jezt stehn, ist mein gethaner Vorschlag der beste. Freilich wird nichts anders draus entstehn, als dass ein Befehl an den Zollschreiber ergeht G ö l l n e r n *ad protocollum* zu vernehmen, dies ist aber was wir wollen. Würden wir *simpliciter* in Höchst um diese Vernehmung anhalten, so wär 1) die Frage, ob der Zollschreiber sie vornehmen w o l l t e? 2) weiss ich sicher, dass Goellner ein *privilegium fori* zu haben und grad unter dem Kurfürsten zu stehn vorgibt. Wenn wir also einen Befehl von diesem haben, kan er keine Ausflüchte mehr machen; und ungestrafft wird es ihm dann auch nicht abgehn. — H. M. fragt was er am Ende für Nutzen davon haben würde? Hm! verschiedene als 1) den heimlichen Verläumder öffentlich und gerichtlich genannt zu wissen, ihn alsdann zur Ehrenerklärung und Geldbusse in den *fiscum* angehalten zu sehn: 2) die Ehre eine Sache nicht h a l b gethan zu haben. — Da die Klage einmal angestellt ist, kan er ohne dem S c h n i r k e l neuen Stoff zu Mokerien zu geben nicht wohl zurücktreten; dieser würde das *parturiunt montes* etc. gar bald ausrufen. Doch überlass ichs ihm zu thun was er für gut befindet. — Ihr Brief ist den nemlichen Tag auf die Post gereisst.

---

*) Der vielerwähnte Process, den Wagner als Möllers Advocat führte — die Acten sind vernichtet — bezieht sich auf einen Federkrieg (1777) zwischen einem Pseudonymus (Cranz?) und Möller. Der Erfolg der äusserlichst aufgetakelten Dramen Möllers und die Anzeigen im Frankfurter Ristretto hatten den Spott herausgefordert. N. 382 f. Ich werde die Schnirkeliana, höchst ergetzliche Spottschriften und der schwachen Möllerschen Replik, an der Wagner nicht mitgearbeitet hat, weit überlegen, in dem Anm. 31 versprochenen Aufsatze ausführlicher behandeln, und beschränke mich hier auf die kürzende Angabe der Titel. 1. C o n d o l e n z - S c h r e i b e n an die grossen Geister Teutschlands Hr. Lessing, Hrn. Göthe und ihre Cameraden . . . . . von . . . S c h n i r k e l . . . . . — 2. [Möller] A n d e n V e r f a s s e r des Condolenz-Schreiben . . . . . — 3) R ü c k a n t w o r t des Herrn Bürgermeister Schnirkel an den Verfasser der Zigeuner . . .

Erwähnt sei hier nur aus der „Rückantwort“ S. 12 der Spott gegen „Hr. T h o m p s o n, sonst genannt Ibbecken, *Exdirector* der Kwäzer Akademie, dermaliger *Professor honor.* zu Heidesheim, wo er als sich so nennender Königl. Preuss. Admiralitäts-Rath, die wichtige Lehre für die Rheinischen Philantropisten von der Navigation lehrt, und wo er durch den verschmitzsten Streich, seinen Collegen den Hrn. Prof. Siegmund Hochw. dermaligen Hochgräfl. Consistorial-Assessor und Tobacks-Fabricanten, ausgebissen hat.“ Dies zu S. 16 über Wagners zeitweiligen Chef. Genaueres über Thompson-Ibbeken in einer Frankf. Correspondenz der Goth. gel. Ztgen 1780, 293 f. Eine Zeit lang unter Basedow.

— Die Frauenzimmercommission das Garn nemlich hatte ich nicht vergessen, aber sie scheints vergassen, dass ichs Gelegentlich mit dem Marktschiff schicken sollte; und dass meines Wissens in der Zwischenzeit biss zu ihrem lezten Schreiben keins gieng. Ihre Komplimenten sind ausgerichtet und kommen von allen Ecken hier zehnfach wieder. Vermuthlich werd ich die Madam in Hanau in den Wochen besuchen können; es ist mir da auch bequemer; nur soll sie es so einrichten, dass sie nicht auf dem Hinweg — — den Theaterkalender hab ich; er nimmt jährlich zu; und das freut mich. — Warum hör ich nichts von Evchen Humbrecht? Wenn H. Seiler es nicht brauchen kan, wünsche ichs zurück. — Grüssen Sie alle Freunde herzlich, ihr Weibchen und Lolo vorzüglich von uns allen. Leben Sie wohl; Ich bin jederzeit

Ihr

Frfrt den 26 Jenner 1778. Wagner.

Frankfurt den 19. *Nov.* 78.

7. Glücklich angekommen, wie ich hoffe? Meine Wünsche haben Sie begleitet wenigstens; und Vater Rhein, dem Sie seines guten Weins wegen so oft eine Standrede gehalten haben, wird doch sich nicht als ein Flegel gegen Sie betragen haben? — Ist das Werk schon im Gang? so gratulir ich. Hier erhielt ich so eben Innlage von Hr. Reichard, da die Post fort will, und ich den Brief nicht biss Morgen mag liegen lassen, so hab ich nur Zeit nebst meinem Empfehl an alles, was mir gut ist, Ihnen zu sagen, dass ich immer noch bin Ihr Freund

Wagner.

c. An den Maler Müller.

(Holtei Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten II², 122 ff. — Vgl. für Müller im einzelnen Seufferts gründliches Buch Maler Müller 1877.)

1. An Herrn Maler Müller nach Mannheim.

Strassburg d. 15. May 1776.

Erst heute mein lieber Müller konnte ich so viel Zeit finden, meinen Freunden zuzuschreiben; ich war bisher in einem stäten Gewirre, und beinahe 10 Tage abwesend. Vergib also, dass ich Dir nicht eher Nachricht von mir gab. Mir ists in sofern wohl, nur sind so wenige, fast sollt ich sagen keiner hier, die mich fühlen, verstehn können, die ich wieder fühlen, wieder verstehn kann; das ist ärgerlich! Der einige, auf den ich mich so lang freute, den hat das Donnerwetter fortgeschmissen, nun sitz ich und krau mir die Nägel ab. Und dann die unbedeutenden Kerls, die einem die Zeit verderben, und alle gute Laune verjagen. Hohl sie alle der Teufel! — Will ihrer gar nicht mehr denken, will mich freun, dass mir Gott hier und da warme biedre Freunde geschenkt hat; Du bist der lezte zwar der Zeit nach, Lieber, aber mir doch werth, als einer der andern. Wir sind so ziemlich auf einen Ton gestimmt, unsre Seelen trafen sich. Nähm nicht weis was jezt, dass der Postwagen gleich weiter gefahren, und mich verhindert hätte Dich von Angesicht kennen zu lernen. — Aus Zürich hab ich von Kaisern Briefe, ehstens antwort ich ihm und da schreib ich ihm auch von Dir, ihr müsst euch lieben, weil ich euch liebe. Ihr müsst sag ich.

Kommt bald was neus von Dir? ich hab mich so sehr an Deiner Schafschur ergötzt, dass ich andern Stücken ungedultig entgegenseh. — Meine Leipziger Produkten sollen Dir aus Frankfurt zugeschickt werden.

Hat Hr. Schwan „Reue nach der That“, „Wohlthätige Unbekannte“ und „Sebastian Sillig“ mitgebracht?

Schreib mir was Du dabei fühlst, ich werd's in Zukunft auch thun, jezo fehlt mirs an Zeit. *Addio carissimo!* Ich bin ganz Dein

N. S. Hier meine gedruckte Adresse. Wagner.

Frankfurt d. 22. 8bre 1776.

2. Hier mein Lieber erhältst Du einen Sillig, sieh wie er Dir behagt, bedenk aber auch, dass er nicht für Dich und unseres Gleichen geschrieben ist. — Unter hundert widrigen und angenehmen Empfindungen die mein Herz bestürmten kam ich hier an; noch ist bey weitem nicht alles ruhig. Die Frau Rath Goethe hat Deinen Handkuss mit Freude angenommen, sie ist Dir recht gut; das kann ich Dir sagen. Wir warten sehr auf Deine Balladen, schick sie mir doch ja gleich; und das andre wovon Du sprachst, und alles! — Wenn Kleins Oper gedruckt ist, so schicke sie mir brühwarm. Vergiss nicht ein und andre Note oder Anecdote beizufügen. Ich halts für Pflicht den Kerl zu striecheln. — Was macht die Farce? — In Darmstadt sprach ich Claudius, aber zu kurz als dass wir uns hätten anschliessen können. Es schien mir als stäck ihm mein Prometheus noch im Kopf. Doch da er nichts davon sagte schwieg ich auch still, so gern ich ihm gesagt hätte, dass ich keinen persönlichen Groll weder auf ihn noch seine Recension gehabt habe. Vielleicht gibt sichs ein andermal. Meine Frau grüsst Dich und schätzt in Dir den Freund

Ihres und Deines

Römerberg an der Bendergasse. Wagners.

9. Febr. 77.

3. Ich bin Dir noch auf zwey Briefe Antwort schuldig mein Lieber! blieb sie Dir mit Fleiss schuldig, damit Du nicht in Collision kämst. — Dein erster vom 18t. Nov. — die verfluchten Staarmatzen mit ihrem ewigen Deuteln, die meinen Sillig als eine Pasquill auf den oder jenen ansehn, haben mich schon genug geärgert. Z ist weiter nichts, als der lezte Buchstab im ABC, nicht aber Zweybrücken. — Auch kein andrer Hof ist ganz oder allein darin geschildert, wohl aber mehrere oder alle in eins geschmolzen: Die Züge hab ich freilich nicht auf (aus?) der Luft gegriffen, aber doch die Farben so gemischt, dass keine Ähnlichkeit, kein Portrait mehr da ist; wohl aber Gemählde. — — Für Deine Balladen dank ich Dir in meinem und unsrer Mama Aya Nahmen recht herzlich. Dein braunes Fräulein ist mir eben so lieb als Priors nussbraunes Mädchen! — Dein Golo, und die leidende Genovefa... wie herrlich! wie wahr! Bey der Stelle „der Teufel selbst hat dies gesagt, dass eine Mutter alles wagt etc“ hätt ich Dich umarmen mögen. Schauder fasste mich beym Haarzopf! — Amor und seine Taube ist bloss Tändeley, kein Jakobisches Geleyer; ist zwey wahren liebenden aus dem Herzen gerissnes in allegorie gekleidetes Gefühl. Den Soldaten-Abschied kann ich fast auswendig; er blieb sogleich im Hirnkasten kleben. Kurz lieber, recht vielen Dank! Faust's Spazierfarth erwart ich versprochener Massen, wie auch andere Sächelchen, die Du mir im Manuscript mittheilen wolltest. Sophie Laroche war nicht mehr hier, wie Du mir schriebst. — Dein zweiter Brief ist vom 19t. *Xber.* Er fängt an: Du musst blechen, lieber Bruder — Bist Du ein Prophet? Der Spass ist mich theuer zu stehn kommen, hat mich bey 25 fl. gekostet; und doch freut mich jedes Wort das ich gesagt habe, nähm nicht das Doppelte es nicht gesagt zu haben. Dank also für das überschickte. Grossmann sagte mir man wolle sichs nicht ausreden lassen, Du hättest Theil an der Recension. Ist man noch in dem Irrthum bey Dir, so

schreib's; ich will sie alsdann herausziehn*). — Kaufmann sagte mir auf seiner Durchreise er wollte Dich mitnehmen, so lieb es mir für Dich gewesen wär so ist's mir doch noch lieber gewesen von Grossmann zu hören, dass man *in loco* Dich bedenken will, da kan ich Dich doch eher wieder mal sprechen *NB.* Es muss aber nicht beym wollen bleiben! Deine Vocation zum Apostel nehm ich an, hab mich oft geärgert dass man dem Mittelmann seinen Gellert und Rabener lächerlich macht, sind doch ganz gute Hausmannskost; nicht jeder kan lauter hohe *ragouts* verdauen. Die Messe kommt der II. Band aber noch nicht, muss erst die Berichtiger ausschwätzen lassen. — Hätte unsern lieben Kaufmann gern zu Dir begleitet, konnt aber just nicht abkommen und dann war das Gewäsch wegen der Recension eben am grössten. Ist Miller aus Ulm bey Dir gewesen? — und Schubart! wüthend werd ich wenn ich dran denke! War einer mit von den Wenigen die Muth hatten Wahrheit zu sagen! Warum sizt er? Weist Dus so schreib mirs! — Die......! Meiner Kindermörderinn haben sie in Berlin eben die Ehre ange-

*) Diese Stellen sowie die Worte des vorigen Briefes „Wenn Kleins Oper — striecheln" beziehen sich auf des Exjesuiten Prof. Anton v. Klein erbärmliches Libretto „Günther von Schwarzburg", in der Geschichte der Oper durch Holzbauers treffliche Musik und die nationale Tendenz wichtig. Wagner unterzog das „monströse Ding" (Wieland an Merck 1, 100) einer scharfen, unverschämten Kritik F. g. A 27 XII 76 (S. 830—32), die neben den Posaunenstössen der Mannheimer u. s. w. Zeitungen grossen Lärm machte. Er spricht von „unverschämter Pralsucht", „ganzen Tiraden von Nonsens", nennt die Personen „Schulknaben" und „zuckersüsse, fade Gecken", das Ganze ein der hohen Protection unwerthes „albernes Gewäsche", den Verf. ein „Männchen, von närrischer Affenliebe dahingerissen", das sich zum Operndichter schicke, wie der Esel zum Lautenschlagen. — Aber es bekam ihm schlecht. Die kurpfälzische Regierung wandte sich an den Frankfurter Rath, der laut dem Protokoll schon am 31. Dec. beschloss, gegen „Dr. Wagner" wegen der „unschicklichen" Recension „die von den Syndikern vorgeschlagene Bestrafung [s. o. 25 fl.] und Widerruf" zu vollziehen. In der 1. Nr. 1777 depreciert Deinet de- und wehmüthig; die Rec. hatte „höchsten Ortes", also bei Karl Theodor, starken Unwillen erregt. Dann folgt gar S. 59 ff. *Audiatur et altera pars* ein fast nach Ironie schmeckendes, begeistertes Lob des Textes. — Schubart, Freund Kleins (vgl. Strauss 1, 326) an Müller 27 XI 76 „Klein ist ein brafer Mann, von gutem Willen, aber Kraft — Adlerkraft fehlt ihm. Er will gen Himmel und ein Windlein stürzt ihn zur Erde. Auch ströhmt ihm nicht Lebenswasser von innen heraus — Wasser zwar genug, aber nicht was unter den Bäumen des Lebens im himmlischen Jerusalem quillt. Seine Oper kann also nicht gut seyn, ihr mögt sagen was ihr wollt" (Holtei II [1], 123). „Frau Rath" S. 77. In Lenzens „Landprediger" 3, 130 vergnügt man sich „unnatürlich sentimentale Stücke" zu parodieren, „wie z. E. den Günther von Schwarzburg und dergleichen". Mozart 16 XI 77 „Die Musik ist sehr schön; die Poesie ist nicht werth einer solchen Musik". Schiller 3, 583. Günstig äussert sich S. La Roche (Quellen und Forschungen 1874 II, 82). — Klein übertrug auch 1779 Scenen aus Metastasios Dido für Holzbauer (Mannheim 6. Juli), welche die Litt. u. Th.ztg. für einen Professor der schönen Wissenschaften unmöglich schlecht übersetzt fand, „doch trauen wir H. Klein gern zu, dass er so zu übersetzen im Stande ist, wann wir ihn nach seinem Günther von Schwarzburg beurtheilen sollen." — Ueber Klein vgl. das oberflächliche „Litterärische Leben", die Rhein. Beiträge, Seufferts „Maler Müller".

than, die **Stephanie** dem **Macbeth** anthat; haben sie verstümmelt, verhunzt, eignen Koth hineingeschissen. — In Augsburg soll ihr das nemliche Schicksal für das Münchener Theater bevorstehen. Meinetwegen! — Mein Weibchen dankt Dir für Dein freundschaftliches Andenken und erwiederts herzlich.

Ich bin mit aller Wärme Dein Freund
Wagner
auf dem Römerberg.

II. Gedichte von Wagner.

Weinhold besitzt die saubere Originalreinschrift sieben Wagnerscher Gedichte aus Boies Nachlas, von denen drei nachher in den Confiskablen Erzählungen erschienen sind (Der verstockte Tischler; Das . . . Fest. Eine Rapsodie; Die gute Absicht); ein viertes „Die vergebliche Warnung. Ein Lied" mit mehreren Aenderungen im Bürgerfreund (s. o.). Die drei übrigen mögen hier einen Platz finden.

1. An Madame Abt*).

Zur glänzenden Unsterblichkeit
Hat schon in froher Jugendzeit
Melpomene Dich eingeweiht.
Sie flochte Dir in Deine schwarzen Haare
Der Musen Lorbeerkranz,
Da schimmerte vom tragischen Talare
Rund um Dich Götterglanz.
Sie gab Dir jenen Heldengeist,
Den nicht Gefahr, nicht Unglück niederreisst,
Und zeigte Dir die fürchterlichste Scenen. -
Du hörtest den Verbrecher stöhnen,
Durch des Tyrannen Wuth
Floss neben Dir in Strömen Menschenblut,
Und in der dicksten schwärzten Nacht,
Durch falben Blitz noch schrecklicher gemacht,
Kam aus der Hölle düsterm Schlunde
Tisiphone hervor.
Da zischte grässlich für Dein Ohr
Das Schlangenhaar. Aus ihrem Munde
Tönt schauervoller Ton:
So heult ihn Cerberus, geschleift von Jovens Sohn.
Es rasselten zu Deinen Füssen,
In eines Kerkers Finsternissen
Die Sclavenketten fürchterlich.
Du standest muthig da. Die Muse freute sich.
Da zücktest Du den Dolch mit unerschrockner Hand,
Und warst mit Gift und Tod bekannt.
So wurdest Du in ihrem Schoos
Zum tragischen Kothurne gross.

*) Die bekannte Schauspielerin; im Gothaischen Theaterkalender als Elfriede (1779 S. XXXIX) und als Julie (1780 S. 15) vgl. Wagner besungen (ebenda ihr Portrait). Sie spielte auch den Hamlet, wie schon die Neuhoffin sogar Orosman, Barnwell u. s. w. Vgl. über sie Förster Allg. d. Biogr. Bahrdts Autobiographie 2, 113 f. Julie Strassburg 9. Mai 1771 (Loeper 22, 267). Wo ist Wagners Huldigung gedruckt (vgl. S. 146)?

Dann gab sie Dir das zärteste Gefühl,
Die kleinste Schönheit zu empfinden,
Uns, durch der Leidenschaft Gewühl
Das Herze zu entzünden.
Sie lehrte Dich Alzirens Schmerz,
Der Minna Witz und feinen Scherz,
Ganz unnachahmlich auszudrücken.
Umtanzet von den Grazien,
Mit Lotus, und mit Rosenblättern
Bekränzet von den Liebesgöttern
Gabst Du uns Julien.
Ha wie entzückte uns die Liebe
Und ihre Phantasie!
Wie ungezwungen mahlst Du sie,
Die süssen Triebe!
Still keimten sie, schnell wuchsen (sie) empor,
Und brachen dann mit Ungestüm hervor:
So wie ein Bach, der erst in engen Ufern fliesset,
Vom Regen schwillt, dann schäumend sich ergiesset,
Die Heerde und den Hirt ersäuft,
Und schäumend Stein auf Steine häuft.
Da zitterte des Fühlbarn Herz,
Es fühlte zehnfach Deinen Schmerz,
Und schauerte vor Schreckenbildern,
Die Deinen Kampf und die Verzweiflung schildern.
Wie traurig schön lagst Du im Sarge da!
Mit einem Aug aus dem noch Liebe blickt:
So hängt die zarte Rose da,
Von Boreas geknickt.
Ist kein Vanloo, kein Oeser der dich mahlet,
Wie Zärtlichkeit aus Deinen Augen strahlet,
Wie Unmuth sie, gleich Nebeln überzieht,
Und wie die Wuth in jedem Blicke glüht?
O Zauberinn! Du herrscht in unsern Herzen:
Wir bringen gern Dir Opfer dar.
Mit Deinem Klageton, mit Deinen feinen Scherzen
Bezwängst Du den Barbar.
Und schildert Dich mit wehmuthsvollem Ton
Der alte Vater einst dem wissbegiergen Sohn,
So sag er ihm: Sie war das Wunder ihrer Zeit,
Und spielte für die Ewigkeit.

2. An Kloen.

Mich Flattergeist, der Schwärmereien dachte,
Und dessen zephyrlich Gefühl
Von Lottchen ihn zu Friedericken jagte,
Der aus des Amors Pfeil ein Spiel
Ein Jugendspiel nur machte,
Mich Flattergeist wies Kloens Blick
Zur ewigen Beständigkeit zurück.
Sonst sammelt' ich von einzeln Schönen
Mir ein platonisch Ideal:
Da nahm ich von Irenen
Mit kluger Wahl,

Den rothen Mund, der zierlich lacht;
Von Blaffardinen
Die ungezwungnen Mienen
Des Busens blendend weise Pracht;
Von Lalagen die unschuldsvolle Scherze,
Das ädle gute Herze;
Von Tryallis das schwarze Aug;
Von Phrynen ihren schlanken Leib;
Und bildete nach Vater Gleims*) Gebrauch
Aus ihnen mir das schönste Weib.
Das nannt ich Lorchen, Karoline,
Charlotte, Fikchen, Catharine,
Der Himmel weis, wie ich das Mädchen nannte,
Für welches meine Phantasie
Mehr als mein Herze brannte.
  Von ihrer Seele Physionomie
Begeistert sang ich sie;
Und träumte bald von ihren Küssen,
Und bald von ihrem Götterblick,
Der mir das Herz entrissen;
Und schalte dichterich das grausame Geschick
Damit dereinst die Käsekrämer wissen
Wie kümmerlich zu eines Mädchens Füssen
Der junge Dichter seufzen müssen.
  Jezt ist mir diese Schwärmerey
Von Herzen lächerlich;
Sie sey so schön sie immer sey,
Jezt hat sie keinen Reitz für mich.
So bald ich meine Kloe sah
So stand das Ideal der Schönheit vor mir da.
Wie Venus Amathusia
Der blauen Flut entstieg,
Und dann die Grazie das flatternde Gewand
Nachlässig schön ihr mit dem Gürtel band,
Das Wasser aus den Haaren strich,
Und um die kleine weisse Hand
Das blitzende Geschmeide band:
So zierlich ungezwungen stand
Die schöne Kloe vor mir da.
Da fühlt ich himmlisches Entzücken;
Begierig mass mein Aug die reizende Gestalt,
Die Macht von ihren Blicken
Empfand mein Herze bald:
Mein Herz, das ihr entgegenschläget
Wann ihr beredter Mund die Zaubertöne spricht:
So zärtlich tönt, von Benda's Hand beweget
Die Cremoneser Geige nicht.
Jezt Musen jezt begeistert mich!
Bis zur Unsterblichkeit soll sie mein Vers erheben.
So wie Katullens Lesbia,
Properzens Cynthia,
Und des Tibullus Delia,

*) Vgl. z. B. Werke 1, 70, an J. G. Jacobi 1, 142. — Blaffardine und Thryallis sind Namen aus Wielands „neuem Amadis“. Wagner wielandisiert.

So prangtest Du in Famens Tempel
Den Liebenden ein reizendes Exempel.
Allein zu diesem hohen Flug
Sind mir die Schwingen nicht verliehen,
Mein zärtlich Herz sei Dir genug.
Ich will im Thale wo, Dein Bild, die Rosen blühen
Von Deinem Reitz entzündet
Dir kleine Lieder singen;
Und wenn der Vers mir da nicht glückt
So wird er ewig nicht gelingen.

3. Der Schmetterling.

„Froh, zephyrlich zu leben
„Lern von dem Schmetterling;
Sprach Iris, als ich eben
Den bunten Schwärmer fieng.
„Jezt küsst er eine Rose
„Und taumelt halb berauscht
„Zur Nelke, die der Lose
„Um Lilien vertauscht.
Gut Iris! Von den Rosen
Will ich zur Nelke fliehn
Und alle liebzukosen
Will ich für keine glühn.
Doch wenn auf Deinem Munde
Die schönsten Rosen blühn,
Wenn Lilien die runde
Verdeckte Brust umziehn,
Und wenn voll von Gefühle
Ich schwärmend mich verliehr,
Mit beyden küssend spiele,
Sprich! liegt die Schuld an mir?

b. Als Probe der falschen Sentimentalität mögen noch „Ernestinchens Empfindungen an dem Grabe der hochsel. Frau Landgräfinn von Darmstadt“ folgen:

Gott, o Gott! wie rührend schön
Ist nicht dieser Fleck der Welt!
Majestätscher hab ich keinen noch gesehn,
Keinen, der so schwer aufs Herze fällt.

Nachtigallen hundertweis
Klagen hier an diesem Grab;
Sonnenstrahlen zittern durchs Cypressenreis
Halb entfärbt auf es und uns herab.

Trauren schwebet auf dem Ort,
Flösset heilgen Schauder ein:
Todt, ach! ruht die beste Landesmutter dort —
Möchte keine Nachtigall hier sein!

Und „Ein Abschiedsliedchen. Ohne Herz, was thät ich hier“:

Willst mir liebes Herz entfliehen,
Deinem Herren dich entziehen?
Bleib, ach! bleib, ich bitte dich,
Niemand schätzt dich so wie ich.

Hast mir so viel Freud gegeben!
Ohne dich, mein Herz zu leben,
Fiele mir gewiss zu schwer;
Liebes Herz komm wieder her!

Wollen auf Ideen schweben,
Wie sie Lieb' und Freundschaft geben,
Sind bald traurig, bald vergnügt;
Liebes Herz, verlass mich nicht!

Ohne dich würd ich mein Leben
Heute noch den Parcen geben;
Gutes, Bestes, bleib bey mir!
Ohne Herz, was thät ich hier?

III. Lenziana.

1. Dieses letzte Wagnersche Lied erinnert sehr zu seinem Nachtheil an eines der besten von Lenz, das zuerst im Göttinger Musenalmanach für 1777 S. 28 veröffentlicht, von Tieck übersehen, aber in neuerer Zeit häufig wieder abgedruckt worden ist, so von Maltzahn Blätter f. litt. Unterhaltung 1848, 947, von Prutz Der Göttinger Dichterbund S. 345, Appell S. 228, Dorer-Egloff S. 134, Gruppe S. 86. Es lautet:

An das Herz.

Kleines Ding, um uns zu quälen,
Hier in diese Brust gelegt!
Ach wers vorsäh was er trägt,
Würde wünschen, thäts ihm fehlen!

Deine Schläge wie so selten
Mischt sich Lust in sie hinein
Und wie Augenblicks vergelten
Sie ihm jede Lust mit Pein!

Ach und weder Lust noch Qualen
Sind ihm schrecklicher als das;
Kalt und fühllos! O ihr Strahlen,
Schmelzt es lieber mir zu Glas!

Lieben, hassen, fürchten zittern,
Hoffen zagen bis ins Mark,
Kann das Leben zwar verbittern;
Aber ohne sie wärs Quark!

Eine zweifellos ältere, im Ausdruck und in der Reimstellung, die stets *a b b a* ist, abweichende Fassung hat Zöppritz 1869 „Aus F. H. Jacobis Nachlass" ans Licht gezogen (2, 307), mit der durch nichts begründeten widerspruchsvollen Bemerkung, die Aenderungen im Almanach seien nicht von Lenz und zur Verwischung der persönlichen Beziehung bestimmt. Lenz hat erst zuletzt die Spitze „Aber ohne sie wärs Quark!" herausgeschliffen.

Ich bin nun im Strassburger „Bürgerfreund" auf ein fünfzehnstrophiges L. unterzeichnetes Gedicht gestossen, das ich sogleich als die ursprüngliche Gestalt unseres Liedes erkannte. Allein die beiden ersten Strophen freilich stimmen überein, die je ersten weniger, wörtlich die zweiten, nur dass ein „mir" in ein allgemeineres „ihm" übergieng. Denn allerdings wird

das persönliche immer mehr gelöscht. Gleich die Ueberschriften geben die Abschwächung vom „mein“ zum „unser“ zum „das“. Dreizehn Liebesstrophen fielen gänzlich; dafür traten zwei epigrammatische neu hinzu. Es ist ein Liebeslied an „Phillis“, wie Lenz auch sonst die Geliebte (Henriette v. Waldner) bezeichnet, so 3, 268, und ein treffliches Probestück Lenzscher Lyrik. Dass auch hier an Henriette zu denken sei, ist mir wahrscheinlich. Der Bürgerfreund bringt das Gedicht am 1. März 1776, zu einer Zeit, wo Lenz, mit unseren Alten zu reden, gerade in diesem Spital lag. Bei Str. 4 und 6 ist an das gleichfalls Henrietten geltende „An **“ (3, 236 Str. 2) zu erinnern, wo das heilende Lächeln und der das Feld erquickende Sonnenschein ebenso gepaart werden. Die Stimmung der späteren Fassungen spricht schon ein Brief an Lavater vom Frühjahr 1775 (Dorer-Egloff S. 182) dahin aus: „Meine grössten Leiden verursacht mir itzt mein eigen Herz und der unerträglichste Zustand ist mir mit alledem doch, wenn ich gar nichts leide“. Das Liebesgedicht, eine echt Lenzsche Phantasie mit geringen realen Stützpunkten, fliegt wie Klopstocks Liebesoden aus der Gegenwart in die fernste Zukunft. Ich stelle die Fassung des Bürgerfreundes 1, 142 und die bei Zöppritz neben einander:

An mein Herz.

Kleines Ding mit Müh und Leiden
Hier in dieser Brust gepflegt,
Herz! wenn sich dein Sturm nicht legt,
Herz! wo sind denn deine Freuden?

Deine Schläge! wie so selten
Mischt sich Lust in sie hinein!
Und wie schnell sind sie mit Pein
Jede Lust mir zu vergelten!

Phillis! ach nur Augenblicke
Lacht was jeden Unmuth stillt,
Lächelt dein geliebtes Bild
Es von ewgem Gram zurücke.

Ganz verwandelt, neugeboren
Fühl ich dann mich, Göttern gleich:
Und die Welt ein Himmelreich,
Das du dir zum Sitz erkoren.

Ja ein Blick von dir zertheilet
Der Verzweiflung Nacht in mir,
Dass mit Riesenschritt zu Dir
Meine Hoffnung siegreich eilet.

Alles sind mir deine Augen
Was der Erde Sonnenschein,
Wo die Trauben ihren Wein,
Die Geschöpfe Leben saugen.

Könnt ich dir zu fühlen geben,
All die Wohlthat deines Blicks!
Schöpfer meines ganzen Glücks,
Spricht er über Tod und Leben.

Unser Herz.

Kleines Ding, um uns zu quälen
Hier in diese Brust gelegt,
Wüste mancher, was er trägt,
Würde wünschen, thäts ihm fehlen.

Deine Schläge wie so selten
Mischt sich Lust in sie hinein
Und wie sind sie schnell, mit Pein
Jede Lust ihm zu vergelten.

Aber Angst und Furcht und Schröcken
Ueberfällt im höchsten Wohl
Mich auf einmal: Phillis! soll
Diesen Blick einst Nacht bedecken?

Sollen diese Zaubermienen,
Wo der Liebe ganze Macht
Mir das Herz hinweggelacht,
Einst dem trüben Unmuth dienen?

Dieser Busen, der mir Triebe
Banger Lust entgegen schwoll,
Soll er schwinden? Himmel! soll
Ihn kein Wunsch empören, Liebe?

Phillis, soll sogar dein Feuer
Und dein schöner Witz dich fliehn?
Ungetreue sieh mich knieen
Dennoch bleibst du, bleibst mir theuer.

Fährt dein Herz nur fort zu schlagen
Für das Herz, das dich verehrt,
Dem du diese Glut gelehrt,
Sie bis in sein Grab zu tragen;

Ach ich will dich mit Entzücken,
Wenn dein Herz nur fühlbar ist,
Selbst wenn du es nicht mehr bist,
An des Greisen Schneebrust drücken

Auf verwelkten Lippen schweben,
Unsre Seelen noch vereint,
Wenn das Auge nicht mehr weint,
Soll es doch zu weinen streben.

Zitternd falten wir die Hände
Ineinander, halb vertaubt,
Stützen wir noch Haupt an Haupt,
Und erwarten so das Ende.

Dennoch, weder Lust noch Qualen,
Wär weit schröcklicher als das.
Lieber schmelzt mein Herz zu Glass,
Meines Schicksals heisse Strahlen.

Lieben, hassen, streben, zittern
Hoffen zagen bis ins Mark,
Ach das Leben wär ein Quark
Thätest du es nicht verbittern.

„Der Bürgerfreund“ enthält ferner (5 IV 76. I, 220—222) ein bisher unbekanntes religiöses Gedicht von Lenz, das vielleicht einer früheren Periode entstammt. Gerade bei geistlichen Gedichten, wo so viel formelhaftes fortlebt, wo z. B. Lenz bald Klopstockschen Schwung, bald die schlichte Weise des Kirchenlieds anstrebt (s. derlei in Falcks aufschlussreicher Schrift „Der Dichter J. M. R. Lenz in Russland“ 1878), ist die Kritik schwierig und ich kann es so schlimm nicht finden, dass ich ein-

mal, aber mit einem Fragezeichen, gemeint habe, auch das vorausgehende „Ueber die göttliche Vorsehung“ sei von Lenz, während es sich bei Drollinger S. 27 ff. findet. — Die Unterschrift ist wieder L., dies Mal meldet aber das Register „von Lenz“.

Die Auferstehung; eine Cantate.

Recitativ.

Als Christus in die Hölle niederstieg,
Die Geister sich in tausend Schröckgestalten
Vor seinem stillen Antlitz ballten
Und um ihn keiften, knirschten, schalten,
Dass Berg und Thal des Abgrunds von dem Krieg
Der Dissonanzen wiederhallten,
Und er zu allem — göttlich schwieg:
Da schlug ein Donnerschlag auf einmal in die Tiefen.

Arioso.

Es ist geschehn — GOtt du bist frey,
Und aller Himmel Himmel riefen:
Die letzte Prüfung ist vorbey,
Der GOtt ist frey, der GOtt ist frey!

Recitativ.

Und er stieg auf, den Himmel in dem Auge,
Das itzt das erstemal von einer Thräne rann;
Von einer Wollust-Thräne — Sah mit diesem Auge
Die starrenden Gefilde wieder an,
Die seiner Augen Blut getrunken,
Die mit ihm in den Tod gesunken.
Jetzt blühn sie wieder auf von ihm erschaffen, lachen,
Und jauchzen Himmel an und muthig mischen sie
Ihr Lustgeschrey, vollkommen sie zu machen,
Zur grossen Sphären-Harmonie.

Chor der Sphären.

Aria.

Komm herauf, du Sohn der Erde,
Komm aus ihrem Schoos ans Licht,
Dass sie durch dein Angesicht
Ein beglückter Himmel werde.

Die durch deinen Tod erschüttert,
Der Vernichtung zugezittert;
Aber itzt durch dich belebt
Ew'gem Glück entgegen bebt.

Da Capo.

Recitativ.

Wie Mütter, die, was sie mit Schmerz geboren
Und mühsam gross gepflegt, in einem Augenblick verloren,
Ins Grab hinunter sehn, wo das, was sie vergnügt,
Wo ihres Lebens ganze Hoffnung liegt:
So, und bedauernswerther noch,
Für ein gedoppelt Leben, GOtt! getäuscht
Und ihren GOtt in ihren Armen, stehn die Jünger;

Mit mehr als Mutterjammer sehen sie
Starr auf den Boden; staunen sie
Gedankenlos mit unterbrochnen Herzensschlägen,
Ach! ihrem Untergang entgegen —
Als plötzlich eine Ahndung — GOtt er lebt —
Du lebst mein GOtt — sich wie ein Blitz erhebt
In ihrer aller Herzen und sie alle
Ihn wie er lebet vor sich stehn
Zu sehen wähnen — und dann sehn. —

Aria.

Ja ich bins; ich bins — und Friede
Ew'ger Friede sey mit euch!
Kommt, des langen Harrens müde,
Kommt, nehmt Theil an meinem Reich.
Ja ich bins, ich bin es; Friede
Ew'ger Friede sey mit euch!

2. Lenzens „Briefe über die Moralität des jungen Werthers" sind bekanntlich verloren. Goethe correspondierte über sie im Mai 1775 mit dem Freunde zu Pempelfort. Er wünschte den Druck, aber Jacobi mahnte ab obgleich ihm die „herzigen Briefe manche schöne Stunde gemacht" (Briefwechsel S. 47 ff.).

Ich glaube ein Bruchstück derselben aus Wagners Uebersetzung des *Nouvel essai*, die gleichzeitig mit den „Briefen" geschrieben ist, ausgegraben zu haben. Wagner theilt da in einer Anm. S. 292 f. mit Erlaubnis seines „Freundes" „Gedanken des Verfassers der Anmerkungen übers Theater" mit, die Wort für Wort auf die falsche Betrachtung des Goetheschen Romanes passen:

„Es ist eins der grösten Vergnügen der menschlichen Seele, sagt Herr Lenz, neue ihr unbekannte Empfindungen zu erfahren. Das ist der grose Zweck, auf den die Dichter losarbeiten, die aber freilich sodann (sie? solche?) selbst erfahren haben müssen. Widrigenfalls die Verstimmung jedem uneingenommenen Ohr gleich hörbar wird. Eine der grösten Hindernisse aller Würkungen eines Gedichts aber ist, wenn der Leser die darinn vorkommenden Rollen für sich oder andre austheilt. Das ist ein leidenschaftlicher Leser, der kein Urtheil fällen kann; und dem sind die trefflichsten Gedichte die gefährlichsten. Er sucht die Erfahrungen nachzumachen auf Kosten seiner Vernunft und Moralität. So müssen oft die herrlichsten Produkte des menschlichen Genies das Licht scheuen, um nicht Schaden anzurichten. Ich habe den Torso eines Prometheus von Goethe gelesen, das vielleicht das gröste war, was er schrieb, ich zweifle aber, dass er ihn darf drucken lassen, so lang das deutsche Publikum moralische Abhandlungen und Gedichte zu vermischen schwach genug ist. Dieser Prometheus ist ein Götterverächter, wie er in der Geschichte war und seyn musste. Ihn fromm zu machen hiesse der Medicäischen Venus einen Rosenkranz in die Hände geben. Eben in seiner Gottlosigkeit mit all den Liebenswürdigkeiten vergesellschaftet, macht er die erschütterndsten Sensationen, und sein von ihm nach seinem Ebenbild geformtes Mädchen schmelzt uns in Mitleid und Liebe dahin. Wehe aber dem Menschen, der sich in eine wortreiche Widerlegung seiner Worte und Handlungen einlassen wollte: eben dadurch beweist er, dass er Lust hätte ein Prometheus zu werden. Wenn wird man einmal anfangen mit fester Seele bey den Meisterstücken unsrer Künstler vorüberzu-

gehn, und sich ungestört von ihnen entzücken zu lassen, ohne sich Leidenschaften zu seinem Verderben zu überlassen?"

Solche Betrachtungen rein privatim an Wagner zu richten, und so ausgearbeitet, hatte Lenz gar keine Veranlassung. Ein flüchtiges Concept „für Wagnern" über die „Theorie der Dramata" ist uns erhalten „Aus F. H. Jacobis Nachlass" 2, 319.

In der Pyramide des Strassburger Münsterthurmes sind die Namen Wagners und Lenzens neben einander eingemeisselt. Auch die Litteraturgeschichte kann sich, so überlegen Lenz an poetischer Begabung ist, diese Zusammenstellung wol gefallen lassen.

Register.

Druck von Ed. Frommann in Jena.

